ERLANGER BEITRÄGE ZUR
SPRACH- UND KUNSTWISSENSCHAFT

BAND 11

LUDWIG RÖSEL

DIE GLIEDERUNG DER GERMANISCHEN SPRACHEN

nach dem Zeugnis ihrer
Flexionsformen

VERLAG HANS CARL NÜRNBERG

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41536528_0052

Erlanger Beiträge zur Sprach- und Kunstwissenschaft

Band 11 Rösel · Die Gliederung der germanischen Sprachen

ERLANGER BEITRÄGE ZUR SPRACH- UND KUNSTWISSENSCHAFT

Herausgegeben von den Professoren der Universität Erlangen: SIEGFRIED BEYSCHLAG (Deutsche und skandinavische Philologie), HEINZ O. BURGER (Neuere deutsche Literaturgeschichte), KARL HOFFMANN (Vergleichende indogermanische Sprachwissenschaft), ALBERT JUNKER (Romanische Philologie), HEINRICH KUEN (Romanische Philologie), WILHELM LETTENBAUER (Slavische Philologie), KARL OETTINGER (Kunstgeschichte), ERNST SCHWARZ (Germanistik), OTTO SEEL (Klassische Philologie), FRANZ KARL STANZEL (Englische Philologie)

BAND 11 LUDWIG RÖSEL

DIE GLIEDERUNG DER GERMANISCHEN SPRACHEN

VERLAG HANS CARL NÜRNBERG

1962

DIE GLIEDERUNG DER GERMANISCHEN SPRACHEN

nach dem Zeugnis ihrer Flexionsformen

von

LUDWIG RÖSEL

VERLAG HANS CARL NÜRNBERG

1962

D 29

Alle Rechte an diesem Werk, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der photomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung sind dem Verlag vorbehalten. – © Copyright 1962 by Verlag Hans Carl Nürnberg. – Printed in Germany 1962. – Herstellung C. H. Beck'sche Buchdruckerei Nördlingen.

VORWORT

Die Gliederung der germanischen Sprachen ist ein von der germanischen Sprachwissenschaft immer wieder von neuem diskutiertes Problem. Um die Jahrhundertwende schien ein ziemlich gesicherter Forschungsstand erreicht zu sein. Man stellte damals dem Westgermanischen, das das Englische und das Deutsche umfaßte, ein Nordgermanisch und ein Ostgermanisch (Gotisch) gegenüber, wobei man sich nur über die engere oder weitere Zusammengehörigkeit der beiden letzteren noch nicht einig war.

Dann begannen Zweifel an der Gültigkeit der Westgermanentheorie laut zu werden, die schließlich bis zu ihrer völligen Ablehnung führten.[1] Dazu kam, daß die Stammbaumtheorie fragwürdig wurde. Man sah, daß dieses Bild, das die Aufgliederung der germanischen Sprachen mit der Ablösung von sich weiter verzweigenden Ästen von einem Stamm verglich, die wirkliche Entwicklung viel zu vereinfacht darstellte. Schließlich war auch der ›Stamm‹, das ungeteilte Urgermanisch, mehr eine brauchbare Hypothese als eine gesicherte Erkenntnis.

Nun galt es, den leergewordenen Platz der alten Auffassung mit einer neuen Gliederung der germanischen Sprachen zu füllen. Die Forschung der letzten Jahrzehnte hat fast alle möglichen Kombinationen vorgeschlagen, wie es denn auch für jede mehr oder minder zahlreiche sprachliche Hinweise gibt. Ein Teil von ihnen ist von F. MAURER[1a] zusammenfassend genannt worden und zeigt schön die Vielfalt der Möglichkeiten. So ist die heutige Situation der Forschung dadurch gekennzeichnet, daß mehrere sich ausschließende Auffassungen gegeneinander stehen, ohne daß sich die Möglichkeit einer Synthese abzeichnet.

So scheint es eines methodisch neuen Ansatzes zu bedürfen, wenn man bei der Lösung des Problems weiterkommen will. Mehrere gegenwärtige Darstellungen suchen ihn in der Einbeziehung der Ergebnisse der Nachbarwissenschaften, nämlich der Vorgeschichte, der Archäologie und anderer. In einem späteren Aufsatz[2] sieht F. MAURER das Anliegen seines Werkes ›Nordgermanen und Alemannen‹ in der Verknüpfung von Vor-

---

[1] Für die historische Diskussion dieser Probleme verweise ich auf F. MAURER, S. 17 ff., wo sie ausführlich dargestellt ist.

[1a] F. MAURER, S. 67–87.

[2] F. MAURER, Lexis *1* (1948) S. 215.

geschichte, Altertumswissenschaft und Sprachforschung, die um so wichtiger sei, ›als die sprachlichen Tatsachen, auch wenn sie auf vergleichendem Wege erschlossen waren, nicht ausreichten, um das Dunkel zu lichten, das über den Jahrhunderten der germanischen und unmittelbar vordeutschen Sprachgeschichte ruht‹.

Die Verwertung der Ergebnisse der Nachbarwissenschaften hat TH. FRINGS[3] am konsequentesten durchgeführt. Bei seinen Darlegungen sind die sprachlichen Belege zurückgedrängt, sie scheinen nur als Symptome für Siedlungs- und Kulturkreise gewertet worden zu sein, die die Archäologie erwiesen hatte.

Neben der sorgfältigen und genauen Musterung des sprachlichen Materials geht auch E. SCHWARZ[4] bei der Einzelinterpretation der Formen von sprachlichen Erscheinungen auf sprachgeographische und historische Erwägungen zurück. Vor allem die Aufstellung der gotonordischen Grammatik zeigt deutlich, daß die gotonordische Spracheinheit nicht nur Ziel, sondern auch Ausgangspunkt der Überlegungen ist.

Gegen alle drei Arbeiten, die übrigens wenig (E. SCHWARZ auf F. MAURER) oder gar keinen (TH. FRINGS auf seine beiden Vorgänger) Bezug aufeinander nehmen, wendet sich H. KUHN[5] in scharfen Rezensionen. Es spreche hier die Sprachwissenschaft die Auffassungen der Archäologie nach und gebe sich dabei den trügenden Schein, sie bestätige diese. H. KUHNS Kritik mag zu einseitig sein, aber es ist richtig, daß Vorgeschichte, Stammesgeschichte und Archäologie für die Gliederung von Sprachen nur Fingerzeige geben können, aber keine Grundlagen. Denn es läßt sich nicht beweisen, daß sich die uns faßbaren Kulturkreise, die sich ja nur in einer beschränkten Seite der Kultur, in Grabbeigaben und Gebrauchsgegenständen, erkennen lassen, mit Sprachräumen decken. Wenn Bodenfunde wahrscheinlich machen, daß der Kulturraum in Norddeutschland sich um 700 v. Chr. in mehrere Kreise aufgegliedert hat, so sagt das kaum etwas über eine Gliederung der germanischen Sprachen in jener Zeit aus.

Wenn hier nun doch eine Gliederung der germanischen Sprachen allein vom sprachlichen Befund her gewagt werden soll, so tritt uns wieder das

---

[3] TH. FRINGS, Grundlegung S. 46 ff.

[4] E. SCHWARZ, Goten S. 5 (im Vorwort): »Das Gotische darf als Sprachinsel nicht auf das Urgermanische, sondern muß auf die Ausgangslandschaft zurückbezogen werden.« und S. 148: »Hirt betrachtet das sprachliche Leben zu isoliert von der Geschichte. Man muß die got. Sprache als das ansehen, was sie ihrer Geschichte nach ist, . . .«

[5] H. KUHN zu E. SCHWARZ, AfdA *66* (1952/53) S. 45 ff.; zu TH. FRINGS, AfdA *65* (1951/52) S. 53 ff. und ZfdA *87* (1956/57) S. 1 ff.; zu F. MAURER, AfdA *63* (1944) S. 4–13.

Problem der Vielfalt der Beziehungen entgegen, deren Nebeneinander eine eindeutige Aussage unmöglich zu machen scheint.

Wir sehen jedoch eine andere Möglichkeit, an das Ziel zu gelangen, indem wir an die Stelle des räumlichen Ordnungsprinzipes, das sofort jene Parallelen zusammenstellte, die die gleichen Sprachen verbinden, das zeitliche setzen, bei dem zunächst einmal die Parallelen gesammelt werden, die etwa zur gleichen Zeit entstanden sind. Aus einer solchen Gruppe werden dann die räumlichen Beziehungen abgelesen. So kann aus dem verwirrenden Nebeneinander sich widersprechender Verbindungen zwischen den germanischen Sprachen eine klare Abfolge einander ablösender Beziehungen werden.

Dies ist nur möglich, wenn man die Parallelen nicht einfach aufzählt, sondern ihre Entstehung möglichst genau untersucht. So nehmen den weitaus größten Raum der Darstellung sprachhistorische Interpretationen der Unterschiede der germanischen Flexionen ein. Zum Teil stütze ich mich auf die geläufigen Ableitungen, zum Teil sollen bisher in diesem Zusammenhang nicht beachtete Erscheinungen herangezogen und mit Gewicht versehen werden. An der einen oder anderen Stelle sollen vertraute Argumente aufs neue untersucht und mit einer neuen Deutung und Bedeutung vorgelegt werden.

Aus der Anlage der Arbeit als Vergleich der Flexionslehren der germanischen Sprachen ergibt sich eine gewisse Beschränkung des Gesichtsfeldes: Jene Stämme, die untergegangen sind, ohne daß von ihrer Sprache mehr erhalten geblieben ist als einzelne Wörter und Namen, bleiben außerhalb dieser Betrachtung. Auch die Rhein-Weser-Germanen F. Maurers werden nur gestreift, weil sie sprachlich nicht recht zu fassen sind.

Daher widmet sich diese Untersuchung vor allem dem Got., dem An., dem Ae., dem Afries., dem As. und dem Ahd. mit ihren Untergliederungen.

Endziel der Arbeit ist, zu zeigen, welches die älteste uns greifbare Gliederung der germanischen Sprachen ist, wie dann später die Beziehungen gewechselt haben und durch andere Gruppen ersetzt worden sind. Es soll somit die gemeinsame Geschichte der germanischen Sprachen in ihrem Knüpfen und Lösen von Verbindungen nachgezeichnet werden.

An dieser Stelle möchte ich aufs herzlichste Herrn Professor Dr. Siegfried Beyschlag danken, der diese Arbeit angeregt und durch seinen trefflichen Rat und seine liebenswürdige, fördernde Kritik viel zu ihrem Gelingen beigetragen hat.

Hersbruck, Mai 1961 Ludwig Rösel

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort V

Einführung 1

I. Die Auswahl aus Doppelformen, die das Germanische aus dem Indogermanischen geerbt hatte 7

1. Der Nom. Sg. des Fragepronomens 8
2. Der Dat. Sg. Mask. und Neutr. des Demonstrativ- und des Fragepronomens 9
3. Der Akk. Sg. Mask. des Demonstrativ- und des Fragepronomens 11
4. Ablauterscheinungen in der i- und in der u-Deklination 12
5. Die 1. Pers. Sg. Präs. Opt. 13
6. Der Opt. Präs. des Verbum Substantivum 13
7. Die Bildung der Ortsadverbien der Richtung (›wohin‹) 14
8. Das Zahlwort zehn 16
9. Die älteste Gliederung der germanischen Sprachen 17

II. Die Auswahl aus Doppelformen, die erst in germanischer Zeit entstanden sind 20

10. Der Gen. Sg. der mask. o-Deklination 20
11. Gen. Dat. Sg. Fem. und Gen. Pl. des Demonstrativpronomens . 23
12. Das Auftreten von *-oi-* im Dat. Sg. Mask. und Neutr. des Demonstrativ- und des Fragepronomens 26
13. Der Nom. Sg. Mask. der n-Dekl. 32
14. Der Nom. Sg. der Verwandtschaftsnamen 33
15. Kasus, zu deren Bezeichnung verschiedene indogermanische Formen im Germanischen verwendet wurden 34
16. Auswahl aus Doppelformen, die in der Flexion der Verben durch den grammatischen Wechsel entstanden sind 35
17. Der Nom. Akk. Pl. der mask. o-Deklination 38
18. Die Entscheidung zwischen Perfekt **bauht* und Aorist **bugiz* in der 2. Pers. Sg. Prät. Ind. 39
19. Der Pl. Präs. Ind. des Verbum Substantivum 44
20. Zusammenfassung 46

III. Die Stellung des Gotischen innerhalb der germanischen Sprachwelt 48

21. Gotonordische Neuerungen unter Ausschluß des Altenglischen . 48
22. Uralter Besitz des Gotonordischen unter Ausschluß des Altenglischen 50
23. Die Beziehungen des Gotischen zum Südgermanischen unter besonderer Berücksichtigung der Auffassung von Th. Frings . . 53
24. Die Absonderung des Gotischen aus der engeren germanischen Sprachwelt 56

IV. Das Problem des ›Westgermanischen‹ 58

25. Der Nom. Sg. Mask. des Personalpronomens 59
26. Die Ausbildung der diphthongischen Formen des Personal- und des Demonstrativpronomens 61
27. Der Dat. Pl. des ungeschlechtigen Pronomens der 2. Pers. . . . 71
28. Der Dat. Dual des ungeschlechtigen Pronomens der 2. Pers. . . 72
29. Die 2. Pers. Sg. Präs. Ind. des Verbum Substantivum 72
30. Die Bildung der Zehnerzahlen 74
31. Der Bedeutungswandel von **hwilīk* 74
32. Der Nom. Sg. Mask. der n-Stämme 75
33. Der Verfall der fem. īn-Deklination im Westgermanischen . . . 75
34. Die Flexion des Partizip Präsens im Westgermanischen 75
35. Die Längung der Ortsadverbien (›wo‹) 76
36. Der Stamm *walj-* in der Flexion von ›wollen‹ 76
37. Die Bewahrung des Verbs ›tun‹ 76
38. Die Bewahrung des Instrumentals als eigenen Kasus 76
39. Die Struktur der westgermanischen Gemeinschaft 76

V. Neuerungen im Zuge des Verfalls des synthetischen Baus der Sprache und die Stellung des Altsächsischen 79

40. Der Ausgleich zwischen Gen. Sg. und Dat. Sg. der fem. ā-Deklination und des Fem. der Pronomina 81
41. Der Ausgleich zwischen Gen. Sg. und Dat. Sg. bei anderen Deklinationen 81
42. Der Verfall der Unterscheidung der Geschlechter im Nom. Akk. Pl. des Personal- und des Demonstrativpronomens 82
43. Das Eintreten des Akk. Sg. für den Nom. Sg. in der fem. ā-Deklination 83
44. Der Ausgleich zwischen Nom. Pl. und Akk. Pl. in der mask. o-Deklination 84
45. Der Ausgleich zwischen Dat. Sg. Mask./Neutr. und Dat. Pl. des Demonstrativpronomens 85
46. Der Zusammenfall der obliquen Kasus des Sg. der mask. n-Stämme 85

47. Der Zusammenfall des Dat. Sg. und Akk. Sg. beim ungeschlechtigen Personalpronomen 86
48. Der Zusammenfall der 1., 2. und 3. Pers. im Plural der Verben 88
49. Der Nom. Sg. der kurzsilbigen neutr. ja-Stämme 92
50. Die endungslosen Nom. Sg. der starken Flexion des Adjektivs . 94
51. Der Instr. des Demonstrativ- und des Fragepronomens 94
52. Das Fragewort ›wie‹ 95
53. Die 1. Pers. Sg. Präs. Ind. des Verbum Substantivum 95
54. Nordseegermanische Eigenheiten im Langobardischen 95
55. Nordseegermanische Eigenheiten im Niederländischen 96
56. Die Stellung des Altsächsischen zwischen dem Englischen und dem Hochdeutschen 98

VI. Die Verhältnisse des Nordseebereichs bei der Abwanderung der englischen Stämme 105

57. Der Abfall von *-n* in unbetonten Silben 105
58. Die ae. Formen für ›weder‹ 106
59. As. *bium* und anglisch *bēom* 106
60. Nochmals der Stamm *walj-* beim Verbum ›wollen‹ 107
61. Die kürzeren Formen des Possessivpronomens der 1. und 2. Pers. Pl. 107
62. Der Nom. Pl. der mask. o-Deklination im Altfriesischen . . . 108

VII. Probleme der Gliederung des Althochdeutschen 109

63. Alte Unterschiede zwischen den oberdeutschen Dialekten und dem Fränkischen 109
64. Die bairischen Dualformen des ungeschlechtigen Pronomens . . 111
65. Der Einfluß des frk. Reiches auf das Sprachgeschehen der deutschen Stämme 112

VIII. Die Ausgliederung der germanischen Sprachen 115

Anhang A. Der Gen. Sg. der mask. o-Deklination im Altsächsischen . . . 121
Anhang B. Der Dat. Sg. und der Dat. Pl. *-a, -e* der starken Adjektivdeklination im Altfriesischen 129
Anhang C. Die 2. Pers. Sg. Prät. Ind. *bist* in den westgermanischen Sprachen 131

Literatur 133

Abkürzungen der Zeitschriftentitel 138

Autorenregister 139

EINFÜHRUNG

Hier sollen in kurzen Zügen die wichtigsten methodischen Grundsätze dieser Arbeit angedeutet werden.

Die Hauptaufgabe ist zunächst die zeitliche Festlegung der Entstehung von Neuerungen im Flexionssystem und von anderen nur einen Teil der germanischen Sprachen verbindenden Parallelen. Dabei wird von folgenden Grundgedanken ausgegangen:

1. Die Sprache hat die Tendenz, von Doppelformen gleicher Bedeutung die eine im Laufe der Zeit aufzugeben. Das wird bei Doppelformen hohen Alters früher geschehen sein als bei später entstandenen. Damit scheiden sich bereits die Parallelen, die bei der Auswahl[6] aus idg. Doppelformen entstanden sind, von jenen, bei denen die Doppelformen durch germanische Sprachvorgänge gebildet worden waren.

2. Wichtige Neuerungen des Flexionssystems lassen sich mit lautlichen Veränderungen in Zusammenhang bringen, die durch Namen belegt werden können, wodurch die zeitliche Festlegung möglich ist.

Damit läßt sich bereits ein gutes zeitliches Gerüst aufstellen, in das sich durch verschiedene Beziehungen noch eine ganze Reihe von anderen Parallelen einfügt. Erscheinungen, für die sich keine Kriterien für eine zeitliche Einordnung ergaben, dürfen dann wohl jenen hinzugefügt werden, mit denen sie in der Verbindung der gleichen Sprachen übereinstimmen.

Dieses Gerüst erlaubt, weitere Folgerungen zu ziehen: Erweist sich, daß das Ae. bei den ältesten Entscheidungen mit dem Nordgerm., bei späteren aber mit dem Südgerm. geht, und besitzt es bei einer alten Entscheidung sowohl die nördliche als auch die südliche Variante, so darf man daraus schließen, daß die südliche Form erst durch spätere Berührung und Sprachbewegung ins Ae. eingedrungen ist.

---

[6] Im allgemeinen spricht man ja der Auswahl aus altem Gut wenig Beweiskraft zu. Aber ist das Ausscheiden einer Variante nicht auch eine ›Neuerung‹? Es ist wohl richtig, daß gleichartige Auswahl auf Zufall beruhen kann. Wenn aber fünf Fälle gleichartiger Auswahl nebeneinander stehen, ist die Wahrscheinlichkeit, daß die Gemeinsamkeit zufällig ist, auf $1:2^5$ gesunken. Dann sprechen sie doch sehr dafür, daß die Auswahl in enger Nachbarschaft der Stämme getroffen worden ist.

Die sprachhistorische Durchleuchtung einzelner Unterschiede soll einerseits die zeitliche Einordnung ihrer Entstehung ermöglichen, andererseits entscheiden, welche der Sprachgruppen dabei geneuert hat, denn nur für deren Zusammengehörigkeit kann eine Parallele beweiskräftig sein.

Die jüngere Sprachgeschichte im Licht der historischen und sprachlichen Quellen zeigt, daß sich gleichartige Neuerungen selbständig und in geographisch getrennten Bereichen entwickeln konnten (Diphthongierung der langen Vokale im Englischen und im Deutschen). Diese Möglichkeit muß auch bei Parallelen aus historisch dunklen Zeiten in Betracht gezogen werden. Bei der einen oder anderen Neuerung wird der Nachweis gebracht werden, daß sie in mehreren Sprachen zwar mit gleichem Ergebnis, aber mit verschiedenen Bausteinen erfolgte.

Die Verwendung der historischen Formenlehre als Grundlage begegnet jedoch einigen Schwierigkeiten. Die großen historischen Interpretationen der germanischen Flexion sind bereits um die Jahrhundertwende geschehen, zu einer Zeit also, in der die Stammbaumgliederung auch bei diesen Problemen als Grundlage diente. Dies prägt selbst noch das Gesicht jüngerer Untersuchungen.[7] Bei der Besprechung von ahd. *beramēs* weist H. Krahe[8] auf diese Problematik der überkommenen historischen Interpretationen hin: »Daß diese Bewahrung einer vollen Gestalt nur das Althochdeutsche betroffen haben soll, konnte nur so lange Anstoß erregen, als man sich noch nicht von der Vorstellung eines im Sinn der Stammbaumtheorie gedachten und dialektfreien »Urgermanisch« gelöst hatte.«

Von jenen großen Leistungen stammen aber viele noch heute gültige Anregungen und Schlüsse. Auf O. Bremers geistreiche Konstruktion einer »Relativen Sprachchronologie«[9] kann manche moderne Forschungsmeinung (etwa die frühe Ansetzung der Ingwäonismen) zurückgeführt werden, obgleich O. Bremers Argumentationen heute einer genauen Überprüfung unterzogen werden müßten.

Eine weitere Schwierigkeit tritt vor allem beim Vergleich mancher Flexionssilben auf. Ein Teil unserer Auslautsgesetze sind auf Grund weniger Beispiele aufgestellt worden. Stimmt nun die Form einer Sprache gemäß diesen Lautgesetzen nicht zu den entsprechenden der übrigen

---

[7] Es sei auf die sonst sehr wertvolle Untersuchung H. M. Flasdiecks (Englische Studien *71* [1937] S. 321 ff.) verwiesen: »Im Norden ergab **śiais* usw. über **śieR* durch Unbetontheit urn. *sēR*; daß mit Loewe ē aus der 3. Pl. *sī–n* verallgemeinert sei, ist wegen des Got. unwahrscheinlich.« (S. 326) und »Ae. *sīe* kann jedenfalls nicht got. *sijai–* entsprechen; dem widerspricht sowohl wg. *si*, . . .« (S. 327).

[8] H. Krahe, IF *63* (1957/58) S. 56.

[9] O. Bremer, IF *4* (1894) S. 8–31.

Sprachen, so ist es noch nicht gesichert, daß hier wirklich verschiedene idg. Suffixe oder Abtönungen der Endungen vorliegen. Es könnte auch unsere Formulierung des betreffenden Auslautsgesetzes nicht ausreichend sein, weil Nachbarlaute die Entwicklung in andere Bahnen gelenkt haben, ohne daß das in den Auslautsgesetzen berücksichtigt werden konnte, weil man zu wenig Parallelen besitzt.

Dies und anderes führt dazu, daß meistens mehrere Möglichkeiten der Entstehung einer sprachlichen Differenzierung in Betracht gezogen werden müssen. Es gilt daher, abwägend die wahrscheinlichste Erklärung zu finden. An der einen oder anderen Stelle legt Verf. einen eigenen Rekonstruktionsversuch dar und stellt ihn zur Diskussion.

Eine zweite methodische Erkenntnis der letzten Jahrzehnte läßt diese Arbeit außer acht, indem sie sich weitgehend auf die Grammatiken der überlieferten ältesten Texte der Einzelsprachen stützt. Seit langer Zeit ist man darauf aufmerksam geworden, daß die Sprache unserer Texte als geschriebene Sprache nicht mit der gesprochenen übereinzustimmen braucht. Es läßt sich aber zeigen, daß diese Unsicherheit für die Beurteilung von Unterschieden in der Flexionslehre nicht sehr schwerwiegend ist, jedenfalls weit weniger als für den Vergleich der Lautsysteme, der deshalb in dieser Arbeit weitgehend in den Hintergrund getreten ist.

Wenn wir auch überhaupt nichts von den Lauten wüßten, die durch die gotischen Buchstaben vertreten werden, so ließe sich doch die Mehrzahl der Unterschiede zwischen der got. und der ahd. Flexion feststellen. Aus der Tatsache, daß got. *–a–* auch im Ahd. als *–a–* erscheint (wenn nicht *i* oder *j* folgte), ist zu schließen, daß got. *has* und ahd. *hwer* nicht zusammengehören können. Im As. ist die Schreibung des Endungsspiranten der 3. Sg. Präs. Ind. und des Pl. Präs. Ind. so schwankend, daß man aus ihr nicht erkennen kann, welche as. Aussprache *(–th* oder *–d)* und welche germ. Lautung vorliegt *(–þ* oder *–đ)*. Ich vergleiche deshalb die Wiedergabe dieses Spiranten mit der Schreibung von Formen, in denen die Frage, ob germ. *–đ* oder germ. *–þ* vorliegt, einwandfrei geklärt ist. Dabei zeigt sich, daß der fragliche Dental wie der des Part. Prät. der schwachen Verben bezeichnet wird, so daß es wahrscheinlich ist, daß er wie dieser auf germ. *–đ* zurückgeht.

So hilft die Einbettung der einzelnen Form in das gesamte Sprachsystem über die Schwierigkeiten hinweg, die durch die mangelnde Kenntnis der Aussprache entstehen. Wir haben eben durch die schriftlich fixierten Lautsysteme einen Maßstab für den Flexionsvergleich, in dem bereits die Diskrepanz zwischen gesprochener und geschriebener Sprache enthalten ist, so daß Maßstab und Gegenstand des Vergleichs sich entsprechen. Auch wenn die Schreibung die as. Laute verfremdet haben

sollte, so geht es doch auf echte sächsische Sprachgewohnheit zurück, wenn die obliquen Kasus der n-Stämme verschiedene Endungsvokale für Mask. und Fem. besitzen.

Skeptisch muß man jedoch gegen Versuche sein, die aus einzeln überlieferten Wörtern weittragende Folgerungen ziehen. Ae. *–a* in *hona* läßt sich als Abkömmling von idg. *–ō* erweisen, weil man einerseits den Vergleich mit dem Gen.Pl. *daga* aus idg. *–ō* besitzt, andererseits aber andere in Frage kommende idg. Endungen wie *–os* geschwunden oder wie *–ōn* anders vertreten sind (*–ōn* wurde zu *–e*, vgl. *tunge)*. Aber bei einem einzeln überlieferten Namen wie *Nasua* läßt es sich nicht sagen, ob idg. *–ō*, *ōn*, *ēn* oder *–os* vorliegt, denn man weißt nicht, wie deren Entwicklung bis zum 1. Jh. v. Chr. in der Sprache, die *Nasua* repräsentiert, verlaufen war.

Andere Einwände gegen die Deckung von Laut und Schrift kommen von der Kenntnis des Mhd. und der modernen Schriftsprache, die beide stark von der gesprochenen Sprache abweichen. Bei ihnen ist die Beharrlichkeit der Schrift und das Bemühen um eine hochsprachliche Lautung, die mundartliche Besonderheiten auszumerzen versucht, von entscheidendem Einfluß gewesen. Aber an den Anfängen der Schriftlichkeit, aus denen wir unsere Argumente holen, ist weder mit Schreibtradition noch mit Bestrebungen übermundartlicher Schreibung zu rechnen. Die Mönche waren sicher froh, als sie ihre eigenen Sprachgewohnheiten auf das Pergament gebracht hatten; auf eine überdialektische Schriftsprache durfte sich ihr Ehrgeiz noch gar nicht richten. Tatsächlich zeigen auch die ahd. Texte eine Vielfalt von dialektischen Eigenheiten. Natürlich greifen wir in den Texten nicht das gesamte Sprachgut eines Stammes, sondern das der Schicht, der die Mönche entstammen, also vorwiegend die Sprache des Adels und der Freien. Aber wenn das Westsächsische nirgends die zum as. *usa*, *unka* (Gen. *uses*, *unkes)* stimmende Kurzform für »unser« belegt, so darf man doch annehmen, daß sie im Westsächsischen nicht vorhanden gewesen ist. Anders verhält es sich beim bair. Dual *ez*, *enker*. Er erscheint in den altbair. Texten nicht, weil dort der Dual als eigene Position nicht mehr gebraucht wurde. In der gesprochenen Sprache behielt der Dual seine Funktion länger, seine Form drang in den Pl. ein, wo sie im 14. Jh. dann auch schriftlich belegt ist.

Die Schreibtradition wirkt sich wieder bei der Wiedergabe von Lauten viel mehr aus als bei den Flexionsformen (solange es sich nicht um direkte Abschriften handelt).

Durch den Sprachvergleich erhalten wir zunächst einmal die Beziehungen der germanischen Sprachen zueinander, wie sie im Laufe der Zeit gewechselt haben. Aus ihnen können Nachbarschaften und schärfere Grenzen, aus ihrem Wechsel Völkerbewegungen erschlossen werden. Da-

mit muß sich die Sprachgeschichte zunächst begnügen. Sprachliche Gemeinsamkeiten oder Neuerungen können sich über Stammes- und Volksgrenzen hinweg verbreiten. Hier ist auf die Diphthongierung von *ō* zu *uo* zu verweisen, die das Ahd. mit romanischen Sprachen verbindet, und auf den Wandel von *-ft* zu *-cht*, der sowohl in niederfränkischen als auch in nordfranzösischen Bereichen stattgefunden hat. Es wird sich zeigen, daß die Sonderbereiche der germ. Welt in späterer Zeit, wie etwa die westgerm. Gemeinschaft, dadurch gekennzeichnet sind, daß in ihnen die Neuerungen alte Sprach- und Volkstumsgrenzen übersprungen haben. Wenn allerdings die Einheit der Sprache durch die Gleichartigkeit der kulturellen Zeugnisse ergänzt wird, so steht nichts gegen die Annahme, daß eine enge, alle Bereiche des Lebens umschließende Gemeinschaft vorgelegen hat. Aber das liegt außerhalb der Absicht dieser Arbeit, die sich mit dem Aufzeigen sprachlicher Argumente für die Gliederung der germ. Welt begnügt.

Gewisse Schwierigkeiten bereitet die Bezeichnung der Sprachen und Sprachgruppen in den frühen Sprachperioden. Im folgenden werden die fixierten Namen der Sprachen in die früheren Zeiten zurückprojiziert. So ist ›Vorae.‹ gleichsam die Abkürzung für ›jene Sprachgruppe, aus der sich später das Ae. entwickeln wird‹, ohne daß damit ausgesagt werden soll, daß sie sich schon damals als eigene Gruppe konsolidiert hatte. Um der einfachen Darstellung willen werden die alten Gliederungsbegriffe des Germ. verwendet. Dabei ist Westgerm. vielleicht häufiger eingeflossen, als es tunlich ist, aber es ist eben eine bequeme Sammelbezeichnung für Ae., As. und Ahd., ebenso Ahd. und Vorahd. für Bair., Alem. und den südl. Teil des Frk. Wenn es nicht aus dem Zusammenhang hervorgeht, bedeuten Westgerm. oder Ahd. die Summe, nicht die Einheit ihrer Glieder.

Die Gliederung des Materials geht von den auf S. 10 dargelegten methodischen Grundgedanken aus:

Kapitel I ist den Unterschieden gewidmet, die durch die Auswahl aus idg. Doppelformen entstanden sind;

Kapitel II den aus germ. Doppelformen entstandenen.

Kapitel III dient der genaueren Fixierung des Gotischen, die von den Ergebnissen von I und II verlangt wird.

Kapitel IV bringt Neuerungen, die sich in den Jahrhunderten nach der Zeitwende vollzogen und die westgerm. Sprachen verbinden.

Kapitel V bespricht Erscheinungen, die wegen des Verfalls des germ. Flexionssystems im westgerm. Bereich auftreten, und im Zusammenhang damit die Eigenart des As. und die Auflösung der westgerm. Gemeinschaft.

Kapitel VI geht auf die Verhältnisse an der Nordseeküste bei der Abwanderung der englischen Stämme ein.

Kapitel VII streift das gegenseitige Verhältnis der hd. Stämme, das heißt der Franken, Alemannen und Baiern.

Kapitel VIII bietet die Zusammenfassung der Ergebnisse.

I. DIE AUSWAHL AUS DOPPELFORMEN, DIE DAS GERMANISCHE AUS DEM INDOGERMANISCHEN GEERBT HATTE

In mehreren Positionen des Flexionssystems weichen die in den germanischen Einzelsprachen überlieferten Formen nur durch die verschiedenen Ablautsstufen ihrer Vokale voneinander ab. Wenn keine gewichtigen Gründe dagegen sprechen, dürfen wir annehmen, daß diese Doppelformen in jener Zeit entstanden sind, als der idg. Akzent auf die Vokale wirkte. Da jedoch die Aufteilung der Formen auf einzelne Sprachen nicht bereits bei ihrer Bildung geschehen sein muß, brauchen die Unterschiede zwischen den germanischen Sprachen lange nicht so alt zu sein. Vielmehr werden die Doppelformen noch eine gewisse Zeit im gleichen Sprachbereich nebeneinander gestanden haben, bis sie dann im Zuge einer strafferen Ausformung des Flexionssystems durch Ausstoßung jeweils einer Form vereinfacht worden sind. Sie bildeten eine Unklarheit des Systems, und es ist denkbar, daß die germanischen Sprachen diese beseitigten, als sie den Positionenreichtum der idg. Flexion auf das einfachere germ. System reduzierten. So darf man die Unterschiede, die durch verschiedene Auswahl aus idg. Gut entstanden, und damit die durch sie repräsentierten Gruppierungen der germ. Sprachen wohl in die frühgermanische Zeit datieren.

Das bleibt Vermutung; sicher ist nur, daß die Systemstörung, die durch das Nebeneinander von funktionell gleichen Doppelformen verursacht war, wohl zu einem recht frühen Zeitpunkt behoben worden ist.

Im einzelnen sind die zu nennenden Formen schon zur Beurteilung der Verwandschaftsverhältnisse der germ. Sprachen herangezogen worden, die meisten sind bei E. Schwarz[10] zu finden, einige bei H.-F. Rosenfeld.[11] Hier sollen sie als älteste Gliederungsschicht innerhalb des Germanischen zusammengestellt und in ihrer sprachgeschichtlichen Entstehung untersucht werden. Dabei ist die Frage nach Spuren zu stellen, die die unterdrückte Form in den einzelnen Sprachen in Komposita und Ableitungen hinterlassen haben könnte.

---

[10] E. Schwarz, Goten S. 196 ff.
[11] H.-F. Rosenfeld, ZfPh *8* (1953) S. 365 ff.

1. Der Nom.Sg. des Fragepronomens

a) ahd. *hwer*, as. *hwē*, *hwie*: got. *has*, an. *hwar*, ae. *hwā*

Die Frage nach dem Alter dieser Formen wird verschieden beantwortet. H. Krahe[12] führt die got. Form auf idg. **q^{u}os* zurück und betrachtet die ahd. als Nachbildung nach dem Gen. Sg. Mask.; H. Hirt[13] hingegen erkennt nur die ahd. Form als ursprünglich an (aus idg. *q^{u}es*). Es scheint jedoch nichts dagegen zu sprechen, wenn man beide Formen als alt bezeichnet.[14]

Im Hinblick auf die erst später zu beleuchtende Problematik des As. sei betont, daß as. *hwē*, *hwie* durch den z-Abfall und dadurch, daß *-ie* in einem Teil der Texte auftritt, als bodenständig erwiesen wird und nicht auf späten karolingischen Import aus dem frk. Bereich zurückgeführt werden kann.

b) ahd. *hwelīh* (umgelautet aus *hwalīh*), ae. *hwelc*: got. *hileiks*, on. *hwilik(–in)*, ae. *hwilc*, as. *hwilik*[15]

Für die Gliederung der germanischen Sprachen in früher Zeit ist wenig zu gewinnen, da uns das Ae. lehrt, daß sich die Grenzen zwischen **hwalik* und **hwilik* noch in historischer Zeit verschoben haben. Im Anglischen und im frühen Westsächsischen herrscht *hwelc*, im Kentischen jedoch *hwilc*, das dann in der spätae. Sprachperiode den Siegeszug ins Westsächsische angetreten hat.[16] Es scheint wenigstens im Westgermanischen eine einzelsprachliche selbständige Aufteilung vorzuliegen, während die Übereinstimmung von on. *hwilikin* und got. *hileiks* von E. Schwarz[17] als Beleg einer engeren got.– on. Verbundenheit herangezogen wird. Bemerkenswert ist der Unterschied, der sich hier zwischen dem festländischen Sächsischen und dem Westsächsischen auftut.

c) ahd. *hwedar*, as. *hwedar*: got. *haþar*, ae. *hwæder*, an. *hwarr* (das sich lautgesetzlich aus dem in frühen Texten noch einige Male belegten *hwaþar* entwickelt hat.[18])

Im Ae. sind noch beide Ablautsstufen vorhanden, sie sind auf die Dialekte des Ae. verteilt; das Anglische besitzt *hweder*, das zum ahd.

---

[12] H. Krahe, II § 42.
[13] H. Hirt, Urgerm. II § 74, 1.
[14] E. Schwarz, Goten S. 196; Streitberg § 186.
[15] Die as. Form nach J. H. Gallée § 372, entgegen der bei Sievers-Brunner (§ 342 Anm. 2) gegebenen.
[16] Sievers-Brunner § 342, Anm. 2.
[17] E. Schwarz, Goten S. 93.
[18] A. Noreen, Gramm. § 474, 2 und § 292.

as. *hwedar* stimmt, das Altwestsächsische jedoch *hwæder* aus germ. **hwaþar*.[19]

Auf die Verteilung von *hwaþar*, *hweþar* im Ae. soll in einem anderen Zusammenhang noch eingegangen werden (siehe Kapitel VI).

Die Bildung *hwaþar/hweþar* ist idg.; von den idg. Parallelen, die H. Hirt[20] gibt, sei altindisch *katarás* herausgegriffen.

2. Der Dat.Sg.Mask. und Neutr. des Demonstrativ- und des Fragepronomens

ahd. *hwemu*,	as. *hwemu*, *hwem*:	got. *hamma*,	an.(adän.) *hwam*
themu	*themu*, *them*:	*þamma*	

Der Gegensatz ist dadurch verwischt worden, daß im An., Ae. und Afries. für **þamm-/*þemm-* eine auf germ. **þaim-* weisende Form eingetreten ist (siehe S. 26 ff.). Daß in diesen Sprachen einstmals *hwamm-* und *þamm-* geherrscht haben, wird durch einige Spuren wahrscheinlich gemacht. So tritt im Adän. neben *hweim* noch *hwam* auf, und im Afries. läßt sich der Gen.Sg.Mask.Neutr. *hwammes* nur als Ableitung aus einem alten Dativ *hwamma* oder *hwamme* erklären. Für das Dem.Pron. fehlen solche unmittelbare Anzeichen. E. Schwarz[21] möchte im aschwed. *þom* eine Entsprechung des got. *þamma* sehen, aber dabei ist zu bedenken, daß es im Plur. häufiger ist als im Sg. und daß urgerm. *-am* weder in haupttonigen noch in nebentonigen Silben zu *-om* wurde. So wird *þom* auf den Einfluß des nominalen Dat.Pl. zurückzuführen sein.[22] Die lautgerechte Vertretung von *hwamma*, *þamma* wird ja durch adän. *hwam* repräsentiert. Ebensowenig ist on. *þæm* mit ahd. *themo* zusammenzubringen, denn auch hier sind die Belege im Plural zahlreicher und weiter verbreitet als im Sg. Es wird daher durch Abschwächung von *þeim* in tonloser Stellung entstanden sein.

Durch die Formen des Adj., die einst durch das Dem.Pron. umgebildet worden sind (*blindamma* nach *þamma*), läßt sich zeigen, daß von den ahd. Stämmen wenigstens die obd. einmal auch *þamm-* gekannt haben müssen. Braune-Mitzka:[23] »Die Endung des D.Sg.Mask. Neutr.war ... ursprünglich *-amu*; von dieser Form findet sich noch eine kleine

---

[19] Im Spätwestsächs. und Kentischen tritt auch *hweder* auf; es wird wohl hier aus älterem *hwæder* entstanden sein (Sievers-Brunner § 52, Anm. 2, der jedoch an Herleitung auch dieser Formen aus **hweþar* denkt).

[20] H. Hirt, Urgerm. II § 72,2,1.

[21] E. Schwarz, Goten S. 90.

[22] A. Noreen, Geschichte § 204,15.

[23] Braune-Mitzka § 248, Anm. 4.

Zahl Belege in K, B, H, Rb. . .«. Das Adj. *-amu* weist deutlich auf ein Dem. Pron. *þamm-*; wie weit *-amu* im Obd., Frk. (und auch vielleicht As.) einmal verbreitet gewesen ist, läßt sich nicht mehr feststellen. Die Denkmäler B, H, Rb stammen aus Reichenau und Murbach, sind also auf alem. Boden unter frk. Einfluß entstanden, K ist alem. Umschrift eines bairischen Originals.[24] So scheint *-amu* im Alemannischen, das auch sonst sehr beharrlich ist, sein Hauptgebiet gefunden zu haben. Es fragt sich, ob der Bestand dieser Denkmäler ein altes Nebeneinander von *-amu/-emu* widerspiegelt, oder ob *-emu* (später *-emo*) erst im Eindringen von außen, etwa vom Frk. her, begriffen ist.

Ebenso muß offen bleiben, welche Formen ursprünglich im Frk. vorhanden gewesen sind. Es ist möglich, daß es nur **þemmō*, **blindemmō* besessen hat, dann würde obd. **blindammō* ein eigenes Gewicht gewinnen und die obd. Stämme in Verbindung mit den englischen, nordischen und gotischen Sprachen bringen. Das besäße vielleicht in der Nähe der Elbheimat der Sueben und der Sitze der Goten an der Weichsel einen geographischen Hintergrund. Aber das Frk. kann ebenfalls **blindammō* neben **blindemmō* besessen und **blindammō* nur früher als das Obd. ausgeschieden haben, so daß **blindammō* (bzw. *-ē*) gemeingermanisch gewesen und seine längere Bewahrung im Obd. nicht auf got. Einflüsse zurückzuführen wäre.

Wenn die nördlichen Formen des Dat. Sg. (u. Pl.) *blindum* (an. auch *blindon)* mit dem got. *blindamma* zu vereinigen sind,[25] so gewinnen wir einen Terminus ante quem für die Übertragung der Endung des Pron. auf das Adj. An. und ae. *-om*, *-um* haben sich nicht aus urgerm. *-am* entwickelt, sondern fordern urgerm. *-om*.[26] Das zeigt, daß die Übertragung der Endung nicht von der Form **þasm-*, sondern von **þosm-* aus erfolgt ist. So lautete die Endung der Adj. *-om-*, das erhalten blieb und später zu *-um-* wurde, weil es unbetont war. So war idg. *-o-* noch nicht in betonten Silben zu germ. *-a-* geworden, als die Übertragung im Voran. und Vorae. geschah.[27] Anders ist die Entwicklung im Vorobd. verlaufen, da dort *blindamu* auf germ. *-am-* weist, während urgerm. *-om* als *-um*, *-om* erscheint: idg. **dhoghomiz* wird *tagum*. Dafür sind zwei Erklärungen möglich. Entweder ist die Übernahme der Pron. Endung durch das Adj. erst nach dem Wandel von *-o-* zu *-a-* in betonten Silben erfolgt,

---

[24] Braune-Mitzka § 5.

[25] So E. Schwarz, Goten S. 94, H. Krahe II § 50; anders, jedoch ohne zureichende Begründung I. Dal, NTS 7 (1934) S. 154.

[26] A. Noreen, Gramm. § 217 (vor allem 2.).

[27] Das Got. kann hier nicht beurteilt werden, da hier *-am* und *-om* auch in Nebensilben zusammengefallen sind.

oder es wurde nach diesem Wandel die Adj.-Endung *–*omma* nach dem Pron. *þamma* zu *–*amma* umgefärbt. In beiden Fällen greifen wir hier frühe Entwicklung, die im Norden des germ. Bereiches anders verlaufen ist als im Süden. Zugleich ist gezeigt, daß das Vorobd. (und damit wohl auch das Südgerm. allgemein) **þasmo* noch nach der Umwandlung von idg. *–o–* zu germ. *–a–* besessen hat.

Hier haben wir die Bestätigung, daß im Urgerm. noch beide Ablautsdubletten in éiner Sprache nebeneinander vorhanden waren. Dafür ist noch anzuführen, daß idg. **tosmē* und idg. **tesmō* angesetzt werden; ahd. *–amu* (aus *–osmō*) und as. *them* (aus **tesmē*) fordern jedoch, daß im Urgerm. (oder auch schon früher) eine Kontamination beider ursprünglichen Formen stattgefunden haben muß.

Die oben aufgezeigte Sonderentwicklung wird hier nicht unmittelbar zur Gliederung der germanischen Sprachen herangezogen, da sowohl das Gotische (s. o.) als auch das Frk.[28] und das As.[29] die Aussage verweigern. Aber sie gibt uns wertvolle Hinweise auf die zeitliche Festlegung der ersten uns faßbaren Aufteilung und Gruppierung der germanischen Sprachen, die ihr zufolge in die Zeit der Wandlung von idg. *–o–* zu germ. *–a–* zu setzen ist.

3. Der Akk.Sg.Mask. des Demonstrativ- und des Fragepronomens

ahd.	as.	ae.	an.	got.
hwen	*hwena*	*hwone*	*hwan*	*hana*
then	*thena, thana*	*þone*	*þann*	*þana*

Die Forschung nimmt an, daß ahd. *hwen* und *then*, as. *hwena* sekundär durch Anlehnung an andere Kasus umgefärbt sind.[30] Dann wäre die got., an., ae. Ablautsstufe die allein ursprüngliche. Dafür spricht, daß im Idg. vor *–m* der gleichen Silbe jedes *–e–* zu *–o–* geworden ist.[31] Aber es läßt sich doch lat. *quem* gut mit ahd. *hwen* verbinden. So darf man vielleicht beim Fragepronomen doch von idg. ererbten Dubletten sprechen.

---

[28] Hier gibt es ja keine Adj.-Endung *–amu* mehr.

[29] Für das As. belegt Heliand M *–umu*; es zeigte, daß das As. an der obd. Sonderentwicklung nicht teilgenommen hat, wenn es nicht zu viele andere Erklärungen für *–umu* gäbe (etwa jene, daß der Dat. Pl. *–um* es umgefärbt habe).

[30] W. Streitberg § 187,2a; H. Krahe II § 37 und § 42; E. Kieckers § 117.

[31] H. Hirt, IF *32* (1913) S. 209 ff.

Anders ist es beim Dem.Pron.; hier sind keine idg. Parallelen für *thena* belegt, dessen Geltungsbereich im Germ. noch enger ist; es herrscht nur im Ahd., während im As. *thana* daneben tritt, das auch für den Archetypus des Heliand erschlossen wird.

Nur erwähnt, nicht erörtert soll werden, daß die idg. Endung des Akk. Sg.Mask. der Pron. und der Adj. *–om* in urgerm. Zeit eine Erweiterung durch die Partikel *–om* erfahren hat, die im As. und Got. durch *–a*, im Ae. durch *–e*, im An. durch die Bewahrung von auslautendem *–n* (das im absoluten Auslaut verstummt wäre) zu belegen ist. Im Ahd. überrascht der Schwund (oder das Fehlen) von *–a*, aber es wird wohl die Erweiterung auch einmal besessen haben, denn idg. **tom* hätte zu *tha* werden müssen; wie das Beispiel **tiām* ⟩ *thia* lehrt, schwand idg. auslautendes *–m*, wenn es nicht einst gedeckt gewesen war.

4. Ablauterscheinungen in der i- und in der u-Deklination

Beide Klassen sind im Verfall begriffen; man kann daher mit vielerlei Ausgleichserscheinungen rechnen.

a) Gen.Sg. der fem. i–Stämme. »Aus einer dem got. *–ais* entsprechenden Vorform ist auch das an. *–ar* (aus urdnord. *–āR*) herzuleiten. Das Wgerm. kürzte die alte Ablautsdublette *–eīs* zu *eis* bzw. *–eīz* ⟩ *–eiz*, woraus *–ī* werden mußte, das dann (wahrscheinlich unter dem Einfluß des Dat.Sg.) zu *–i* gekürzt wurde.«[32] Aber es liegt nahe, gleich eine Übernahme der Dat.Sg.-Form in den Gen. anzunehmen;[33] das entspricht einer allgemeinen Ausgleichstendenz der westgerm. Flexion, der – zögernder – auch die fem. *ā*-Stämme gefolgt sind.

b) Dat.Sg. der u-Stämme. H. Krahe[34] leitet got. *sunau*, an. *magiu* und ahd. *suniu* von idg. *–ēu* ab und fährt fort: »Auf die Ablautsdoublette idg. *–ōu* können die normalen Formen des Ags. *(–a)* und As. *(–o)* zurückgehen.« Einerseits ist nicht sicher, was im As. als normale Form anzusehen ist,[35] andererseits ist auch hier an eine Übernahme der Gen.Sg.-Form in den Dat.Sg. zu denken.[36]

c) Die Nom.Pl. der *–u* Stämme gehen in allen germ. Sprachen auf idg. *–eu̯es* zurück, nur ags. *suna* beruht auf einer anderen Bildung, vielleicht idg. *–ou̯es*.[37] A. Walde[38] spricht vorsichtiger von einer Ver-

[32] H. Krahe II § 15.
[33] So A. Walde, S. 57.
[34] H. Krahe II § 17.
[35] J. H. Gallée § 326 und § 328 gibt vier Dat. *–o* und drei *–u* an.
[36] Sievers-Brunner § 271, Anm. 1: »Der Dat.Sg. ist wohl nach dem Gen. gebildet.«
[37] H. Krahe II § 17; Sievers-Brunner § 271, Anm. 1.
[38] A. Walde, S. 57.

drängung des *-eu* durch *-au* im Ae. und läßt Charakter und Zeit dieses Vorgangs offen.

Aus keiner der genannten Formen läßt sich ein gewichtiges Argument gewinnen.

5. Die 1. Pers.Sg.Präs.Opt.

Got. *baírau*, an. *bera*: ae. *bere*, as. *bere*, ahd. *bere*. Das got. *baírau* und das nur westnord. belegte *bera* lassen sich auf idg. *-oi̯m*, die westgerm. Form auf *-oim* zurückführen.[39] Man verwendet dies, um den Gegensatz zwischen dem Gotonordischen und dem Westgerm. zu unterstreichen.[40] Da aber im Westgerm. die 1. Pers. Sg. Opt. mit der 3. Pers. gleichlautend ist, muß mit einem Einwirken der 3. Pers. auf die 1. Pers. gerechnet werden, zumal auch im Ostnord. die alte 1. Pers. Opt. Präs. durch die 3. Pers. verdrängt worden ist. Es braucht westgerm. *bere* somit nicht auf idg. *-oim* zurückzugehen, sondern kann die alte 3. Pers. Sg. sein.

6. Der Opt.Präs. des Verbum Substantivum

Got. *sijais*, an. *sér*, ae. *sīe*: as. *sīs*, ahd. *sīs*

Die idg. Präsensflexion zeigte Ablaut zwischen Sg. und Pl.: Z. B. alat. *siēm*, *siēs*, *siēt*, *sīmus*, *sītis*, *sient*. »Der Ablaut zwischen Sing. und Plur. wird im Laufe der Zeit in den meisten Sprachen beseitigt, indem teils nach dem Sing., teils nach dem Plural ausgeglichen wird. Er ist aber in das Griech., Lat., Germ. hineingekommen. . .«[42] und ebda.: »Got. und Ahd. haben nach verschiedenen Richtungen ausgeglichen und lassen zusammen das lat. Paradigma erschließen.«[43] Die direkte Ableitung aus idg. Formen stimmt für das Got. allerdings nur »unter der Voraussetzung, daß g. *ai* = *e* ist. . . Wer sie nicht teilt, muß annehmen, daß hier Analogiebildungen nach dem 2. Opt. *baírais* vorliegen.«[44] Auch wenn man von got. *ai* = *ai* ausgeht, wird dieser Umbildung der Stamm **siē-* zugrunde gelegen haben. Jedenfalls ist die Auffassung H. M. Flasdiecks:[45] »Im Germ. liegen beide Stämme, *sī* und *si̯ē*, vor. Das Ng.-Got. führte *si̯ē* durch, gestaltete jedoch die Formen in Anlehnung an die Verben mit präs. *j-* thematisch um;« viel wahrscheinlicher als

[39] H. Krahe II § 77.
[40] H.-F. Rosenfeld, ZfPh *8* (1953) S. 384.
[42] H. Hirt, Idg. IV § 123,1.
[43] H. Hirt, Idg. IV § 123,1 Fußn. 3.
[44] H. Hirt, Urgerm. II § 152.
[45] H. M. Flasdieck, Englische Studien *71* (1936/37) S. 326.

H. KRAHES[46] Annahme, die Goten hätten aus einem abstrahierten Stamm *sij-* die Formen durch Anfügung der thematischen Endungen des Opt. Präs. der st. und sw. Verben konstruiert.

Die Verwandtschaft der got. und an. Formen ist allgemein anerkannt. »Die an. Formen sind auf irgendeine Weise mit den gotischen identisch oder verwandt, doch ist der Weg der vorauszusetzenden Kontraktionen im Urnord. oder An. nicht völlig klar.«[47]

Die ahd. und as. Formen gehen auf *sī-* zurück. Umstritten ist die Stellung des Ae.[48] H.-F. ROSENFELD[49] stellt das Ae. hier zum Süden und verwendet die Formen zur Gegenüberstellung von Gotonordisch und Westgerm. Er stimmt hierin mit H. M. FLASDIECK überein, der zwar sieht, daß *sī, sȳ, sīn, sȳn* im Ae. weit weniger zahlreich sind als *sīe, sīen*, aber letztere als ae. Neubildungen interpretiert: »Ae. *sīe* kann jedenfalls nicht got. *sijai* entsprechen; dem widerspricht sowohl wg. *si* wie der Umstand, daß wg. *sij-* vor *ai* nicht verändert wurde.«[50]

Das erste Argument H. M. FLASDIECKS ist für uns bedeutungslos, das zweite wird durch die ae. Lautgesetze fraglich. SIEVERS–BRUNNER entscheidet sich anders: »Urspr. *i* + *æ, e* ergibt nur im Ws. einen Diphthong *īe*, der wie sonstiges altws. *īe* später *ȳ* wird, so Opt. *sīe, sȳ* sei (aus **sijae*). . .«[51] Damit sind auch die spätwestsächsischen Formen *sī, sȳ* erklärt.

So steht das Ae. mit **sie-* beim Got. und An., während das Ahd. und das As. *sī* verallgemeinerten.[52]

7. Die Bildung der Ortsadverbien der Richtung (»wohin«)

got.	an.	ae.	as.	ahd.	
hidrē	*hedra*	*hider*	*herod*	*herōt*	(hierher)
hwadrē		*hwæder*	*hwarod*	*hwarōt*	(wohin)
þadrē[53]	*þadra*[54]	*ðæder*	*tharod*	*tharōt*	(dorthin)

[46] H. KRAHE II § 98.
[47] H. KRAHE II § 98.
[48] Das bei H. KRAHE II § 98 gegebene Paradigma beruht wohl auf einem Druckfehler. Jedenfalls widerspricht eine 2. Pers. Sgt. Opt. Präs. *sīs* dem ae. System völlig.
[49] H.-F. ROSENFELD, ZfPh. *8* (1953) S. 384.
[50] H. M. FLASDIECK, Englische Studien *71* (1936/37) S. 326.
[51] SIEVERS-BRUNNER § 130, 3.
[52] Vgl. auch SIEVERS-BRUNNER § 31.
[53] *þadrē* ist im Got. nicht belegt, läßt sich aber aus got. *þaþro* erschließen.
[54] Mit Bedeutungswandel zu ›dort‹ (S. FEIST, Etym. Wb. d. got. Spr. S. 491 a).

Entgegen der Auffassung H.-F. Rosenfelds[55] zeigen die Formen, daß im Ahd. und As. eine andere Bildung vorliegt als im Got., An. und Ae. Wohl entsprechen die ae. Normalformen den got. und an. Formen nicht völlig. Den Vokal *-e-* der zweiten Silbe des ae. *hider* dürfen wir als Sproßvokal ansprechen,[56] aber got. Länge *-ē*, an. *-a* ist im allgemeinen auch im Ae. als auslautende Kürze *-e* erhalten.

Aber got. *-ē* ist etymologisch nicht durchsichtig. Es ergibt sich zwar die Ablaut und grammatischen Wechsel verbindende Korrespondenz *hwadrē* (wohin): *hwaþrō* (woher),[57] aber für *hwadrē* bietet sich keine idg. Parallele an,[58] während *haþrō* auf den idg. Ablativ *(-ō)* zurückgeht. *-ē* als Endung in mehrsilbigen Wörtern ist got. ungewöhnlich und kommt sonst nur noch in dem ebenfalls ungeklärten Gen. Pl. Mask. vor.

Ein Vergleich mit Instr. *þē*, Dat. Instr. *þamma (þammēh)* legt es nahe, daß *hwadrē* mit diesen zusammenzustellen ist. Dann wäre aber got. **hwadra* zu erwarten; diese Endung ist auch in der Korrespondenz got. *aftra* (rückwärts): *aftarō* (hinten) belegt. Got. *hwadrē*, an. *hedra* erklären sich dann dadurch, daß die Anlehnung an das einsilbige *þē* den Endungsvokal vor der Abschwächung (vgl. *þammē* zu *þamma*) bewahrt oder diese rückgängig gemacht hat. Aus einem got. **hwadra* (idg. *-ē*) entwickelt sich lautgerecht ae. *hwæder*.

Aber auch die Anlehnung von got. *hidrē*, an. *hedra* an den Instr. *þē* muß nicht auf diese Sprachen beschränkt gewesen sein, denn ae. *hidere*,[59] das neben der Formalform *hider* belegt ist, kann gut mit got. *hidrē* zusammengestellt werden.

Es bleibt noch die Frage aufzuwerfen, ob wir wirklich von einer Auswahl aus idg. ererbtem Gut sprechen dürfen.

Für das Alter der nördlichen Form spricht die im Got. durch den grammatischen Wechsel gegebene Verbindung mit *þaþrō*. Aber auch ahd. as. *tharōd* kann alt sein. »*-od* vergleicht sich (falls von idg. Alter) der Endung *-uta* des lat. *aliuta* ›anderswie‹, doch kann (falls jünger) auch

---

[55] H.-F. Rosenfeld (ZfPh. *8*, 1953, S. 383) stellt ein westgerm. Suffix *-ter* dem gotonord. *-drē* gegenüber. Die oben zusammengestellten Formen zeigen, daß dies für die aus Pron. gebildeten Ortsadv. nicht zutrifft. Bei anderen Ortsadverbien tritt im Ahd. und As. wohl *-ter* auf (z. B. *hindar*, *nidar*), doch sind das nach Kluge-Götze (S. 321a und 525b) komparativische Bildungen, die zudem genaue Entsprechungen im Got. *(hindar)* oder An. *(nidr)* haben.

[56] Nach hellem betonten Vokal ist der Sproßvokal *-e-* (Sievers-Brunner § 152).

[57] H. Güntert, IF *37* (1916/17) S. 27.

[58] Hier ist darauf zu verweisen, daß H. Hirt (Urgerm. II § 89,8) keine idg. Entsprechungen für got *-drē* gibt.

[59] Belegt bei Sievers-Brunner § 321. Daß hier trotz des bewahrten auslautenden *-e* Sproßvokal auftritt, ist leicht mit einer Anlehnung an die gekürzte Form *hider* zu erklären.

das unter –wärts entwickelte *–ward* darin enthalten sein.«[60] Wie *–ward* und *–ōd* zusammenzubringen sind, kann ich mir nicht vorstellen.

Der Vergleich von *thār*, *hwār*, *hiar* mit *tharōt*, *hwarōt*, *herōt* spricht für ein hohes Alter der Zusammensetzung. Die Kürze ist das Ursprüngliche, wie die idg. Entsprechungen (ai. *tárhi* und *kárhi*)[61] und Belege anderer germanischer Sprachen lehren. Die Längung der einsilbigen Wörter *hwar*, *thar*, *her*[62] ist nach der Wandlung von *ā* zu *ō* geschehen, ist aber schon im Got. belegt: *hēr*. Da die erste Silbe in ahd. *tharōt*, *hwarōt* und *herōt* stets den kurzen Vokal zeigt, müssen die Zusammensetzungen bereits vor der Längung gebildet worden sein.

Ob man ahd. as. *–ōd* mit got. *–aþ* (z. B. *samaþ* ›zusammen‹ und *dalaþ* ›abwärts‹) zusammenstellen kann, ist fraglich. Jedenfalls liegen verschiedene Vokalquantitäten vor.[64] Zudem scheint *–aþ* stammhaft zu sein, wie die Erweiterung durch *–a* zu *dalaþa* ›unten‹ und der Vergleich von *samaþ* und *dalaþ* mit *iup* ›aufwärts‹ vermuten lassen. Sollten *–ōd* und *–aþ* dennoch zusammengehören, so hätte auch das Got. die Bildungsweise des Ahd. und des As. gekannt, sie aber bei den aus Pron. gebildeten Richtungsadverbien nicht durchgeführt oder aufgegeben. Eine ähnliche Feststellung erlaubt für das Ahd. *aftar* ›rückwärts‹ (zu idg. **api*) im umgekehrten Sinne.

Es könnte gegen die hier gegebene Auffassung der Einwand erhoben werden, daß das Got. zu *þadrē* die Korrespondenz *þaþrō* besitze, neben dem ae. *þæder* aber das genau zu den ahd. und as. Formen stimmende *þonan* stehe. Dazu ist zu sagen, daß *–ana* als Endung der Ortsadverbien der Herkunft gemeingermanisch sehr lebendig ist (got. *hindana* ›von hinten‹, an. *austana* ›von Osten‹), und daß im Ae. und im An. sehr gut eine Störung der ursprünglichen Verhältnisse vorliegen kann.[65]

8. Das Zahlwort zehn

Das grenzt zwar an den Bereich des Wortschatzes, sei aber hier gestreift, weil es sich gut an das Vorhergehende anfügen läßt. »Idg. **dékṃ* (. . .) = got. *taihun*, ags. *tīen*. As. *tehan*, ahd. *zehan* fordern eine Grund-

[60] Kluge-Götze S. 144a.

[61] Kluge-Götze S. 122a bzw. 883a.

[62] *ē*[2] in *hēr* wird hier durch Dehnung aus *–e–* erklärt. Daß dies möglich ist, zeigt die Entwicklung von ahd. *miata* aus germ. **mezdo* (got. *mizdo*) durch Ersatzdehnung von *–e–* nach Ausfall von *–z*.

[64] Got. *samaþ* erscheint folgerichtig im Ahd. als *samt*.

[65] An. *þadan* zeigt die Verdrängung von **–þrō* durch *–an*, die dadurch begünstigt war, daß im An. *–ō* im absoluten Auslaut zu *–a* wurde und deshalb das alte Richtungsadverb des Zieles mit dem der Herkunft zusammenfallen mußte. *þadan* erklärt sich dann leicht aus der Anfügung von *–an(a)* an ein aus *þadra* falsch abstrahiertes *þad–*.

form **dekom (. . .)*. An. *tīo* ist Umbildung nach *nīo* ›neun‹.«[66] So steht auch hier das Ae. auf der Seite des Got. und des An.[67] und im Gegensatz zum As. und Ahd.

9. Die älteste Gliederung der germanischen Sprachen

Ein Schema soll die in den Kapiteln 1–8 gewonnenen Ergebnisse verdeutlichen. Die unten durchgeführte Anordnung der Sprachen bietet zwei Vorteile: Einerseits können die germ. Sprachen in früher Zeit wirklich in ähnlicher Nachbarschaft gesessen haben,[68] so daß jede Sprache im Schema zwischen den vermutlich nächstbenachbarten Sprachen steht, andererseits ergeben sich alle von der Forschung zur Diskussion gestellten frühen Gliederungen zwanglos.[69]

1. Got.	2. An.	3. Ae.	4. As.	5. Ahd.	6. Got.
1 a *ƕas*	*hwaR*	*hwā*	**hwe, hwie**	**hwer**	*ƕas*
1 c *ƕaþar*	*hwaþar*	*hwæþer*			*ƕaþar*
		hweþer	**hwedar**	**hwedar**	
2 *ƕamma*	*hwam*	*(hwamma)*	**hwem(u)**	**hwemu**	*ƕamma*
þamma			**them(u)**	**demu**	*þamma*
3 *ƕana*	*hwan*	*hwone*	**hwena**	**hwen**	*ƕana*
6 *sijai*	**sie*	*sīe*	**sī**	**sī**	*sijai*
7 *hidrē*	*hidra*	*hider*	**herōd**	**herōt**	*hidrē*
8 *taihun*	*tio*	*tīen*	**tehan**	**zehan**	*taihun*

Wenn man von 1 c absieht, ist das Ergebnis eindeutig. Bei der Auswahl aus idg. Doppelformen stimmen einerseits das Ae., das An. und das Got., andererseits das Ahd. und das As. überein. Für die Verbindung von Ahd. und As. in früher Zeit wird das nächste Kapitel noch zwei wichtige Parallelen bringen: ahd. as. *dages* gegen an. ae. *dagas* und ahd. as. **þez–* gegen ae. an. **þaiz–*, die mit guten Gründen hier nicht aufgenommen wurden.

[66] H. Krahe II § 62. Ähnlich auch E. Schwarz, Goten S. 198.

[67] Ein dem got. *taihun* entsprechendes an. **tihun* war eher geneigt, sich an *nio* anzulehnen, als ein **tehom*, das dem As. und dem Ahd. entsprochen hätte.

[68] Es wird sich um einen Kreis um die südliche Ostsee handeln: Die Goten in SO-Schweden, westlich davon die heutigen Skandinavier, daran anschließend oder südlich davon die ›englischen Stämme‹ (vielleicht bereits auf Jütland sitzend), im Norddeutschen Tiefland dann die Sachsen und die später süddeutschen Stämme.

[69] 1. + 2. = Gotonordisch (E. Schwarz u. a.) 1. + 2. + 3. = weitere nordische Gemeinschaft (E. Schwarz), 3. + 4. = ingwäonische (nordseegerm.) Gruppe (E. Schwarz, Th. Frings, E. Rooth u. a.) 3. + 4. + 5. = das Westgerm. (alte Gliederung, H.-F. Rosenfeld) 4. + 5. = Südgerm. im Gegensatz zu 1. + 2. + 3.; 5. + 6. = Verbindung der Elbgermanen mit den Goten (F. Wrede, Th. Frings).

Bei vier unserer Parallelen, die der Pronominalflexion entstammen und auf den e/o-Ablaut zurückgehen, liegt der Verdacht auf gegenseitige Beeinflussung nahe, aber die übrigen drei gehören ganz verschiedenen Bereichen der Flexionslehre an und stehen nicht im Zusammenhang miteinander. Das erhöht die Beweiskraft unserer Formen und schaltet die Gefahr, daß die Entscheidungen nur zufällig übereinstimmen, weitgehend aus.

In Kapitel 2 zeigte sich eine bescheidene Sonderentwicklung im Obd. (und vielleicht auch im Frk.), die während der Umwandlung von idg. *–o–* in germ. *–a–* erfolgte. Das gibt einen Anhaltspunkt für die Datierung der sprachlichen Untergliederung des Germanischen, die durch die oben zusammengestellten Parallelen repräsentiert wird. So läßt sich feststellen, daß sich innerhalb des Germanischen bereits Sonderbereiche ausgebildet haben, während sich noch die großen sprachlichen Umwälzungen des gesamten Germanischen *(o > a)* vollzogen. Doch wie kläglich mutet der Unterschied **þamma*: **þemma* an gegenüber der gemeinsamen Umwandlung von *o* zu *a* oder jener zwischen **siēs* und **sīs* gegenüber der Systematisierung des Ablauts in der germ. Verbflexion. Es ist zu betonen, daß hier eine Untergliederung, aber keine tiefgreifende Aufteilung der germanischen Sprachwelt vorliegt.

Die großen Entwicklungen waren auffällig und systembildend, zum Teil auch durch die gemeingermanische Umwandlung der Intonation verursacht, sie konnten alle damaligen Grenzen innerhalb des Siedlungsraumes der Germanen überwinden.

Ganz anders die von uns genannten Besonderheiten innerhalb dieser Sprachgemeinschaft. Sie waren wenig auffällig und vom Standpunkt des Sprachsystems aus gleichgültig. Auch sind sie keine Neuerungen, die vielleicht zunächst unbeteiligte Sprachen hätten mitreißen können. Die Auswahl aus altem Gut vollzog sich wohl in eher durch geographische als durch politische Verhältnisse bestimmten Bereichen gemeinsam. Als Trennungslinie bietet sich die Ostsee mit ihrem westlichen Ausgang, den Sunden, an. Das bedeutet für die zeitliche Einordnung, daß die Goten noch nicht von Südschweden an die Weichselmündung übergesiedelt waren. Ihr Zug, von der Archäologie mit Hilfe von Bodenfunden ins 2. Jh. v. Chr. gesetzt, ist der terminus ad quem für unsere erste Gliederung der germanischen Sprachen.[70] Für die räumliche Fixierung der frühesten

[70] Wäre die Auswahl erst später erfolgt, so wären die Entscheidungen bei den Goten in den Weichselsitzen und im Mutterland unabhängig voneinander gefallen. Dem widerspricht die große Zahl der Parallelen (vgl. Fußnote 6). Es ist nämlich nicht anzunehmen, daß der Verkehr über die Ostsee so stark war, daß er die geringfügigen, kaum merklichen Unterschiede ausgleichen konnte, die entstanden, wenn etwa das Got. sich für *hwez*, das spätere An. aber für *hwaz* entschieden haben sollte. Über das Meer breiteten sich doch nur die großen, auffälligen Entwicklungen aus.

Sitze der Angelsachsen ist der enge Anschluß derselben an das Nordische und ihre Trennung vom Ahd. zu betonen. Wir müssen zustimmen, wenn SCHWARZ[71] aus der Untersuchung der ae. Flexion folgert, daß das »Nordseegermanische . . . einmal in einem engeren Verband mit dem Nordgerm. gewesen« ist. Wahrscheinlich sind zur Zeit dieses engeren Kontaktes die ›Nordseegermanen‹ in Südskandinavien gesessen. Allerdings wird hier ›nordseegermanisch‹ im Gegensatz zu E. SCHWARZ auf das Vorae. und Fries. eingeschränkt; das As. folgt gerade bei diesen frühen Entscheidungen dem Ahd.

Zunächst wurden im allgemeinen das Ae. und Ahd. als sprachliche Einheiten behandelt und in frühere Zeiten zurückprojiziert. Das bedarf der Nachprüfung und Rechtfertigung, denn beide Sprachbereiche sind bereits bei der ersten schriftlichen Fixierung deutlich in Dialekte geteilt. Es ist nicht notwendig, aus diesen Unterschieden eine alte Scheidung zu erschließen, es kann und wird eine spätere Sprachbewegung die Einheitlichkeit zerstört haben. Für das Ae. wurde schon auf die dialektische Aufteilung von *hwelc/hwilc* (Kapitel 1 b) und *hwedar/hwædar* (Kapitel 1 c) hingewiesen, worauf an späterer Stelle (VI, Kap. 57) einzugehen sein wird.

Innerhalb des Ahd. ist nur eine Scheidung aufgefallen: obd. *blintamu* (neben *–emu*) gegenüber frk. *blintemu*, aber dabei ist auch an spätere Ausgleichsvorgänge zu denken. Es könnten noch angeführt werden:

a) obd. Gen. Dat. Sg. *hanin:* frk. *hanen*, die E. SCHWARZ[72] aus ablautenden Gen. Sg.-Formen (frk. **–enos* und obd. **enes*) ableitet

b) obd./teilfrk. *unsēr, unseres* gegenüber frk. *unser, unses*, die H. KRAHE[73] auf die idg. Doppelformen *n̥seros* und *n̥sos* zurückführt. Aber auch hier brauchen keine alten Unterschiede vorzuliegen; obd. *hanin* kann der alte Dat. *(haneni)* und frk. *hanen* der alte Gen. *(hanenaz)* sein und ein später entgegengesetzter Ausgleich (wie die unten in Kap. 40 beschriebenen) vorliegen. Gegen die Herleitung von *unser, unses* aus idg. **n̥sos* sind Bedenken zu erheben, wahrscheinlicher ist eine späte Entwicklung der Kurzform aus der Langform (etwa durch Kürzung der Formen *unserero* zu *unsero*, von wo aus *uns–* als Stamm verallgemeinert worden ist). Für beide Erscheinungen ist auf Kap. 60 und 62 zu verweisen.

Jedenfalls ist die Trennung der Franken von den obd. Stämmen, die die Archäologie vorgenommen hat (Weser-Rhein-Germanen gegenüber Elbgermanen), für diese frühe Zeit sprachlich nicht greifbar. Hier soll im folgenden der Ausdruck ›Vorahd.‹ für die Trias Fränkisch, Bairisch, Alemannisch verwendet werden, über deren Verhältnis in Kapitel VI noch einiges zu sagen sein wird.

---

[71] E. SCHWARZ, Goten S. 199.
[72] E. SCHWARZ, Jahrbuch für fränkische Landesforschung *15* (1955) S. 49 f.
[73] H. KRAHE II § 36.

II. DIE AUSWAHL AUS DOPPELFORMEN, DIE ERST IN GERMANISCHER ZEIT ENTSTANDEN SIND

Während die Sprache alte Doppelformen durch die Aufgabe der einen Variante beseitigte, entstanden immer wieder neue. Dazu gab es in der frühgermanischen Sprachperiode verschiedene Anlässe. Das idg. System wurde durch das weit einfachere germanische Flexionssystem ersetzt. Dabei trat oft eine einzige germ. Flexionsposition an die Stelle mehrerer des Idg., wodurch dann mehrere idg. Formen für einen germ. Kasus zur Verfügung standen. Andererseits setzte sich oft ein Paradigma aus verschieden gebildeten Formen oder gar aus verschiedenen Stämmen zusammen. Das Bestreben, einheitliche Stämme zu schaffen, führte oft dazu, daß jeder Sonderstamm ein eigenes Paradigma entwickelte, so daß nun zwei oder mehrere nebeneinander standen. Auch der grammatische Wechsel ließ Doppelformen entstehen: dem Wechsel der idg. Betonung entsprechend standen Flexionsformen mit stimmhaften Spiranten neben solchen mit stimmlosen.

Es darf angenommen werden, daß diese Doppelformen später als die in Kapitel I besprochenen, die aus dem Idg. ererbt waren, vereinfacht worden sind. Deuten sie auf andere Gruppierungen der germ. Sprachen, so ist das kein Widerspruch zu dem Ergebnis von Kapitel I, sondern zeigt, daß die Beziehungen innerhalb der germanischen Sprachwelt sich verlagert haben.

Die Parallelen in Kapitel I deuten auf sehr enge Verbindungen zwischen den Gruppen, innerhalb deren keine Sprachgrenzen wirksam waren. Das erlaubt, zeitlich unbestimmte Neuerungen, die der alten Gruppierung widersprechen, als jünger anzusehen. Wenn sich im folgenden z. B. das An. und das Got. verschieden verhalten, so darf angenommen werden, daß die Goten bereits aus Südschweden abgewandert waren, als die Entscheidung fiel.

10. Der Gen.Sg. der mask. o-Deklination

Runennordisch *godagas*, ae. *godæs*: got. *dagis*, ahd. *tages* erlauben den Nachweis, daß in den Sprachen mit **dages* nie *–oso* neben *–eso* gestanden hatte.

Nach H. KRAHE[74] ist als idg. Paradigma der o-Dekl. mask.: Sg. Nom.: *-os*, Gen. *-eso*, *-oso* Dat. *-ōi*, Akk. *-om*, Instr. *-ō*, Pl. Nom. *-ōs*, Gen. *-ōm*, Dat. *-omis*, Akk. *-ons* anzusetzen. Wenn irgendwo, hätte hier der Systemzwang entscheiden, sich ein von allen anderen Kasus gestütztes *-oso* gegen das isolierte *-eso* durchsetzen müssen. Es liegt nahe, daß *-oso* aus *-eso* gerade in Angleichung an die übrigen Kasus umgefärbt worden ist.

Nach den Gesetzen des Idg. ist germ. **dagas* ein Widerspruch in sich. Nach dem Abtönungsgesetz, das H. HIRT[75] vereinfachend formuliert: »Unbetontes vollstimmiges *e* wurde zu *o*«, hätte *-oso*, wenn es durch echten Ablaut zu *-eso* entstanden wäre, unbetont sein müssen. Dem widerspricht aber, daß sich überall im Germ. der stimmlose, Endbetonung fordernde Spirant *-s* durchgesetzt hat (beim Nom. Pl. dagegen wirken noch beide Betonungstypen nach: ahd. *taga*: ae. *dagas*). Der Gedanke, daß *-s* als Kasuszeichen des Gen. Sg. Mask. und Neutr. verallgemeinert worden sei (vgl. unten die Darstellung der 2. Pers. Sg.), scheitert daran, daß *-s* nur in der o-Dekl. auftritt, während die übrigen Deklinationen im An. und Wgerm. gerade *-z* haben.[76] Auch eine Anlehnung an das Dem.-Pron. **þes* kommt nicht in Frage, da dieses nach dem Ausweis von ›wer‹, ›mir‹, ›der‹ etc. meist satzunbetont gestanden hat und somit erst recht den grammatischen Wechsel zeigen müßte. Ein zwischen *-z* und *-s* schwankendes Substantiv wäre vielmehr vom Pronomen nach *-z* hin gedrängt worden. Entgegen H. HIRT[77] kann das Germ. aus dem Idg. nur den Betonungstypus *dhoghéso* übernommen haben.

Man[78] nimmt eine Übertragung der Endung aus dem Pronomen an. Das löst die oben geschilderten Probleme nicht, denn ein Nebeneinander von **teso*/**toso* hätte wiederum zur alleinigen Übernahme von *-oso* führen müssen, und bei **þas* aus **toso* tritt wieder der unlösbare Widerspruch der Betonung auf. H. HIRT[79] gibt als idg. Beleg für **toso* altgriech. *tosío*, das aber ebenfalls in einem Paradigma steht, bei dem die anderen Formen nur *-o-* zeigen, so daß auch hier der Gedanke an eine Umwandlung eines ursprünglichen **tesío* unter dem Einfluß der übrigen Kasus naheliegt. Zudem besitzt das An. beim Subst. *godagas*, aber beim Dem. Pron. *þess*; der Gen. *-as* ist beim Subst. also weiter verbreitet als beim Dem. Pron.,

---

[74] H. KRAHE II § 4.

[75] H. HIRT, Idg. II § 186.

[76] Fem. ā-Dekl.: an. *skarar*, ahd. *giba*; u-Dekl.: an. *sonar*, das sogar ein Beispiel für das Mask. bietet.

[77] H. HIRT, Idg. V § 171. Daß im Idg. auch bei den mask. o-Stämmen wechselnde Betonung innerhalb des einzelnen Wortes möglich war, weist K. HELM (PBB 71, S. 262) gegen H. HIRT und die Dissertation von dessen Schüler BARBER (›Die vorgeschichtliche Betonung der germ. Subst. und Adj.‹, Heidelberg 1932) nach.

[78] H. KRAHE II § 4; H. HIRT, Idg. III § 54; Urgerm. II § 38,4.

[79] H. HIRT, Urgerm. II § 38,4.

das widerspricht der Annahme, *–as* sei vom Pron. aus in die Subst.-Flexion eingedrungen.

Es sei folgende Lösung vorgeschlagen:

Die vorgerm. Formen lauteten:

dhóghos dhoghéso (vielleicht nach **teso*) *dhoghoi dhoghom*
so *teso* (= abg. *céso*) *te–/to– tom*

Der ursprüngliche Gen. ist im Got. und Ahd. bewahrt geblieben. Im Voran. und Vorae. ist zunächst beim Subst. (das ja vom Systemzwang viel stärker betroffen wurde als das Dem. Pron., das ohnehin durch verschiedene Stämme gebildet wurde) *–eso* unter dem Einfluß der übrigen Kasus zu *–oso* umgefärbt worden. Das muß vor der ersten germ. Auslautsschwächung geschehen sein, durch die der einheitliche *–o–* (bzw. germ. *–a–*) Vokalismus der übrigen Flexionsendungen aufgehoben wurde.

Der Gen. der o-Subst., nun *–as*, wirkte dann auf das Dem. Pron. *þes* und färbte es im Ae. um. So heißt es dort *dagæs* und *dæs*. Im An., wo der Gen. *dagas* früh zu *dags* gekürzt wurde, konnte sich *þes(s)* behaupten.

Bei dieser Sicht ist es unmöglich, in den Doppelformen des As. *(dages, dagas)* und des Ae. *(dagæs, dages)* idg. Varianten zu sehen.[80] Ae. *dages* ist wohl die lautgerechte Abschwächung von *dagæs* (aus *dagas*), das in den ältesten Quellen herrscht.[81] Mit ursprünglich *–as* stellt sich also hier das Ae. zum An.

Im As. ist die Aussage der Texte nicht so eindeutig. Sie und der Stand der Forschung machten eine eigene Untersuchung erforderlich, die im Anhang A zusammengefaßt gegeben wird und die zu dem Ergebnis führt, daß das As. ursprünglich *–es* besessen und bewahrt hat, *–as* auf späte innersächsische Vorgänge zurückzuführen ist.

Die Goten können während des Sieges von *–as* im An. und Ae. nicht mehr in Skandinavien gesessen haben, sie wären sonst vom Beispiel des An. mitgerissen worden. So kommen wir zu folgendem zeitlichen Ablauf:

1. Die gemeinsame Auswahl des Got., An und Ae. nach Kapitel I.
2. Abwanderung der Goten über die Ostsee (um 100 v. Chr.).
3. Umwandlung des Gen. *–eso* nach *–oso* im An. und Ae.
4. Eintreten der germ. Auslautsgesetze.[82]

---

[80] E. Schwarz, Goten S. 197, und H. Krahe II § 4 sprechen von Ablautsvarianten.

[81] Sievers-Brunner § 237, Anm. 1 und § 150, 3b.

[82] Ein direkter Beweis für diesen Ablauf ist, daß das Got. die Auslautsschwächung anders als die übrigen germ. Sprachen durchgeführt hat, sich also schon vor dieser vom Voran. getrennt hatte.

So hemmt *–m* im Got. den Verfall von vorhergehendem *–a* nicht: Idg. **ghebhā* und

11. Gen.Dat.Sg.Fem. und Gen.Pl. des Demonstrativpronomens

got. *þiz–*, ahd. as. *ther–*: ae. *þær–*, an. *þeir–*

Der im Idg. vorliegende Wechsel von *–oi–* (im Gen. Pl. aller Geschlechter) und *–e–* (im Gen. und Dat. Sg. Fem.)[83] ist im Germanischen dahingehend ausgeglichen worden, daß sich im Got., Ahd. und As. die *–e*-Stufe, im Ae. und An. jedoch die *–oi*-Stufe durchgesetzt hat.

Nach H. Krahe haben die Germanen aus den ererbten Formen (Gen. Sg. Fem. **þezⁱōs*, Dat. Sg. Fem. **þezⁱai*, Gen. Pl. **þaizōm*) eine doppelte Formenreihe entwickelt:

1. **þezōz* **þezai* **þezōm* (Got., Ahd., As.)
2. **þaizⁱōz*, **þaizⁱai*, **þaⁱzōm*[84] (An., Ae.)

Im ersten Paradigma hat sich die Angleichung der Formen auch auf den Halbvokal *–j–* ausgedehnt, der überall ausgeschieden wurde, während in der zweiten Formengruppe nur die Wurzelvokale gleich wurden, die durch das *–j–* gegebenen Unterschiede aber bestehen blieben, so daß es hier aussieht, als sei *–oi–* einfach vom Plur. auf den Sg. ausgedehnt worden. Es liegt also nicht nur eine verschiedene Auswahl, sondern auch eine Sonderentwicklung vor.

Ein alter Unterschied zwischen An. und Got. braucht jedoch nicht zu bestehen, da es sich zeigen läßt, daß auch das Got. einst die *–oi–* Stufe, das Nordische auch *þez–* besessen haben muß:

a) Die Formen des starken Adj. werden in den germ. Sprachen in zunehmendem Maße von der Pronominaldeklination umgeprägt. So wird im Got. der Dat. Sg. Fem. der Adj. noch nominal, in den übrigen germ.

**ghebhām* fallen im Got. zu *giba* zusammen, während sie im Restgerm. als *gebu* und *geba* (bzw. *geb* und *geba*) geschieden bleiben.

Nur im Got. nehmen die durch *–m* gedeckten *–o* der Endsilben an der Wandlung der haupttonigen zu *–a* teil: Dat. Pl. got.: *dagam*, restgerm. **dagum*.

Der Ausfall der kurzen Vokale ist im Got. viel früher erfolgt als im An.: got *dags*: runennordisch *dagar*. H. Paul (PBB 6 (1870) S. 124): »Alle vocalausstoßungen sind von den drei hauptgruppen des germ. (got., skand., westgerm.) selbständig nach eigentümlichen gesetzen vollzogen.«

[83] Die altindischen Formen: Gen. Pl. *tēsām*, Gen. Sg. Fem. *tásyāh* und Dat. Sg. Fem. *tásyai*.

[84] H. Krahe II § 37. H. Krahe gibt daneben für den Gen. Pl. noch **þaizⁱōm* wegen des Umlauts in ae. *þǣra*, doch ist diese Form »sprachgeschichtlich jünger und findet sich daher in den ältesten Quellen noch gar nicht oder doch nur seltener« (Sievers-Brunner § 337, Anm. 1). Wahrscheinlich ist der Umlaut erst in Anlehnung an den Dat. Pl. eingetreten, der seinerseits neben der regelmäßigen umgelauteten Form in Analogie zum Gen. Pl. auch unumgelautete Formen zeigt.

Sprachen aber pronominal gebildet (got. *blindai*: ahd. *blinteru*). Da so der Schluß von Formen des Adj. auf pronominale Vorlagen berechtigt ist, sichern der Gen. Sg. Fem. *blindaizōs* und der Gen. Pl. *blindaizō (–ē)* für das Got. den einstigen Besitz von Gen. Sg. **þaizōs*, Gen. Pl. **þaizō (–ē)*. Dagegen beweisen ae. *hwætre*, *hwatra* und an. *spakre* nichts für ein ae., an. **þez–*,[85] da in beiden Sprachen *–ai–* und *–i– (–e–)* in unbetonter Pänultima zusammengefallen und geschwunden sind.[86] Auch für das As. ist ein sicheres Urteil aus den Formen des Adj. unmöglich, da die Schreibung hier die Längen und Kürzen nicht unterscheidet. Die ahd. Belege jedoch weisen sicher auf **blindez–*, denn nirgends wird eine Länge *(blintēra)* angegeben, wie sie z. B. in *habēta* aus *habaida* erscheint.[87]

b) Die von A. Noreen[88] belegten Nebenformen, die sich mit **þez–* verbinden ließen, sind nicht heranzuziehen, da sie ebensogut Abschwächungen von *–ai–* zu *–æ–* in unbetonter Stellung sein können. Dafür spricht vor allem, daß auch ein Dat. Pl. *þæm* auftritt, der sicher auf diese Weise entstanden ist (da er im Pl. viel weiter verbreitet ist als im Sg., kann er nicht gut als Entsprechung zu ahd. *demo* aufgefaßt werden).

c) Weiter führt uns für das An. und das Ae. die Bildung der ›regelmäßigen‹, d. h. der endflektierten Formen des Dem. Pron. ›dieser‹. Sie erfolgte durch Anfügung einer Partikel *–s–* an die Formen des einfachen Dem. Pron., worauf durch verschiedene Ausgleichungen die Binnenflexion weitgehend beseitigt wurde.[89] Ae. *þisse*, westnord. *þessar*, ostnord. *þæssar*, agutn. *þissar* (alles Gen. Sg. Fem.) erweisen ein gemeinsames germ. **þisR–*, denn nur germ. *–i–* wurde vor *–R–* der Folgesilbe durch agutn. *–i–*, ostnord. *–æ–* und westnord. *–e–* vertreten.[90]

---

[85] Entgegen H. Hirt, Urgerm. II § 77.

[86] Sievers-Brunner § 159; A. Noreen, Geschichte § 50c.

[87] Braune-Mitzka § 248, Anm. 7: »das *e* der Endung *–era*, *–eru* und ebenso das G. Pl. *–ero* ist ahd. sicher kurz.«

[88] A. Noreen, Geschichte § 204, 5, 7, 14.

[89] Reste der Binnenflexion liegen noch im Ae. und An. vor. Wie die Bildung im einzelnen vor sich gegangen ist, ist schwierig zu beurteilen.

Man könnte von **þisai* (*þis–* entspricht der altindischen Betonung besser als das beim einfachen Dem. Pron. herrschende **þiz–*, **þez–*) ausgehen, an das *–som* (*–zom*) angefügt worden ist. Aus **þisaizom* entstand durch Ausfall von *–ai–* **þis–zom*, das durch Assimilation zu **þisso(m)*, *þisse* wurde (die Assimilation muß noch vor dem Wandel von *–z–* zu *–r–* geschehen sein, da aus *–sr–* im Ae. nicht *–ss–*, sondern *–rr–* entstanden wäre. Zur Assimilation im Ae. vgl. Sievers-Brunner § 180, zu der im An. A. Noreen, Geschichte § 77). Es entstehen dabei die Formen des An. und des Ae. für den Gen. und Dat. Sg. Fem. und für den Gen. Pl., von denen aus die übrigen Formen gebildet wurden. Für diese Auffassung spricht, daß im An. im Gen. Dat. Sg. und Gen. Pl. keine ›binnenflektierten‹ Nebenformen belegt sind (im Ae. ist das ohnehin nur bei sehr wenigen Kasus der Fall), hier sind eben die binnenflektierten zu den normalen geworden.

[90] A. Noreen, Geschichte § 29, 2a.

So müssen das Vorae. und das Voran. noch *þiz–* besessen haben, als die Bildung der Normalformen des erweiterten Dem. Pron. im Restgerm. erfolgte. Platz für *þiz–* war im Paradigma des einfachen Dem. Pron. nur im Gen. Sg. und Pl. und im Dat. Sg. Fem., die übrigen Kasus wurden stets von anderen Stämmen gebildet. Als Anknüpfung kommen also nur Gen. Dat. Sg. Fem. und Gen. Pl. in Frage (der Gen. Sg. Mask. wird im An. selbst noch unregelmäßig gebildet; von ihm können daher die regelmäßigen Formen des erweiterten Dem. Pron. ›dieser‹ nicht ausgegangen sein). So stand in diesen Kasus im Voran. und Vorae. noch **þiz–* neben **þaiz–*, als die Goten von Skandinavien abzogen, wenn – und das ist wahrscheinlich richtig – anzunehmen ist, daß das gemeinrestgerm. Pronomen ›dieser‹ erst nach der Absonderung der Goten gebildet worden ist.[91]

**þiz* aber setzt voraus, daß im Voran. und Vorae. die *–j–*Ausstoßung, die im Ahd. und As. zu *deru* (ein *diru* wäre sogar durch *iru* gestützt gewesen) und *deseru* geführt hat, unterblieben ist. So ist die Ausstoßung von *–j–* eine Sonderentwicklung des Ahd. und As., die vor dem Wandel von germ. *e* zu *i* vor *j* der Folgesilbe geschehen sein muß.

Es seien nun die Formen des Gen. Sg. Fem. zusammengestellt (er stehe für den Dat. Sg. Fem. und den Gen. Pl., bei denen die Verteilung gleich ist), die belegt oder mit einiger Sicherheit erschließbar (durch Klammern gekennzeichnet) sind.

got.	an.	ae.	as.	ahd.
þezōs* (þaizōs*)	(**þezīōs*) **þaizōs*	(**þeziōs*) **þaizōs*	**þezōs*	**þezōs*

Das Got. hat die Endungen der *–ai–*Formen auf die Adj. übertragen,[92] verwendet aber, wie das Ahd. und das As., im **þez–*Paradigma die *–i–*losen Formen (*–j–*wäre erhalten geblieben). Weder im Ahd. noch im As. sind Relikte des *þaiz–*Paradigmas festzustellen. Es kann sein, daß diese Sprachen **þaiz–* nie besessen haben[93] (außer im Gen. Pl., wo es aus dem Idg. ererbt war). Dann hätte das Gotische an zwei Neuerungen teilgenommen, von denen die eine (Ausbildung des *þaiz–*Paradigmas) auf den Norden (An., Ae.), die andere (Ausstoßung des *–j–* im *þez–*Paradigma) auf den Süden (Ahd. As.) beschränkt war. Es würde sich so die Wanderung

[91] Wenn man nicht annehmen will, daß die Goten die restgerm. Bildung einmal gekannt, sie aber dann zugunsten der sicher alten Bildung auf *–uh* aufgegeben haben.

[92] *–ai–* ist für die Adj.-Endungen des An. und des Ae. nicht mehr zu sichern (siehe S. 24); wichtig bleibt hier jedoch der Unterschied zwischen dem Got. und dem Ahd.

[93] Sicher ist das nicht, da das Ahd. und das As. ebenso *þaiz–* im Gen. Dat. Sg. auch wieder verloren haben können.

der Goten über die Ostsee in der Sprachentwicklung spiegeln; der Zeitablauf wäre dann folgender:

1. Im Norden des germ. Sprachbereichs bilden sich aus den ererbten Formen folgende Paradigmata:

Gen. Sg. Fem.	*þezⁱōs*	Dat. Sg. Fem.	*þezⁱai*	Gen. Pl.	*þezōm (–ⁱōm ?)*
	þaizⁱōs		*þaizⁱai*		*þaizōm*

Im Süden besitzen die später zum Ahd. und dem As. werdenden Sprachen noch das alte Paradigma:

þezⁱōs, *þezⁱai* und *þaizōm* (oder bereits *þezōm*)

2. Die Goten lösen sich aus der engeren Nachbarschaft mit den Nordgermanen, nachdem im Got. *þaiz–* auf die Endungen des Adj. eingewirkt hatte, ziehen über die Ostsee und kommen in Berührung mit den Südgermanen.

3. Das Gotische nimmt an dem Ausschluß von *–j–* teil, den das As. und das Ahd. zeigen. Auch die Entscheidung des Got. für den Stamm *þez–* kann durch diese Sprachen beeinflußt worden sein.

4. Nach dem Verlust von *–j–* im Ahd. und As. erfolgt die Wandlung von *e* zu *i* vor *–j–*.[94]

5. Dann wird das erweiterte Dem. Pron. der restgerm. Sprachen gebildet. Das Ahd. und As. verwenden dazu *þez–*, das An. und Ae. *þiz–* (aus *þezⁱ–*).

6. Im Ae. und im An. wird beim einfachen Dem. Pron. **þiz–* völlig durch **þaiz–* verdrängt.

12. Das Auftreten von *–oi–* im Dat. Sg. Mask. und Neutr. des Demonstrativ- und des Fragepronomens

got. *þamma*, ahd. *demu*: ae. *þǣm*, an. *þeim*.

Nur die got. und die ahd. Form gehen auf idg. Dat. (**tesm–* bzw. **tosm–*) zurück, die Herkunft des *–ai–* in der an. und in der ae. Form. ist

---

[94] Es könnte sein, daß die Goten nicht gleichzeitig mit den Südgermanen *–j–* ausgestoßen, sondern die *–j–*losen Formen erst nachher von diesen übernommen haben. Dann wäre die Abfolge: zuerst got. Wanderung und dann Wandlung von *–e–* zu *–i–* hier nicht zu erweisen.

Es ist tunlich, zusammenzustellen, was vom obigen Zeitablauf auch dann feststeht, wenn man auf die Behauptung ebenfalls verzichtet, der Süden habe nie das *þaiz–*-Paradigma besessen:

a) Bevor *–e–* durch folgendes *–j–* zu *–i–* verwandelt wurde, haben die Südgermanen das *–j–* ausgestoßen, während es das Voran. und das Vorae. bewahrten. Die Stellung des Got. bliebe dabei offen.

b) Noch nach dem Abzug der Goten von Skandinavien besaßen das Voran. und das Vorae. das Paradigma **þis–*, aus dem dann das erweiterte Dem. Pron. ›dieser‹ gebildet wurde. Schließlich siegte aber im An. und Ae. **þaiz–* über **þiz–*.

noch umstritten. Da das As. keine Länge bezeichnet, ist es noch nicht geklärt, zu welcher Gruppe as. *them* gehört, ob es als lang anzusetzen ist[95] oder als kurz, wie die bisher herrschende Meinung war.

Die wichtigsten Erklärungen für das Erscheinen der *-oi-*Stufe im Dat. Sg.:

1. »Im An. und Ags. ist die Pl.form mit für den Sg. eingetreten, und zwar analog zum starken Adjektiv, bei dem in beiden Dialekten der Dat. Sg. und Pl. gleichlautend war.«[96] Diese Erklärung ist nicht glücklich, da sich gewöhnlich das Adj. nach dem Pron. richtet, nicht das Pron. nach dem Adj.; zudem kann für das Nordseegerm. wahrscheinlich gemacht werden, daß die Gleichheit von Dat. Sg. Mask. und Neutr. und Dat. Pl. bei den Adj. die Folge eines sehr jungen Ausgleichs ist (siehe die späteren Ausführungen dieses Kapitels).

2. I. Dal[98] sieht in nordgerm. *þeim*, ae. *þǣm*, die direkte Fortsetzung des altbulg. Instr. *těmi*. Aber es ist zu bedenken, daß auch *těmi* innerhalb des Sg.-Paradigmas isoliert steht (die übrigen Formen gehen auf *-o-*), und *-e-* dem Plur. vorbehalten ist. So liegt es nahe, daß *těmi* ebenfalls ursprünglich dem Plur. angehört und erst später in den Sg. eingedrungen ist, so daß es für das Idg. gar nicht repräsentativ ist.[99]

Aber auch aus den Belegen der germ. Sprachen erheben sich Einwände gegen beide Auffassungen:

a) Läge ein idg. Instr. vor, wäre zu erwarten, daß das Fragepronomen in gleicher Weise behandelt würde wie das Dem. Pron. oder sich während der langen Entwicklungszeit diesem angeschlossen hätte. Während wir aber weder im Anglofriesischen noch im An. Spuren von **þamma* finden,[100] tritt im Afries. ein Gen. *hwammes* auf, der beweist, daß hier noch nach der Trennung vom Ae. der Dat. Sg. *hwamma* vorhanden gewesen sein muß, nach dem er gebildet wurde. Im Altdän. existiert noch *hwam* als korrekte Folge von **hwammē*.

Wie eng sich das Fragepronomen dem Dem. Pron. anschließt, wenn die Voraussetzungen gleich sind, zeigt sich darin, daß es im An. wie das Dem. Pron. im Dat. Sg. Neutr. die Instr.-Formen durchgeführt hat.

---

[95] I. Dal, NTS 7 S. 153, und ihr folgend E. Rooth, Festgabe Th. Frings S. 62 ff.

[96] H. Krahe II § 37.

[98] I. Dal, NTS 7 (1934) S. 154, führt einen Ansatz von W. L. v. Helten, IF *26* (1909) S. 179 f., weiter, doch ist dieser nicht überzeugend.

[99] Auch A. Noreen (Geschichte § 204, 6) und W. Streitberg § 187 sehen die lautliche Entsprechung des an. und des ae. Dat. Sg. mit dem abulg. Instr.; letzterer nimmt aber eine einzelsprachliche Entwicklung an.

[100] An. *þum* kann hier nicht herangezogen werden, da es wohl durch das Adj. beeinflußt ist. Die lautgerechte Entwicklung zeigt *hwam*.

Deshalb müssen Ursachen der Durchführung der *-oi-* Stufe beim Dem.Pron. vorliegen, die für das Fragepronomen nicht zutrafen. Es bietet sich der Dat.Pl. an, der beim Fragepron. ungewöhnlich ist (trotz der spärlichen Belege für den Dat.Pl. im An.: *hweimR*), dazu aber auch die *-oi-*Formen des Gen. und Dat.Sg.Fem. und Gen.Pl. des Dem.Pron. (die alle beim Fragepron. nicht auftreten).

b) Sowohl gegen die Bewahrung eines alten **toimi* als auch gegen die Übernahme der Dat.Pl.Form in den Sg. spricht der afries. Dat.Sg.Pl. *thām*. Er läßt den Umlaut vermissen, den beide genannten Thesen fordern. R. Loewe behilft sich damit, daß er für das Afries. ein **toimuz* als Vorform für den Dat.Pl. ansetzt.[101] Das schafft aber eine unnötige alte Kluft zwischen dem Afries. und Ae. Ae. *þēm*[102] ist sicher der alte Pl. **þaimiz*, der auch auf den Sg. ausgedehnt worden ist. Afries. *þām* läßt sich dagegen zwanglos erklären, wenn man von der Herleitung aus **toimi* oder dem Pl. Abstand nimmt und es als Sg. wie got. *þamma* betrachtet, in den *-oi-* als Stammvokal eingedrungen ist.

c) Gegen H. Krahe ist noch einzuwenden, daß bei einer Übernahme der Pl.Form in den Sg. unbegreiflich wäre, daß im Ae. der Dat.Sg.Fem. und im An. der Dat.Sg.Fem. und Neutr. davon nicht betroffen wurden. Daß die Instr.-Formen im An. erst später in den Dat.Sg.Neutr. eingedrungen seien, ist unwahrscheinlich, es hätten sich die vielerlei Formen gewiß nicht gegen die durch Dat.Sg.Mask. und Dat.Pl. gestützte Form *þeim* durchsetzen können. Vielmehr sind die an. Instr.Formen im Dat.Sg.Neutr. alt und durch den nur das Mask. betreffenden Vorgang isoliert worden. Bestätigt wird das durch die Unsicherheit, die in ihrer Bildung eingetreten ist: Anlehnung suchend entstanden *þvi* nach *hwi* und andere seltsame Formen.

Die Lösung ist einfach und stützt sich auf die bisher noch nicht beachtete Tatsache, daß gerade jene Sprachen, die schließlich die *-oi-*-Formen im Gen.Dat.Sg.Fem. und Gen.Pl. durchgeführt haben, auch *þeim* bzw. *þēm (þām)* besitzen. Es wurde vorae. und voran. (wohl von beiden Sprachen gemeinsam) *-oi-* wie auf Gen.Dat.Fem. auch auf den Dat.Sg.Mask. übertragen, so daß in allen zweisilbigen Formen der Stammsilbenvokal *-oi-* war. Wir erhalten dadurch ein **þoimmē*, dessen *-ē* nach langer Silbe abgefallen ist.[103]

---

[101] R. Loewe, KZ *48* (1917/18) S. 77; er folgt hier ausdrücklich W. L. v. Helten (Altostfriesische Grammatik § 22a).

[102] Ae. *þām* ist jünger und sekundär (Sievers-Brunner § 337, Anm. 1).

[103] Daß got. *þamma* aus **þommē* in den übrigen germ. Sprachen ohne Endung erscheinen kann, zeigt adän. *hwam* aus **hwammē*. Für das Nordgerm. erweist A. Walde S. 100) den Abfall von *-ē*; »Also: unnasalierte Länge im Auslaut schwand bei Stoß-

Damit sind die in a)–c) geschilderten Schwierigkeiten zwanglos zu lösen. Das Fragepronomen ist zunächst nicht betroffen, da es weder Fem. noch Pl. besitzt; es ist erst später durch das Dem. Pron. beeinflußt worden, wobei noch Relikte des alten Zustandes übrig bleiben konnten. Für das Afries. ist ein umlautsloser Dat. Sg. gewonnen, der den Pl. erobert hat, während er im Ae. durch den umgelauteten Dat. Pl. verdrängt worden ist. Daß der an. Dat. Sg. Neutr. nicht berührt wurde, ist verständlich, da er einsilbig war und eine Umwandlung von *þē* in *þei* nicht der genannten Tendenz entsprach; Dat. Sg. Fem. **þaizai* aber folgt ihr ohne Umwandlung.

So sind die *–oi–*Formen des Dat. Sg. Mask. Neutr. als ein Teil der in Kapitel 11 geschilderten Vorgänge zu betrachten. Ausgleichsvorgänge zwischen Dat. Sg. und Dat. Pl. sind dagegen sekundär, sie traten später ein und wurden wohl durch die vorher entstandene lautliche Nähe begünstigt. Aus ihnen ist der umlautlose Dat. Pl. des Afries. *þām* und der umgelautete Dat. Sg. des Ae. *þǣm* zu erklären, vielleicht aber auch, daß im An. wohl die Plurale *gestumR*, *tweimR* auftreten, nicht aber *þeimR*.

Im As., Ae. und An. haben der Dat. Sg. und der Dat. Pl. der st. Adj., aber auch der Dat. Pl. der Subst. die gleiche Endung: *–um* (oder daraus entstandenes *–on*). Deshalb ist es für diese Sprachen zunächst nicht zu entscheiden, ob Dat. Sg. und Dat. Pl. der Adj. lautgerecht zusammengefallen sind,[104] oder ob der Dat. Pl. in den Dat. Sg. übernommen worden ist,[105] oder ob der Dat. Sg. in den Dat. Pl. eingedrungen ist.

»Im An. hat sich die nominale Endung durchgesetzt wie übrigens auch im ostnord. *þom*, wohl sekundär, wie die got. Formen vermuten lassen. Aber Spuren der pronominalen Endung *–ēm –aim* sind erhalten in Restformen wie aisl. *mellem*, ostnord. *mællim* ›zwischen‹, *gegnem* neben *gegnom* ›durch‹.«[106]

Diese Restformen des alten Pl. können ebensogut Reliktformen gegenüber dem eindringenden Sg. sein. Wie der Dat. Sg. Fem. der st. Adj.-Flexion sicher erweist, ist die Anlehnung des st. Adj. an das Pronomen im Restgerm. weiter fortgeschritten als im Got.; das spricht gegen die Annahme einer nominalen Rückbildung des Dat. Pl. der st. Adj., wobei jedoch nicht bestritten werden soll, daß der Dat. Pl. *–um* der Subst. die Übernahme des Dat. Sg. *–um* in den Pl. der Adj. erleichtert und dabei den Vokal umgefärbt haben kann.

---

ton . . .« ebenso für das Westgerm. »Für's Westgerm. liefern ahd. *dorf*, *hūs*, *holz*, ags. *hám*, *tó morgon*, *tó æfen* den sicheren Nachweis, daß *ē* nach langer oder unbetonter Silbe abgefallen ist.« (S. 8)

[104] H. Krahe II § 37.

[105] I. Dal, NTS 17 (1954) S. 419. Die Auffassung von I. Dal, wie die von H. Krahe, setzt voraus, daß die beteiligten Sprachen die nominale Endung des Dat. Pl. bewahrt oder wiedereingeführt haben.

[106] E. Schwarz, Goten S. 94.

Das Afries. hilft uns weiter. Es gibt dort Dat. Sg. Mask. Neutr. und Dat. Pl. auf *-e* und *-a*. Im Sg. überwiegen die *-a* die *-e*, im Pl. ist das Verhältnis etwa ausgeglichen. Die Dat.Sg. *-e* kann man an den alten Instr. *-e* (vgl. ae. Instr.-Lok. *dægi*, später *dæge*, wie denn auch im Nordhumbr. einige Dat. Sg. des Adj. auf *-e* erscheinen) oder an den Dat. Sg. der nominalen o-Dekl. anknüpfen. Für die Dat.Sg. *-a* wird man Übernahme aus der schwachen Adj.Flexion annehmen dürfen. Für die Dat.-Pl.-Formen fehlen solche Erklärungen, sie müssen das *-e*, *-a* aus dem Dat.Sg. bekommen haben. Es wird zuerst *-e* als Endung in den Dat. Sg. und dann in den Dat. Pl. eingedrungen sein. Später verdrängte *-a* aus der sw.Subst. Flexion das *-e* des Dat. Sg.,[107] wurde dann aber nicht mehr völlig in den Pl. übernommen, weil die Ausgleichstendenz zwischen Sg. und Pl. erlahmte.

Eine eingehendere Darstellung der afries. Verhältnisse soll der Anhang B geben.

Aus dem Gesagten folgt:

1. daß man durchaus mit einer Übernahme der Dat. Sg. Endung in den Pl. bei den st. Adj. rechnen darf;

2. daß im Ae. und im Afries. der Ausgleich zwischen Dat. Sg. und Dat. Pl. noch nach der Trennung dieser Dialekte wirkte, wahrscheinlich aber sogar erst einsetzte, weil sich gegen die Gleichheit von Dat. Sg. und Dat. Pl. *-um* die Endung *-a*, *-e* im Afries. kaum hätte durchsetzen können, da sie zuerst in den Sg. eindringen mußte, um später in den Pl. zu kommen.

Jetzt ist es möglich, sich der Problematik des as. Dat. Sg. *them* zuzuwenden. I. Dal[108] hat vorgeschlagen, ihn gleich dem Pl. als *thēm* anzusetzen, und ihre Auffassung später zu einer Beurteilung des As. ausgeweitet.

Nach den Ausführungen über die Verallgemeinerung der *-oi*-Stufe in den zweisilbigen Formen des Dem. Pron. muß die Vokalqualität beim as. Dat. Sg. *them* die gleiche ein wie in *thera*, *theru*, bei denen noch niemand darauf gekommen ist, Länge anzusetzen.

---

[107] W. Steller (§ 69) gibt Beispiele für Vermengungen von starker und schwacher Flexion. Dort hat allerdings die starke Flexion den Bereich der schwachen erobert.

[108] I. Dal, NTS 7 (1934) S. 153 f. bzw. NTS 17 (1942) S. 418 f. Sie begründet die Länge von Dat. Sg. Mask. Neutr. as. *thēm* damit, daß es wie ae. *þæm* und an. *þeim* unmittelbar von idg. **toimi* herzuleiten sei (NTS 7 (1934) S. 152). Da gegen letzteres Einwände erhoben werden mußten, ist das wesentlichste Argument dafür, daß as. *them* lang ist, entkräftet.

Die drei verschiedenen Endungen zu erklären: Heliand Archetypus *them*, Heliand M *themu*, ›Kleinere Denkmäler‹ *themo* bedarf es nicht einmal der Annahme, daß die eine Form betont, die andere, endungslose Form unbetont gewesen sei, gegen die sich I. Dal nicht ganz zu Recht wendet.[109]

As. *them* läßt sich gut auf idg. **tesmē* zurückführen,[110] während *themu* und *themo*[111] die im Auslaut schwankenden Fortsetzungen von idg. **tesmō* sind. Für *themu* in Heliand M ist Verwurzelung im as. Sprachgebrauch anzunehmen, denn das Frk. der gleichen Zeit bevorzugt bereits *themo*. Daß die verschiedenen Formen von Dialekten oder Schreibergruppen ungleich verwendet wurden, braucht nicht zu verwundern.

Etwas anders liegt die Sache beim Adj. Wenn es richtig ist, daß der Dat.Pl. der Adj. *–um* erst aus dem Sg. übernommen worden ist, so ist für diesen *–um* für alle Dialekte des As. nachgewiesen. Aber deswegen braucht *–emu* dem As. nicht ursprünglich fremd gewesen sein, da der nominale Dat.Pl. *–um* dazu führen mußte, daß nur *–um*, nicht aber *–emu* vom Dat.Sg. in den Dat.Pl. der Adj. übernommen wurde. Der Dat.Sg. *–um* trennt das As. nicht wesentlich vom Ahd., da das Obd. in seinen ältesten Quellen noch *–amu* besitzt,[112] von dem sich *–um* nur durch die andere Färbung des Vokals und durch die andere Kasusendung unterscheidet (idg. *–osmē*: *–osmō*).

Als Ergebnis sei festgehalten, daß wir in den Kapiteln 11 und 12 die gleiche Gruppierung der germanischen Sprachen gefunden haben wie in Kapitel 10: Bei der Auswahl aus den urgerm. (vor der Beeinflussung von stammhaftem *–e–* durch folgendes *–j–*) gebildeten Dubletten *þaiz–*: *þez–* und *þaimm–*: *þamm–*/*þemm–* haben das An. und das Ae. sich gegen das Got., As. und Ahd. entschieden und die *–oi–* Stufe verallgemeinert. Daß die Haltung des Got. nicht auf eine ursprüngliche Zugehörigkeit oder enge Bindung an die ›deutschen‹ Stämme zurückzuführen ist, geht aus der abweichenden Behandlung des Adj. hervor: got. *blindaiz–* gegenüber ahd. *blinder–*.

Es deutet sich in diesen Vorgängen eine Dreiteilung des germanischen Sprachbereiches an.

---

[109] I. Dal, NTS 7 (1934) S. 143 f. Es haben sich jedoch auch betontes *ist* und unbetontes *is* auf die Sprachen aufgeteilt.

[110] Für den Abfall von *–ē* wiederum A. Walde (S. 9): »Aber auch im Westgerm. haben wir ebenfalls nach kurzer Wurzelsilbe gewiß Syncope anzuerkennen.«

[111] H. Hirt, Urgerm II § 74, 3, trennt ahd. *demo* (und damit wohl auch as. *themo*) von demu: »Dagegen dürfte ahd. *demo* in Pa., K., H. dem ind. Abl. entsprechen, d. h. auf *–ōd* zurückgehen.« Das kann offen bleiben, es ist für unsere Zwecke belanglos.

[112] Braune-Mitzka § 248, Anm. 4.

Einer viel späteren Sprachperiode gehört der Ausgleich zwischen Dat. Sg. und Dat.Pl. beim Dem.Pron. an, er läßt sich im Afries. und Ae. nachweisen, im An. vermuten. Da er im Afries. und im Ae. zu entgegengesetzten Ergebnissen geführt hat, hat er sich erst nach deren Trennung voll ausgewirkt. Im An., Anglofries. und As. hat sich ein ähnlicher Ausgleich in der Adj.-Flexion durchgesetzt.

13. Der Nom.Sg.Mask. der n-Dekl.

Got. *hana* kann auf idg. *–ēn* oder *–ōn*, an. *hane* nur auf *–ēn* weisen, während die westgerm. Formen ahd. as. *hano* ae. *hona* auf idg. *–ō* beruhen. Nur scheinbar liegt eine Auswahl aus idg. Möglichkeiten durch Verlust von Nebenformen vor (das würde die Besprechung in Kapitel I verweisen). Man überblicke die Vorformen des Nom.Sg. der drei Geschlechter:[113]

	got.	an.	ae.	as.	ahd.
mask.:	*–ēn*, *–ōn*	*–ēn*	*–ō*	*–ō*	*–ō*
fem.:	*–ō*	*–ōn*	*–ōn*	*–ōn*	*–ōn*
neutr.:	*–ō*	*–ōn*	*–ōn*	*–ōn*	*–ōn*

Im Idg. waren die einzelnen Endungen nicht auf die Geschlechter verteilt. *–ō* ist aus *–ōn* unter gewissen Bedingungen entstanden.[114] Dem Germ., dem die Bezeichnung der Geschlechter viel wichtiger war als die Einteilung in Deklinationsklassen, standen drei Endungen für den Norm. Sg. zur Verfügung, mit denen es die Geschlechter unterschied, wie es die Aufstellung oben zeigt.

Nach Rosenfeld[115] ist die Aufteilung nicht urgermanisch geschehen. Das zeigen für das Nordgerm. die finnischen Lehnwörter. »Eine andere Endung – . . . – liegt vielleicht in den seltenen finn. Wörtern wie *mako* (aisl. *mage*, aber ahd. *mago*) ›Magen‹ oder lapp. Wörtern wie *loþu* . . . vor.«[116] Aber auch für die anderen germ. Bereiche bezeugen frühe Namenbelege, daß hier noch nach der Zeitwende im Mask. die später aufgegebenen Varianten vorhanden waren. Cäsar nennt einen Sueben-

---

[113] H. Krahe II § 27–29.
[114] H. Krahe II § 27.
[115] H. F. Rosenfeld, ZfPh. *8* (1953) S. 379 f.
[116] A. Noreen, Geschichte § 195, 1.

führer *Nasua*,[117] Tacitus einen Bataverführer *Chariovalda*[118] und einen Markomannen *Catvalda*, einen Rivalen Marbods.[119] Umgekehrt aber erscheinen unter den Goten des 5. und 6. Jh. noch Namenformen auf *–o* (*Mammo*, *Mundo*, *Tremo*, *Veduco* u. a., nach M. Schönfeld, S. 286), »falls das *–o* nicht durch Latinisierung entstanden ist . . ., liegt hier ein Rest des urgerm. *–ō* vor, das im Ostgerm. einst neben gestoßenem *–ōn* bestanden haben muß.«[120]

Somit handelt es sich um eine späte Aufteilung, bei der sich nur die ›westgerm‹. Sprachen im Mask., Fem. und Neutr. gleich entschieden, während das An. beim Mask. zum Got.[121] und beim Fem./Neutr. zu den westgerm. Sprachen stimmt.

So deutet sich hier die Dreiteilung des germ. Sprachgebietes in Nordgerm. (An.), Ostgerm. (Gotisch) und Westgerm. an, d. h. gegenüber dem in den Kapiteln 10–12 geschilderten Zustand hat sich eine Annäherung des Vorae. an das Südgerm., die Ausbildung einer westgerm. Gruppierung, ergeben.

14. Der Nom.Sg. der Verwandtschaftsnamen

Nur hingewiesen sei auf eine von E. Schwarz[122] vermutete an.–ae. Parallele. Er verbindet: »ae. *broðor*, das gewöhnlich als erst aus *–er* sekundär entwickelt hingestellt wird,« mit *faþur*, *moþor*, die altschwed. und schonisch belegt sind. Er schließt aus dem Umstand, daß es im Ae. *mōdor*, *dohtor*, *broðor*, aber *fæder* heißt, daß im Ae. ein Kampf der südl. mit den nördl. Ablautsformen sichtbar werde.[123] So gut aber diese Erscheinung zu unseren Kapiteln 1–12 paßte, muß doch betont werden,

[117] E. Schwarz (Goten S. 80 und S. 195 f.) begründet eine weittragende Folgerung auf Nasua, indem er ihn als Harudenführer bezeichnet. Das ist aus der Cäsar-Stelle nicht zu entnehmen und wird von Schwarz selbst in seiner ›Stammeskunde‹ (S. 163) aufgegeben. Nordgermanische Herkunft des Namens ist nach dem Gesagten unnötig; ihn mit ae. *hona* zusammenzustellen, ist kaum möglich. Ae. *hona* nämlich geht wie der Gen. Pl. *honena* auf idg. *–ō* zurück, das noch im Got. des 4. Jh. n. Chr. als *–o* erscheint. Es müßte also das Ae. bis zum 1. Jh. v. Chr. einen Verfall seiner Endungen, der weitaus stärker als in den übrigen germ. Sprachen war, erfahren, dann aber auf dem Erreichten verharrt haben. Das ist nicht wahrscheinlich.

[118] Über die Kontroverse, ob Catvalda und Chariovalda zur n- oder o-Dekl. gehören, soll unten in der Einleitung zu Hauptteil IV gesprochen werden.

[119] Spanische Suebennamen können weitere Belege für *–a* bieten, aber dabei liegt doch die Möglichkeit der Gotisierung zu nahe (vgl. M. Schönfeld S. 36).

[120] M. Schönfeld S. 52.

[121] Selbst das ist nicht sicher, da an. *hane* auf idg. *–ēn* zurückgeht, während got. *–a* sowohl von idg. *–ēn* als auch von idg. *–ōn* abstammen kann, die erst got. zusammengefallen sind.

[122] E. Schwarz, Goten S. 83.

[123] E. Schwarz, Goten S. 198.

daß dabei eher eine dialektische Aufteilung von *–er* und *–or* zu erwarten wäre, aber nicht eine solche auf einzelne Wörter, und daß der Unterschied von *–er* und *–or* gut anders erklärt werden kann.[124]

15. Kasus, zu deren Bezeichnung verschiedene indogermanische Formen im Germanischen verwendet wurden

Die einfachere germ. Syntax bedurfte nicht mehr des Lok. und des Abl. als eigene Kasus. Sie sind im Dat. und Instr. aufgegangen, die sich ihrerseits in der Funktion stark anglichen. So standen den germ. Sprachen für den Dat. und den Instr. die idg. Formen des Dat., Instr., Abl. und Lok. zur Verfügung, aus denen sie verschieden auswählen konnten.

a) Dat. Sg. der o-Dekl.: »Die got. Form ist von denen des Nord- und Westgerm. zu trennen. Got. *daga* setzt die Form des idg. Instrumentalis fort. . . Die west- und nordgerm. Formen dagegen gehen auf einen echten idg. Dativ zurück: idg. *–ōi* . . .«[125] A. Noreen[126] mißt diesem Unterschied von An. und Got. eine große Bedeutung zu. E. Schwarz[127] entkräftigt sie damit, daß im Gotonordischen noch Dat. und Instr. nebeneinander gestanden seien und die jeweilige Nebenform erst nach der Trennung dieser beiden Sprachen aufgegeben worden sei. Die in Kapitel I gewonnenen Ergebnisse sprechen für die Auffassung von E. Schwarz. Dann können wir im allgemeinen die got. Abwanderung als terminus post quem für diese Ausgleichsvorgänge ansetzen.

b) Eine Eigenheit des An. und Ae. ist die Bewahrung des Lok. in Positionen, die sonst der Instr. einnimmt. H. Krahe[128] leitet ae. *hwī* (Instr.) und an. *hvi* (Dat. Sg. Neutr.), zu denen er noch as. *hwi* stellt (das aber ein junger Import aus dem Norden sein kann), aus dem idg. Lok. **q^{u}ei* ab. Dagegen gehen sowohl der ahd. Dat. *demu* als auch der ahd. Instr. *diu* auf idg. Instr. *–ō* zurück. Im Ahd. und As. könnte man die Dat. *demo*, *themo* als Sonderformen ansprechen, die – wenn sie nicht einfach aus *demu* abgeschwächt sind – nach H. Hirt[129] aus einem idg. Abl. entstanden sind.

---

[124] *–er* in *fæder* ist die ursprüngliche Endung, deren Vokal wegen der Kürze der tontragenden Silbe erhalten geblieben ist, während *mōdor* einen Sproßvokal entwickelt hat, der dem betonten Vokal entspricht (H. Krahe II § 23).

[125] H. Krahe II § 4.

[126] A. Noreen, Geschichte S. 6 f.

[127] E. Schwarz, Goten S. 73.

[128] H. Krahe II § 42.

[129] H. Hirt, Urgerm. II § 74, 3.

c) Die frühesten Texte des Ae. besitzen in der o-Dekl. Lok. auf *-i*, die als Instr. gebraucht wurden. Von der o-Dekl. haben sie sich sogar auf die a-Dekl. ausgedehnt.[130] Im An. fehlen Instr.- oder Lok.-Belege beim Nomen, aber der Dat. Sg. Neutr. der st. Adj. lautet *spoko*, das »ist eine nominale Instr.-Bildung (vgl. den Instr. as. *blindu*, ahd. *blintu*)«.[131] Das zeigt, daß das Ae. in der Verwendung des Lok. als Instr. weiter gegangen ist als das An., indem es ihn auch in die Nominalflexion eingeführt hat. Dabei ist für das Ae. eine Form bereitgestellt worden, die dann an einem westgerm. Vorgang teilgenommen hat.

d) Nur in den westgerm. Sprachen wurde der Instr. in der nominalen o-Dekl. als eigener Kasus neben dem Dat. Sg. bewahrt. Im Ahd. und As. ist dazu der echte Instr. *tagu* bzw. *dagu* verwendet worden, während das Ae. den genannten Lok. *dægi* (der später durch Abschwächung mit dem Dat. zu *dæge* zusammenfiel) besaß. So beobachten wir hier, wie die gemeinsame Auswahl des Ae. und An. durch einen Systemwillen abgelöst wurde, der das Vorahd., Voras. und Vorae. verbindet.

16. Auswahl aus Doppelformen, die in der Flexion der Verben durch den grammatischen Wechsel entstanden sind

In der Flexion der germ. Verben spielen bei den Personalendungen die Spiranten eine große Rolle: Nach Abfall des idg. auslautenden *-i* endete vor dem Eintreten des gramm. Wechsels die 2. Pers. Sg. *-s*, die 3. Sg. und die 2. Pl. *-þ*, die 3. Pl. *-nþ*. Sie wurden der idg. Betonung entsprechend nur zum Teil vom grammatischen Wechsel betroffen, so daß stimmhafte Spiranten neben stimmlosen standen, die dann von den germ. Sprachen in verschiedener Richtung vereinheitlicht wurden.

Wenn auch die Auslautsverhärtung im Got. den stimmhaften Spiranten wieder stimmlos werden ließ, so sprechen doch die 3. Pl. *bairand* und die Erweiterung *qiþiduh* ›und ihr sagt‹ dafür, daß das Got. im Gegensatz zum An. (*bera* aus *beranþ*) die stimmhafte Lautung *-d* vorgezogen hat.[132] Das weist darauf hin, daß die Entscheidung noch nicht gefallen war, als die Goten aus Skandinavien abzogen. Es ist ja nicht so, daß die vorgerm. Betonung der Verben in den einzelnen germ. Sprachen verschieden war.[133]

---

[130] Vgl. Sievers-Brunner § 237, Anm. 2 und § 252, Anm. 1.

[131] H. Krahe II § 50.

[132] Vgl. E. Schwarz, Goten S. 109 f.

[133] Das scheinen E. Schwarz (Goten S. 109: »In der 3. Pl. besteht ein Unterschied zwischen got. *bairand* und an. *bera* . . ., der zeigt, daß im Gotonord. verschiedene Betonung möglich war«) und H. Krahe (II § 69: »Idg. *bher-e-si* (= ai. *bhár-a-si*), woraus je nach der Betonung (I § 62 f.) germ. **beris(i)* oder **beriz(i)* wurde«) anzunehmen.

Vielmehr ist die Betonung der Verbklassen bereits im Idg. fest und für alle germ. Sprachen gleich, wie schon die weitgehende Übereinstimmung aller germ. Sprachen im Wechsel von stimmlosen und stimmhaften Spiranten in der Wurzelsilbe und von vollstufigen und schwundstufigen Vokalen zeigt.[134] So waren alle Präsensformen der e/o–Verba im Idg. wurzelbetont, denn die Wurzelsilbe hat im Präs. *–e–* und den stimmlosen Spiranten.[135] Das Präs. der e/o–Verben muß zunächst also in allen germ. Sprachen **beriz*, **beriđ* gelautet haben. Zu gleichen Endungen mußten die jan–Verben mit ihrer Wurzelbetonung gelangen.[136] Dagegen hatten die ōn-Verben (ahd. *zeigōn* = lat. *indicare*)[137] und die Kausativa auf *ejō* Endbetonung.[138] Sie sollten den stimmlosen Endungsspiranten durchgeführt haben: **taigōs*, **taigōþ*. Es sind wohl auch zunächst diese beiden Formenreihen entstanden, dann aber für alle Verben promiscue gebraucht worden; schließlich hat das Streben nach einem klaren Flexionssystem veranlaßt, daß entweder der stimmhafte oder der stimmlose Konsonant als Zeichen der Personenendung durchgeführt wurde. Erst hierbei haben sich Unterschiede zwischen den germ. Sprachen entwickelt.

So weist H. M. Flasdieck[139] für die Behandlung dieser Frage den richtigen Weg. Er betrachtet die Gesamtheit der Verben und untersucht, welche Betonungstypen im Präs. und im Prät. überwiegen. Er stellt fest, daß sich nach der idg. Betonung im Präs. *–z* und *–s* ungefähr die Waage gehalten haben, während im Prät. sowohl bei den starken als auch den schwachen Verben Endbetonung vorherrschte, die zum Sieg von *–s* geführt haben sollte.

Zwei Fragen aber bleiben dabei noch offen:

1. Wie kommt es, daß die westgerm. Sprachen im Gegensatz zum An. in der 2. Pers. Sg. Präs. Ind. *–s* verallgemeinert haben, wo sich doch das Ahd. immerhin bei der Wahl zwischen *–þ* und *–đ* als Endungen der 3. Sg. und der 2. und 3. Pl. für den stimmhaften Konsonanten entschieden hat.

2. Warum endet die 2. Pers. Sg. Prät. der schwachen Verben im An. auf *–R*, während die idg. Betonung ausschließlich *–s* fordert?[140]

---

[134] H. Hirt, Idg. V § 181 ff.
[135] H. Hirt, Idg. V § 202.
[136] H. Hirt, Idg. V § 203; z. B. got. *hafjan*, ahd. *heff(i)u*.
[137] H. Hirt, Idg. V § 198.
[138] H. Hirt, Idg. V § 204.
[139] H. M. Flasdieck, Anglia *58* (1934) S. 113 ff.
[140] Die Antwort, die H. M. Flasdieck (Anglia *58* [1934] S. 114) hier gibt, befriedigt nicht: »Da aber das ahd. mit dem got. im Plural den Sieg des stimmhaften Spiranten urg. *đ* abweichend von den übrigen wg. Dialekten teilt und auch in der ahd. 3. Pers. Sing. urg. *đ* vorliegt, so hat wohl auch einst ahd. **–z* bestanden, ist aber verschwunden,

Die zweite Frage läßt sich wohl damit beantworten, daß sich das Prät. nicht selbständig entschied, sondern seinen Spiranten dem anglich, der sich im Präs. durchgesetzt hatte,[141] da dieser als Flexionszeichen der betreffenden Person empfunden wurde. So wurde in der 2. Pl. des Ahd. *-d* (ahd. *-t*) als Zeichen der 2. Pl. vom Ind. Präs. auf den Ind. und Opt. Prät. übertragen, obwohl dort entsprechend der idg. Betonung nur *-þ* (ahd. *-d*) zu erwarten gewesen wäre. Der gleiche Vorgang ist im An. bei der 2. Pers. Sg. eingetreten: das *-z* (An. *-r*) entstammt dem Präs. und hat das zu erwartende *-s* des Prät. verdrängt.

Die Lösung der ersten Frage geht von der Annahme[142] aus, daß in den westgerm. Sprachen noch **beris* und **beriz* nebeneinander standen, als *-z* abfiel. Dadurch war **beri* nicht mehr genügend als 2. Pers. Sg. gekennzeichnet und fiel aus, so daß die westgerm. Sprachen gleichsam gezwungen waren, *-s* als Flexionszeichen der 2. Pers. Sg. zu verwenden. Dagegen waren sie bei der Entscheidung zwischen **beriđ* und **beriþ* für die 3. Pers. Sg. und die 2. Pl. und zwischen **berinđ* und **berinþ* für die 3. Pl. frei, wo sie dann auch wirklich verschiedenartig ausgewählt haben, das Ahd. sich für *beriđ*, *berinđ*, das Ae. sich für *beriþ*, *berinþ* entschied.

-s wurde dann als Kasuszeichen der 2. Pers. Sg. empfunden, es steht im As. und Ahd. im Ind. und Opt. Präs. und im Opt. Prät. Für den ae. und afries. Opt. Präs. und Prät. ist wohl mit H. M. Flasdieck anzunehmen, daß *-s* ebenfalls vorhanden war und erst später verlorenging, als der Opt. Sg. sich der Aufgabe der Unterscheidung der Personen des Pl. anschloß.[143]

Der geschilderte Zwang zu *-s* bestand für das An. nicht, es konnte *-z* (später *-r*) durchführen. Immerhin kann für die distanzierte Stellung, die das An. gegenüber den westgerm. Sprachen zur Zeit des z-Abfalls einnahm, angeführt werden, daß es von der Entscheidung des Südens

---

weil es vor enklitischem *þu* sich zu *-s* assimilierte.« Für die 2. Frage nimmt H. M. Flasdieck an, daß im An. der Charakter des Dentalprät. als Zusammensetzung nicht mehr empfunden wurde und deshalb vor dem grammatischen Wechsel eine Tonumlagerung stattgefunden habe. Beides erklärt nicht, warum die Unterschiede zwischen den westgerm. Sprachen und dem An. aufgetreten sind.

[141] Voraussetzung dafür ist, daß überhaupt noch ein Konsonant als Prät.-Endung vorhanden war. Bei der 3. Pers. Sg. Prät. wurde selbstverständlich bei den starken Verben kein *-t* mehr angefügt; darauf wird bei der Behandlung der 2. Pers. Sg. Prät. Ind. der starken Verben hinzuweisen sein.

[142] Diese Annahme ist nicht zu beweisen, aber sie wird durch die darauf aufbauende leichte Erklärung der Verhältnisse wahrscheinlich. Zudem behauptet sie ja bloß, daß die Aufgabe der Doublette in der 3. Sg. etc. später erfolgt ist als in der 2. Sg. Das wird dadurch bekräftigt, daß die gleichartige Auswahl bei der 2. Sg. einen größeren Bereich umfaßt als bei der 3. Sg., nämlich das ganze Westgerm.

[143] H. M. Flasdieck, Anglia *58* (1934) S. 114 f.

hätte mitgerissen werden müssen, wenn es mit diesem in engerer Verbindung gestanden hätte.

Es ist wahrscheinlich geworden, daß in den westgerm. Sprachen das Nebeneinander von **biriþ* und **birid* erst nach dem Abfall von *–z* durch die Verallgemeinerung der einen Form beendet worden ist. So darf man annehmen, daß diese Auswahl im Voran. und im Got. nicht viel früher getroffen worden ist und der Unterschied zwischen got. *qiþid(–uh)* und an. *qiþiþ* noch nicht vorhanden war, als die Goten Skandinavien verließen.

Wichtig ist die Stellung des As., für das H. Krahe[144] sowohl *–d* (aus germ. *–d*) als auch *–d* (aus germ. *–þ*) ansetzt. Wirklich ist die Schreibung des Endkonsonanten hier sehr vielfältig, aber ein Vergleich mit den Formen des Part. Prät. der sw. Verben, das auf germ. *–d* zurückgeht, und mit sicher auf germ. *–þ* endenden Wörtern wie *quath*, *warth* lehrt, daß der Endungsspirant im As. überwiegend wie germ. *–d* und nicht wie germ. *–þ* behandelt wurde, also wohl von jenem abstammt.[145] Daraus ergeben sich weittragende Folgen für die Bildung des as. Einheitsplurals des Ind. Präs., die an einer anderen Stelle dargelegt werden sollen. Beim Entscheid für *–d* steht das As. auf der Seite des Ahd.

17. Der Nom.Akk.Pl. der mask. o-Deklination

ahd. *tagā (–a)*, an. *dagar* gehen nach H. Krahe[146] auf germ. *–ōz*, as. *dagos*, ae. *dagas* auf germ. *–ōs* zurück. Das got. *dagos* erlaubt keine Entscheidung.

---

[144] H. Krahe II § 69.

[145] Es seien die bei J. H. Gallée (§ 287) gegebenen Belege durchgesehen. Er selbst leitet den Endungsspiranten von germ. *–þ* ab und erklärt den Unterschied zu den auslautenden germ. *–þ* in anderen Wörtern damit, daß dort die Verhärtung des Auslauts durch Analogie zu Formen beseitigt worden sei, bei denen der Spirant durch eine Endung gedeckt war.

Deshalb werden hier *warth* und *quath* (die für germ. *–þ* zeugen) zum Vergleich herangezogen, bei denen keine Formen mit inlautendem *–þ–* daneben gestanden sind, und bei denen der Einfluß der Präs.-Formen germ. *qiþan* sicher durch den Pl. Prät. germ. *qēdun* aufgewogen worden ist:

Denkmal	3. Sg. und 1.–3. Pl.	Part. Prät.	Wörter germ. –đ
Heliand	M *–d, –t*	*–d, –t*	*ward, quad*
	C *–t* überwiegt *–d, –đ*	*–t, (–d, –đ)*	*ward, quad*
	P *–t*, 1 *gilustid*		*ward*
Genesis	*–t*, 1 *ferid*, 1 *sted*		*quad, quat, ward*

Die kleineren Denkmäler ergeben ein ähnliches Bild. Man sieht, die Endung der 3. Sg. Ind. Präs. und des Pl. zeigen den gleichen Spiranten wie die Part. Prät. (germ. *–đ*) und werden anders behandelt als *ward* etc. (germ. *–þ*).

[146] H. Krahe II § 4.

Wenn es richtig ist, daß der Unterschied zwischen ahd. *taga* und ae. *dagos* auf den grammatischen Wechsel zurückzuführen ist,[147] dann ist er nach den Ausführungen von Kapitel 16 nicht alt, sondern erst nach dem z-Abfall im Westgerm. enstanden.

Im Gegensatz zu der Entscheidung in Kapitel 16 über germ. *–þ* oder germ. *–đ* stellt sich das As. hier auf die Seite des Ae. Es deutet sich also die Mittelstellung des As. zwischen dem Ae. und dem Ahd. an. Vielleicht ist es bezeichnend, daß es beim auffälligeren Unterschied dem Ae. folgt (siehe Kapitel V).

18. Die Entscheidung zwischen Perfekt **bauht* und Aorist **bugiz* in der 2. Pers.Sg.Prät.Ind.[148]

bugi : *bauht* wird zu den wichtigsten Scheidungen der germ. Sprachen gerechnet, wobei *bauht* als Argument für die Verwandtschaft des Gotischen und des An. gilt, aber auch *bugi* als sehr alte Neuerung des Westgerm. angesprochen wird.

E. Schwarz[149] schließt aus der Tatsache, daß das An. diese »südliche Neuerung« nicht übernommen hat, daß diese »lange vor Christi Geburt« entstanden und »deshalb nicht mehr von den Sprachbewegungen des 1.–6. Jh. n. Chr. erfaßt worden« sei. »Wahrscheinlich ist in einer Frühzeit der Ausgleich zwischen Aorist und Perfekt bei den starken Verben im Süden der germ. Welt z. T. seine besonderen Wege gegangen. Dann ist das Zusammengehen des Got. mit dem An. sehr beweiskräftig für ihre Beziehungen.«[150] Nach einem Hinweis von Braune-Mitzka[151] versucht F. Ranke in einem Aufsatz aus *bugi* eine sehr alte westgerm. Gemeinschaft zu erweisen.[152]

Das genüge, um die Bedeutung dieses Unterschiedes, aber auch die Notwendigkeit zu zeigen, einmal näher zu untersuchen, welche Sprachen eigentlich hier geneuert haben. Denn nur für deren engere Zusammengehörigkeit kann die Parallele als Beweis gelten.

---

147 E. Prokosch (§ 79i) führt den Unterschied auf verschiedenen Ausgleich zwischen Nom. Pl. und Akk. Pl. zurück. Die zeitliche Ansetzung ändert das nicht wesentlich, da diese Ausgleichsvorgänge ziemlich spät sind (s. u. S. 79 ff.).

148 Gehört eigentlich zu den in Kapitel 15 besprochenen Erscheinungen, beruht aber auf den Ergebnissen von Kapitel 16.

149 E. Schwarz, Goten S. 265.

150 Das widerspräche entschieden unserer in Kapitel I festgestellten Verbundenheit des Ae. und des An. gerade bei den ältesten Entscheidungen.

151 Braune-Mitzka § 318, Anm.

152 Braune-Mitzka (s. o.) gibt als Stelle das Schweizer Archiv (1950) S. 217 an, die jedoch nicht auffindbar war. Auch das Schriftenverzeichnis F. Rankes (»Schweizer Archiv für Volkskunde« [1950] S. 202 ff.) gab keinen in Frage kommenden Aufsatz an.

Das Erscheinen aoristischer Formen im germ. Verbsystem ist nicht selten. Es hat sich ganz allgemein die Auffassung durchgesetzt, daß die allen germ. Sprachen gemeinsamen 2. und 3. Pers. Pl. Ind. Prät. der starken Verben ursprüngliche Aoristformen sind.[153] Das ist eine gute Stütze für die aoristische Herkunft der 2. Pers. Sg. Prät. Ind. *bugi*, aber entkleidet zugleich die Form der hohen Bedeutung, die die Forschung ihrem Auftreten im Westgerm. zugesprochen hat. Es standen den germ. Sprachen zur Bildung des Prät. der idg. Aorist und das idg. Perf. zur Verfügung. Im Pl. haben sie sich gemeinsam für die Aoristform entschieden, im Sg. hat bei der 2. Pers. das Westgerm. den Aorist, das Gotonordische das Perf. durchgeführt; das ist grundsätzlich der gleiche Vorgang wie bei der in Kapitel 15 geschilderten germ. Auswahl der Dat.-form aus den Formen verschiedener idg. Kasus.

Es ist nun die Lautgestalt sowohl des Perfekts als auch des Aorists zu untersuchen, ob sie vielleicht einen Anhaltspunkt gibt für die Ursachen und das Alter der verschiedenen Auswahl der germanischen Sprachen.

Als Ursachen für den Verlust der alten Perfektform im Westgerm. nennt man:

1. Bereits im Idg. wurden die Mediae vor *–t* zu Tenues verschoben. So trat im Perfekt ein Wechsel der Wurzelsilbe zwischen der 1. Sg. und der 2. Sg. ein: **bhough* : **bhoukt*, der durch die germ. Lautverschiebung verschärft worden ist: germ. **baug* : **bauht*, belegt im Got.: *gab*, *gaft*, *gab*; *bauþ*, *baust*, *bauþ*.

2. *–t* wurde im allgemeinen durch die germ. Lautverschiebung zu *–þ* verwandelt, blieb aber *–t*, wenn ein Spirant vorausging. Es mußte germ. *namþ* und daneben aber *gaft* entstehen, wodurch das System in Verwirrung geraten konnte.

3. H.-F. Rosenfeld[154] führt die einschneidenden Veränderungen an, die im Nordseegermanischen der Ausfall von *n* vor *þ* in der 2. Pers. Sg. Ind. Prät. verursachen mußte.

4. *–t* konnte im Germ. als ungewöhnliche Endung betrachtet und ausgeschieden werden.

Alle diese Argumente sind nicht ausreichend, um den Verlust von **bauht* im Westgerm. zu erklären:

---

[153] H. Hirt, Urgerm. II § 122; H. Hirt, Idg. IV § 106; J. Sverdrup, NTS *2* (1929) S. 48 f.; H. Krahe II § 73; T. H. Rompelman, Neophilologus *37* (1953) S. 65–89.
[154] H.-F. Rosenfeld, ZfPh. *8* (1953) S. 378 f.

zu 1. Gerade das Got., das so sehr auf Systemausgleich bedacht ist (Fehlen des grammatischen Wechsels bei den starken Verben u. a.), bewahrt *bauþ*, *baust*. Außerdem ist gar nichts gewonnen, wenn *bugi* statt *bauht* eintritt: dieses unterscheidet sich ja noch viel mehr von der 1. und 3. Pers. Sg.

zu 2. Das An. und das Got. haben *–t* auch dort durchgeführt, wo *–þ* hätte erscheinen müssen. Das gleiche gilt für die 2. Pers. Sg. Präs. der Prät. Präs. im Westgerm.[155] Es hätte beim starken Verbum *–t* genauso gemeingerm. durchgeführt werden können wie bei den Prät. Präs. Es ist denkbar, daß *gaf–t*, *baus–t*, *bauh–t* etc. die Lautverschiebung bei *nam–t* usw. um des Systems willen überhaupt verhindert haben.

zu 3. Damit fiele dies ohnehin. Aber auch die Prät. Präs. zeigen, daß im Ae. *–t* schon herrschte, als der Ausfall von *–n–* begann. Die 2. Pers. Sg. lautet *const* (mit eingeschobenem *–s–* zu *con* ›ich kann‹), *onst* (zu *on*), während das Prät. mit *cūde*, *ūde* wirklich den n-Ausfall bezeugt. Zudem liegt der n-Ausfall vor *–þ* doch viel zu spät, als daß er auf die Ausscheidung der alten Perfektform Einfluß genommen haben könnte (vor allem, wenn man die Ausscheidung von **bauht* im Westgerm. schon in die Zeit des Gotonordischen verlegt.[156]

zu 4. *–i* ist als Endung der 2. Pers. Sg. ebenso ungewöhnlich wie die alte Perfektendung *–t*, die immerhin bei den Prät. Präs. als Flexionszeichen der 2. Pers. Sg. noch vorhanden ist, und von dort aus einen überraschenden Siegeszug im Westgerm. angetreten hat.

Insgesamt scheint *bugi* dem westgerm. Ind. Prät. ebenso fremd zu sein, wie es **bauht* wäre, wenn man auch darauf hinweisen kann, daß *bugi* eine Stütze in den Pluralformen und im Opt. Prät. besaß.

Jedenfalls gibt uns die Lautgestalt des alten Perfekts keine Antwort auf die Frage, wann und warum es im Westgerm. und nur dort durch den Aorist ersetzt worden ist.

---

[155] Nur bei ae. *eart* tritt im Angl. noch *earƀ* auf, doch können hier Sondereinflüsse vorliegen.

[156] So H.-F. Rosenfeld (ZfPh. *8* (1953) S. 379), der sich bei dieser frühen Ansetzung des Nasalausfalles vor *–þ–* wohl auf die scharfsinnige Sprachchronologie O. Bremers (IF *4* S. 8 ff.) stützt. O. Bremer (IF *4* S. 24 und S. 30) setzt den ingwäonischen n-Ausfall vor *–þ*, *–f* und *–s* in das 1. Jh. v. Chr. Seine Beweisführung ist nicht korrekt; er verwendet für die Datierung von Vorgängen in haupttonigen Silben Erscheinungen, die so früh nur durch Nebensilben belegt werden können (Angelpunkt sind die Endungen der Namen Chariovalda und Catualda, die er zur n-Dekl. rechnet). So sind hier die besonderen Bedingungen verkannt, unter denen Endsilben stehen. Zudem ergibt die Ableitung, die neben anderem die Datierung des n-Ausfalles beweisen soll (IF *4* S. 23, Anm. 1), an entscheidender Stelle einen terminus post quem, nicht den notwendigen terminus ante quem.

Für *bugi* jedoch, dessen Lautgestalt noch nicht in dieser Weise untersucht worden ist, ist es möglich, Gründe aufzuzeigen, warum es im Got. und An. nicht erscheint.

Germ. **bugiz* aus idg. **bhughes*, deutlicher aber **tugiz* aus idg. **dukes* sind in sich selber widerspruchsvoll, denn im letzteren Wort zeigen beide Spiranten den grammatischen Wechsel, der nach der Aussage des Schwundstufenvokals in der Wurzelsilbe nur dem die Wurzelsilbe schließenden Spiranten zukäme, da der idg. Ton auf der Endsilbe gelegen war (*–e–* Vokalismus). So wäre germ. **tugis* zu erwarten.[157] Nach Ansicht des Verf. gibt es nur eine Möglichkeit der Erklärung.

Der Ind. Prät. wurde vorwiegend im Hauptsatz gebraucht. Dort stand das Verb nach der Satzstellungsregel in der 2. Position des Satzes, also enklitisch und im Tiefton. Deshalb unterlag auch der Spirant der Endung dem grammatischen Wechsel (vgl. die einsilbigen Pron.: wer, nur). Schon vor dem Eintritt des grammatischen Wechsels trat der Aorist **bugis* in Verbindung mit der fast gleichlautenden 2. Pers. Sg. Opt. Prät. **bugīs*. Der Entdecker der aoristischen Herkunft von *bugi*, J. v. Fierlinger,[158] betont, daß erst die Anlehnung an den Optativ es der Aoristform möglich gemacht hat, sich von der I.–IV. Klasse, denen sie ursprünglich eigen war, auch auf die V. und VI. auszudehnen. Dabei kann gut eine lautliche Angleichung des Aorists an den Opt. geschehen und aus der Kürze *bugis* eine Länge *bugīs* geworden sein.[159] Von der Länge *bugīs* muß ohnehin ausgegangen werden, wenn man sich der (älteren) Auffassung anschließt, *bugi* sei mit dem alten Opt. identisch.[160]

Als Opt. jedoch stand **bugīs* häufig satzbetont, in irrealen Wunschsätzen am Anfang des Satzes, in Nebensätzen an deren Ende.[161] Der Wortton lag nach dem Ausweis der Wurzel auf der Endsilbe, deren Spirant also nicht stimmhaft wurde.

---

[157] H. Krahe (IF *63* [1957/58] S. 57 f.) weist auf die hier dargelegte Problematik und wendet sich gegen den Versuch H. Hirts (Urgerm. I § 83, 4), ihr durch die Annahme zu entgehen, im Westgerm. seien alle auslautenden idg. *–s* abgefallen.

[158] J. v. Fierlinger, KZ *27* (1885) S. 431 f.

[159] Das ist fast die Voraussetzung dafür, daß idg. *–es* auch bei den langsilbigen Klassen (III. *bundi*, IV. *stāli*, V. *gābi*, VI. *huobi*) als *–i* erhalten geblieben ist. Die lautgerechte Entwicklung zeigt der Nom. Pl. der Wurzelnomina (ebenfalls idg. *–es*), der im Ae. bei den kurzsilbigen *–e* endet *(hnyte)*, bei den langsilbigen jedoch endungslos ist *(byrg)*. Es ist nicht recht wahrscheinlich, daß die 2 kurzsilbigen Verb-Klassen erst während und nach dem i-Abfall die 4 (mit Einschluß der reduplizierenden Verben 5) langsilbigen Klassen zur Bewahrung oder Wiedereinführung von *–i* veranlaßt haben sollten.

[160] Da es hier nicht darauf ankommt, ob es sich um den alten Aorist oder den alten Opt. handelt, sei nicht näher auf diese Frage eingegangen.

[161] »Die Zweitstellung des Verbs trat ein, wenn es tieftonig, enklitisch war« (H. Hirt, Urgerm. III § 210). »Hauptsächlich steht allerdings das Verb im Nebensatz am Ende« (H. Hirt, Urgerm. III § 208). »In den vedischen Texten . . . war das Verb im Hauptsatz . . . im wesentlichen unbetont, im Nebensatz aber betont« (H. Hirt, Urgerm. III § 206). Dem entspricht auch die germ. Stellung des Verbs.

So besaßen die germ. Sprachen nach dem Eintreten des gramm. Wechsels für die 2. Pers. Sg. Prät. Opt. *bugīs*, für den Ind. *bugiz* oder *bugīz* und das alte Perfekt *bauht*. Durch die got. Auslautsverhärtung fällt nun der Aorist annähernd (wenn man *bugiz* annimmt) oder gar völlig (wenn – und das scheint Verf. nach dem in Fußnote 159 Gesagten wahrscheinlicher – **bugīz* vorauszusetzen ist) mit dem Opt. zusammen. Das gleiche geschah im An., wo *–z* (oder *–r*) als Flexionszeichen der 2. Pers. Sg. vom Präs. auf den Opt. Prät. übertragen wurde.

Jetzt läßt sich verstehen, warum im Got. und im An. (im Gegensatz zu den westgerm. Sprachen) das alte Perf. **bauht* sich als 2. Pers. Sg. Ind. Prät. gegen **bugīz* durchsetzen konnte. Während **bauht* nur indikativisch gebraucht wurde, besaßen got. *bugeis* und an. *byger* sowohl indikativische als auch optativische Bedeutung. So wurde im lebendigen Sprachgebrauch *bugeis (byger)* immer mehr optativisch empfunden, während sich **bauht*, von dieser Doppeldeutigkeit nicht belastet, als Ind. behauptete.

Nach dem Gesagten kann von einer das Got. und An. verbindenden Auswahl nicht mehr die Rede sein. Es sind verschiedene Gründe (im Got. die Auslautsverhärtung, im An. die Verwendung von *–z* als Kasuszeichen der 2. Pers. Sg.), die beide Sprachen nach ihrer Trennung zur Bewahrung des alten Perf. in der 2. Pers. Sg. Prät. Ind. geführt haben.

Dagegen führte das Westgerm. aus den in Kapitel 16 geschilderten Gründen *–s* als Flexionszeichen durch. Dadurch blieb für den alten Aorist **bugi* die Möglichkeit, sich gegen *bauht* durchzusetzen. Daß dies geschah, beruht auf der Willkür der Sprachentwicklung. Daß sich nicht der Entscheid des An. für *bauht* auch auf die westgerm. Sprachen übertragen hat, spricht für deren abgesonderte Stellung. Das ist vor allem für die Beurteilung des Ae. wichtig, das dem An. ja immer räumlich am nächsten geblieben ist.

Die sprachlichen Entwicklungen, die die Entscheidungen zwischen *bugi* und *bauht* bestimmten (got. Auslautsverhärtung, Durchführung von *–z* als Kasuszeichen der 2. Pers. Sg. im An.; Abfall von *–z* im Westgerm.), erlauben deren Datierung in das 2.–4. Jh. n. Chr.

Es bleibt noch die Frage zu klären, warum im Westgerm. nicht *–s* als Endung der 2. Pers. Sg. auch auf den Ind. Prät. übertragen worden ist. In Kapitel 16 wurde deutlich, daß die Angleichung der Spiranten des Prät. an die des Präs. (um eine solche handelt es sich wohl) erst nach dem zwanglosen Entscheid zwischen *–đ* und *–þ* erfolgt ist, und daß dieser nach dem z-Abfall durchgeführt wurde. So war, als die 2. Pers. Sg. Prät. Ind. sich an das Präs. angleichen sollte, ihr *–z* bereits gefallen und eine Angleichung nicht mehr möglich; es blieb bei *bugi*.

So hat diese Form von ihrer Bedeutung für die Gliederung der germ. Sprachen verloren und erweist sich als ein Teilvorgang der Entscheidung der germ. Sprachen über die Bewahrung von *–s* oder *–z* als Flexionszeichen der 2. Pers. Sg., die wiederum stark vom *z*-Abfall im Westgerm. beeinflußt ist.

19. Der Pl. Präs. Ind. des Verbum Substantivum

Hier soll das Problem des Verb. subst. nicht in seiner Tiefe aufgerollt werden, es ist aber auf folgende Eigenarten des Plur. Präs. hinzuweisen, die den germ. Sprachen bei aller Verschiedenheit der Stämme doch gemeinsam sind:

1. es besteht ein scharfer formaler Gegensatz zwischen der Bildung der 1. und 2. Pers. Pl. und der der 3. Pl. Got. *sijum*, *sijuþ* : *sind* und ahd. *birum*, *biruþ* . *sind*.[162] Im Ae. ist dieser Unterschied zwar durch den allgemeinen Ausgleich des Plurals verwischt worden, bleibt aber angedeutet durch das Nebeneinander von ae. *earun*, *bēoð* und *sindun*, *sind*. Auch im An. sind noch Spuren der Sonderstellung der 3. Pers. Pl. erkennbar: on. *aru* (statt *eru*) ist auf die 3. Pl. beschränkt.[163]

2. In allen germanischen Sprachen ist die 1. und 2. Pl. mit einer dem starken Prät. oder den Prät. Präs. entsprechenden Endung gebildet: got. *sijum*, ahd. *birum*, ae. *bioð*, *beoð*[164] bzw. *earum*, an. *erom*.

Man erklärt die Formenvielfalt des Verb. subst. aus einer Anzahl von Bildungen zu abstrahierten Stämmen und sich durchkreuzenden Kontaminationen, die erst einzelsprachlich durchgeführt worden seien,[165] aber die beiden genannten Prinzipien scheinen doch älter, urgerm. oder sogar idg. zu sein. Darauf deutet auch got. *sijum* hin. H. Hirts[166] an sich ansprechende Erklärung: »Ziemlich unklar sind g. *sijum*, *sijuþ*. Sie müssen wohl dem Optativ *sijaima*, *sijaiþ* nachgebildet sein,« läßt außer acht, daß dabei präsentisches **sijam*, *sijiþ* zu erwarten gewesen wäre. So halte ich es für wahrscheinlich, daß die Formen der 1. und 2. Pl. (wie auch der 2. Sg. Ind. Präs. im Westgerm. und An.) echte Perfektbildungen im Stile der Prät. Präs. sind, etwa mit der Bedeutung ›ich

---

[162] Wie lebendig dieser Gegensatz ist, zeigt sich im Ahd., wo zwar eine Angleichung von *sind* an *birun* zu *sindun* erfolgt, aber nirgends eine Bildung wie *birun* für die 3. Pers. Pl. Präs. Ind. auftritt.

[163] Im An. ist das sonst gemeingerman. *sind* wohl verdrängt worden.

[164] Diese Formen können präsentische Bildungen sein; vgl. den Pl. Ind. Präs. der Verba contracta *tēoð*.

[165] H. Krahe II § 98.

[166] H. Hirt, Urgerm. II § 150.

bin gewachsen‹ = ›ich bin‹ oder ›ich bin entstanden‹ = ›ich bin‹ (entsprechend der Entwicklung von **ᵘoida* ›ich habe gesehen‹ zu ›ich weiß‹). Allerdings scheinen zu ahd. *birum* und got. *sijuþ* keine idg. Entsprechungen vorhanden zu sein. Trotzdem ist die idg. Herkunft dieser Formen wahrscheinlicher als die angenommenen zahlreichen Kontaminationen.[167]

Das weite Bedeutungsfeld von ›sein‹ wird ursprünglich von einer ganzen Anzahl von Stämmen ausgefüllt worden sein. So braucht es nicht zu verwundern, daß für die 1.2. Pers. Pl. Präs. Ind. jede der germ. Sprachen besondere Formen durchgeführt hat.[168]

Aber dem Ae. und dem An. ist ein Stamm gemeinsam: ae. *earun* (anglisch), *arun* (nordhumbrisch) lassen sich nur auf germ. **ar–* zurückführen,[169] dem auch die ›nicht seltene‹ ostnord. 3. Pl. Präs. Ind. *aru* entspricht.[170]

Man setzt germ. **ar–* an, weil dann idg. Parallelen vorliegen. Allerdings könnte **as–* bzw. **az–* gut die Abtönung zu **ez–* sein, es entspräche damit der idg. Betonung, die nicht auf der Wurzelsilbe ruhte: **esmés.*

Der Stamm **ar–* scheint im Ae. und An. in Schwächestellen der Flexion des Verbum subst. eingedrungen zu sein (vgl. auch unten Anhang C über die 2. Pers. Sg. Ind. Präs.). Im An. ist das sonst gemeingerm. belegte *sind* verlorengegangen. Es könnte sein, daß dafür *aru(n)* als 3. Pl. eingetreten ist, weil es der 1. und 2. Pl. *erum, eruþ* lautlich näher stand. *aru(n)* ist dann später an *erum, eruþ* angeglichen worden und wurde zu *eru*, das in literarischer Zeit bereits vorherrscht.

Ähnlich könnte das Ae. *arum* etc. verwendet haben, weil der Sprung zwischen 1. 2. Pl. und 3. Pl. unbequem war. Es ist jedoch nicht mehr sicher festzustellen, ob der Stamm *ar–* im ae. Pl. Präs. Ind. für alle drei Personen in gleicher Weise gebraucht worden ist, da die Verhältnisse durch den allgemeinen Zusammenfall der Personen im Plural verwischt sind.[171]

---

[167] Es sollen ahd. *bist* aus *b + ist*, *birum* aus *b + irum* entstanden sein (H. Krahe II § 98; H. Hirt, Urgerm. II § 150). Aber es ist auffällig, daß das Ae., das in *arun* noch einen dem **irun* ähnlichen Stamm besitzt, diesen Weg nicht gegangen ist. Das spricht gegen die Kontaminationen im Ahd., zumal dieser Sprachbereich aus idg. **esmés*, das für an. *erum* vorauszusetzen ist, kaum **irum* entwickelt hätte, sondern **er(u)mes*, da idg. *–mes* als Endung der 1. Pers. Pl. Ind. Präs. erhalten geblieben ist (vgl. ahd. *berames*).

[168] Das As. kann hier unberücksichtigt bleiben, es hat *sind* für alle Pers. des Pl. durchgeführt.

[169] Man vgl. die §§ 53, 55, 57 bei Sievers-Brunner.

[170] A. Noreen, Geschichte § 250.

[171] Zwar betont H. M. Flasdieck (Englische Studien *71* [1936/37] S. 342), daß »die Form *aron* . . . vornehmlich in der 1. 2. Pers. verwendet« wird, aber seine eigenen Aufstellungen zeigen nicht, daß *aron* in der 3. Pl. seltener steht als in der 1. Pl. Dagegen ist die Bevorzugung von *aron* in der 2. Pl. auffällig; das wird jedoch auf den Einfluß der 2. Sg. zurückzuführen sein.

So ist die Bewahrung des Stammes **ar–* und seine Verwendung in der Flexion des Verb.subst. eine wichtige Gemeinsamkeit des Ae. und des An., wenn auch im einzelnen Unterschiede vorliegen.

20. Zusammenfassung

Wenn wir die Kapitel 10–19 im Zusammenhang überblicken, so hat sich in ihnen das wechselvolle Bild der verschiedenen Beziehungen der germ. Sprachen durch die auf zeitliche Einordnung ausgerichtete Interpretation entwirrt zu einem klaren Nacheinander verschiedener Gruppierungen innerhalb des germ. Sprachbereiches.

Auszugehen war von der in Kapitel I (siehe S. 17 f.) gefundenen ältesten faßbaren Gliederung, die das Vorae., Vorgot. und Voran. als Nordgruppe jenen Völkern und Sprachen gegenüberstellte, die später sächsisch und hochdeutsch sein werden. Als Trennungslinie konnte die Ostsee betrachtet werden.

In Kapitel 10 wurde in der Umwandlung von germ. **dages* in vorae. voran. **dagos* in Anlehnung an die anderen *–o–* enthaltenden Endungen der o-Dekl. eine Neuerung des nördl. Sprachkreises gefunden, an der das Got. nicht mehr teilgenommen hatte. Diese Neuerung ist nach der Abwanderung der Goten über die Ostsee, aber vor der ersten Phase des Auslautsverfalles erfolgt. Die Trennung der Goten vom Norden wurde in Kapitel 11 unterstrichen. Hatte das Got. noch an der Bildung des Gen. Sg. Fem. und Gen. Pl. des st. Adj. *blind–aiz–* teilgenommen, so kam es doch bald unter den Einfluß des Südgerm. Wie dieses entschied es sich beim Dem. Pron. für *þizōs*, und zwar für dessen für das Südgerm. charakteristische Form ohne *–j–*. Die Ausstoßung des *–j–* erfolgte wenigstens im Vorahd. und im Voras. vor dem Wandel von *e* zu *i* vor *j* der Folgesilbe, der »in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt«[172] geschah. Das stimmt sehr gut zu der Siedlungszeit der Goten an der unteren Weichsel, die durch die Archäologie von 100 v. bis 200 n. Chr. angesetzt wird. Dagegen bewahrten das Ae. und das An. im ganzen die alten Formen, entschieden sich aber später gemeinsam für die *–oi–*Stufe, während die *–e–*Stufe (ohne Ausstoßung von *j*: **þezios* zu **þizios*) in den Formen des erweiterten Dem. Pron. fortlebt. Zu den genannten gemeinsamen Erscheinungen in der ae. und an. Flexion ist auch die Bewahrung des Stammes germ. **ar–* zu rechnen, wenn dieser auch in verschiedenen Positionen erscheint (Kapitel 19).

---

[172] Paul-Schmitt § 42.

Wie die ae.-an. Gemeinschaft durch die Annäherung des Vorae. an das Südgerm. abgelöst wurde, zeigen die Verhältnisse beim Instr. (Kap. 15). Zunächst haben das Voran. und Vorae. gemeinsam den Lok. als Instr. durchgeführt, während das Voras. und Vorahd. bei der alten Instr.-Form verharrten. Dann aber nahm das Vorae. mit diesem Instr. (= alte Lok.-Form) teil an der westgerm. Bewahrung des Instr. als eigenen Kasus der mask. o-Dekl. Die Periode der westgerm. Gemeinschaft wurde deutlicher durch die gemeinsame Aufteilung der Nom. Sg. Formen der n-Dekl. auf die Geschlechter, die nach dem Ausweis von Eigennamen im 1. Jh. n. Chr. noch nicht abgeschlossen war. Hierbei gingen das Got. und das An. bereits getrennte Wege (Kapitel 13). Als weitere westgerm. Neuerung ist der Entscheid für *–s* als Flexionszeichen der 2. Pers. Sg. zu nennen (Kapitel 16). Er steht im engen Zusammenhang mit dem *z*-Abfall, der etwa um 200 n. Chr. im Westgerm. durchgeführt wurde. Auch daß sich das Westgerm. für den alten Aorist *bugi* entschieden hat, spricht für die Zusammengehörigkeit in dieser Zeitperiode, wenn auch die Entscheidung sowohl des An. als auch des Got. für *bauht* erzwungen war (Kapitel 18). Es ist überflüssig, darauf hinzuweisen, daß dieser ›westgerm. Gemeinschaft‹ kein ›Gotonordisch‹ gegenübersteht, denn die Goten waren bereits aus Skandinavien abgezogen, als sich das Vorae. dem Süden näherte.

In eine noch spätere Epoche führte uns der nicht unter Druck erfolgte Ausgleich zwischen Doppelformen, die durch den gramm. Wechsel entstanden waren. Hier entschied sich in beiden Fällen das Ahd. (Vorliebe für den stimmhaften) anders als das Ae. (Vorliebe für den stimmlosen Spiranten). Daß das An. hier seine eigenen Wege geht, zeigt sich darin, daß es einmal mit dem Ahd., das andere Mal mit dem Ae. übereinstimmt. Das As., das räumlich zwischen dem Ae. und Ahd. steht, schließt sich einmal diesem (*–đ* nicht *–þ* in der Verbflexion, Kapitel 16), einmal jenem (as. *dagos* wie ae. *dagas*, Kapitel 17) an. Das ist eine sehr spärliche Andeutung der Beziehungen der westgerm. Sprachen in der letzten Epoche vor der schriftlichen Fixierung. Der genaueren Durchleuchtung dieser Frage soll ein späteres Kapitel dienen, wie sich auch die beiden folgenden Kapitel Hauptproblemen der hier skizzierten Entwicklung zuwenden, das nächste der Stellung des Got. zum An. (Gotonordisch), das folgende dann der gemeinsamen Entwicklung des Vorae., Voras., Vorahd. in einer Zeit engerer westgerm. Beziehungen.

III. DIE STELLUNG DES GOT. INNERHALB DER GERM. SPRACHWELT

Die bisherigen Ausführungen haben ergeben, daß das Got. in der ältesten erfaßbaren Zeit mit dem Voran. und dem Vorae. die Nordgruppe der germ. Sprachen gebildet hat, sich aber vor der Abwanderung der Angelsachsen aus dem skandinavischen Bereich durch die Übersiedlung nach der Südküste der Ostsee vom Norden distanzierte und dort an einer Sprachentwicklung des Südgerm. teilnahm (got. *þizōs*, ahd. *dero*). Bei dieser Auffassung ist kein Raum für die Ansetzung eines ›Gotonordischen‹ unter Ausschluß des Ae. Um diese Frage zu klären, seien zunächst die gotonordischen Parallelen überflogen, die E. Schwarz[173] gibt.

21. Gotonordische Neuerungen unter Ausschluß des Altenglischen

Zu den Neuerungen, die dem An. und dem Got. gemein sind, zählt Schwarz seine Punkte 1, 2, 11, 12.[174]

a) »1. Gutturalisierung von germ. *ᵍᵘᵘ*, *ⁱⁱ* zu *ggw*, *ggj* bzw. got. *ddj*.«[175] Die Beweiskraft dieser Parallele ist umstritten.«[176]

Jedenfalls sind die Vorgänge im An. und im Got. nicht völlig gleich. Schwerwiegender als der Unterschied in der Lautung, der erst nach Trennung entstanden sein kann, ist, daß die Verschärfung zwar bei ›zweier‹ beiden Sprachen gemeinsam ist, bei ›dreier‹ aber auf das An. beschränkt ist. Verschiedene Betonung im Got. und An. anzunehmen hilft

---

[173] E. Schwarz, Goten S. 144 ff. Im folgenden muß der Liste von E. Schwarz in gewissem Sinne unrecht getan werden. Ihre eigentliche Aufgabe ist es, die Herkunft des Got. aus dem Nordgerm. zu unterbauen, während es uns hier um den Nachweis geht, daß alle diese Formen das Vorae. nicht aus der ältesten nordgerm. Gruppe ausschließen. Die Formen werden daher von einem einseitigen Gesichtspunkt betrachtet.

[174] E. Schwarz, Goten S. 147.

[175] E. Schwarz, Goten S. 144.

[176] Sehr skeptisch ist H. Kuhn (vgl. die Rezension von H. Kuhn zu E. Schwarz), doch werden die wesentlichsten Einwände gegen die Bedeutung von E. Schwarz (Goten S. 64 ff.) genannt und entkräftet.

hier nicht weiter.[177] So weist der Unterschied an. *þriggia* : got *þrijē* darauf hin, daß doch keine unmittelbar gemeinsame Entwicklung stattgefunden hat, sondern die Verschärfung wohl zuerst im Voran. aufgetreten und dann erst auf das Got., das bereits jenseits der Ostsee war, übertragen worden ist. Dabei wäre dann got. *–ddj–* statt *–ggj–* als ungenaue Übernahme oder als Lautersatz zu verstehen.

b) »12. Got. *berjau* ›ich trüge‹, an. *bæra* aus *bērjau*« ist wenig beweiskräftig, zu stark sind die Ausgleichstendenzen sowohl im Westgerm. wie auch im An.[178]

c) Nr. 2 (*u* zu *o* im Hiatus) und Nr. 11 (Anfügung von idg. *–ē* an die 3. Pers. Pl. Opt. Präs. und Prät.[179]) verbinden nur das Ostnord. mit dem Got.; bei ihnen ist eine Ausdehnung auf das Ae. sicherlich nicht zu erwarten, da dieses bis zum Einfall der späteren Dänen (ostnord. Stämme) in Jütland dem Westflügel des Nordgerm. benachbart war. Die ostnord.-got. Parallelen legen wie die Einzelheiten der –j–Verschärfung nahe, daß sie über die Ostsee hinweg ausgetauscht worden sind, wenn man nicht annehmen will, daß das Nordische bereits beim Abzug der Goten in sich geteilt war.

---

[177] H. Krahe (II § 61): »dem idg. . . . entspricht an. *þriggia* . . ., während got. *þrije* wohl auf einer Form mit Anfangsbetonung beruht.« Dann wäre durch die Betonungsart schon eine Trennung zwischen Got. und Voran. vorhanden gewesen. E. Schwarz (Goten S. 99, Fußn. 1) verweist darauf, daß got. *þreis* als i-Stamm flektiert worden sei, die an. Form jedoch wie *tveggia* früh die Endbetonung des Gen. Pl. der Pron. (vgl. got. **þizē*) übernommen habe. E. Schwarz führt dabei einen Vorschlag J. J. Mikkolas (Streitberg-Festgabe 1924, S. 268) weiter.

Aber die idg. Betonung der i-Stämme ist nicht sicher festgestellt. Für den Gen. Pl. liegt jedoch die Aussage der slawischen Sprachen vor: »Die Paroxytonierung im Nom. Plur., die Endbetonung im Gen. stimmen genau zu den im Lit. vorliegenden Tatsachen, so daß man einen solchen Akzentwechsel für das Urslawisch-Lit. wird ansetzen können« (H. Hirt, Idg. V § 165). Daß das Got. bei den i-Stämmen in der Wurzelsilbe meistens den stimmlosen Spirant bewahrt hat, beweist nicht, daß im Got. zur Zeit der idg. Betonung der Ton stets auf der Wurzelsilbe gelegen hatte, denn in einigen Fällen ist der stimmhafte Spirant noch bewahrt: *gakunds* gegenüber *gakunþs* mit verschiedenen Bedeutungen.

So war wohl auch im Got. der Gen. Pl. der i-Stämme ursprünglich endbetont; auf die oben genannte Weise konnte also die Differenzierung zwischen got. *þrije* und an. *þriggja* nicht entstehen.

[178] H. Kuhn (AfdA 66 [1952/53] S. 47): »Der ursprüngliche Zustand ist aber durch Ausgleichungen sowohl im Ostnordischen als auch im Westgermanischen so verdunkelt, daß wir die gotisch-westnordische Form durchaus nicht sicher als Neuerung des Gotischen und Gesamtnordischen und zugleich nur dieses Zweiges fassen können.«

[179] Da dieses *–ē* im An. und in den westgerm. Sprachen abgefallen ist (A. Walde 8 f.), können nur die an. Dialekte, das Afries. und das Nordhumbrische, in denen *–n* im absoluten Auslaut schwand, zeigen, ob einst *–ē* angefügt war oder nicht. Letzteres ist bei den nordseegerm. Dialekten und im Westnord. der Fall, ersteres nur im Ostnord.

22. Uralter Besitz des Gotonordischen unter Ausschluß des Altenglischen

»Um Eigenheiten des Nordens seit urgerm. und vielleicht idg. Zeit handelt es sich bei den Punkten 6, 8, 9, 10, 13, 14 . . .«[180]

Diese Formen wären ein gewichtiger Einwand, sie widersprächen unmittelbar der in Kapitel 9 getroffenen Feststellung, daß die Auswahl aus altem Gut im Ae., An. und Got. stets in gleicher Weise durchgeführt worden ist.

a) Nr. 6: got. *izwis* ›euch‹ + an. *yþr* scheidet diese Sprachen nicht von den Westgerm., denn deren Formen sind aus der got. Form abzuleiten.[181]

b) »13. nan-Verba im Got. und An.« und »14. Got. *im* ›ich bin‹: an. *em.*« sind sicherlich keine alten Besonderheiten des An. und Got., denn ihre Spuren sind, wenn auch nicht so ausgeprägt, auch im Westgerm. erhalten.[182] Ae. *ēom* und ahd. *bim* setzen die Existenz von **im* in diesen Sprachzweigen voraus.

c) »8. Got. *karjis* ›welcher‹ : an. *hverr.*« betrachtet H.-F. Rosenfeld[183] als eine Neubildung des Germ., weil keine idg. Parallelen vorliegen. Der Beweis, daß die westgerm. Sprachen diese Bildung nie besessen haben, ist unmöglich. Es ist sogar eine Andeutung dafür vorhanden, daß es eine solche Bildung im Westgerm. gegeben hat.

Die in Kapitel 1 besprochene Bildung **halīks*, *hilīks*, die im An. und im Got. noch die ursprüngliche Bedeutung ›wie beschaffen‹ hatte,[184] hat in den westgerm. Sprachen einen Bedeutungswandel zu ›welcher‹ erfahren.[185] Als Korrelativum zu **swalīks* ›so beschaffen‹ sind in den westgerm. Sprachen Neubildungen wie ahd. *hweolīh*, ae. *hulīh* eingetreten. Dies und die säuberliche Trennung von gesamtgermanisch **hwaþar (hweþar)* ›welcher von zweien‹ und got. an. **hwarjis* bzw. westgerm.

---

[180] E. Schwarz, Goten S. 147.

[181] H.-F. Rosenfeld, ZfPh. *8* (1953) S. 370–372; H. Krahe II § 33.

[182] Für die nan–Verben genüge der Hinweis auf E. Schwarz, Goten S. 108 f.

[183] H.-F. Rosenfeld, ZfPh. *8* (1953) S. 370.

[184] A. Noreen, Grammatik § 474,4; Braune-Helm § 161.

[185] Sievers-Brunner § 342; J. H. Gallée § 372; Braune-Mitzka § 292, geben für die westgerm. Sprachen die Bedeutung ›welcher‹ an. Jedenfalls hat *hwelih* hier den Bedeutungsbereich mit übernommen, den im Got. und im An. *hwarjis* innehat, wenn auch im Ahd. *welcher* daneben noch die Bedeutung ›wie beschaffen‹ beibehalten hat (Wörterbuch des Ahd. Lesebuchs von W. Braune S. 196a), vgl. E. Schwarz S. 93: »Das got. *hileiks* ›wie beschaffen‹ hat diese Grundbedeutung nur noch im An. (sonst südgerm. ›welcher‹).«

**hwalīks (hwilīks)* ›welcher von mehreren‹[186] sprechen dafür, daß im Westgerm. **hwalīks* die Bedeutung eines verlorengegangenen Wortes übernommen hat, das *hwarjis* gewesen sein wird.

Nr. 9 und 10 betreffen die Flexion des Part. Präs. Das Got. und das An. flektieren sie nur schwach, und zwar das Fem. nach der īn-Dekl. In den westgerm. Sprachen hingegen werden die Part. Prät. stark und schwach ganz wie ja-/jō-Adj. gebeugt. Den Unterschied kann man nicht einfach damit erklären, daß die westgerm. Sprachen die Part. Präs. einst in gleicher Weise wie die Goten flektiert und die Flexion erst nachträglich der Adj.-Flexion angepaßt haben. Denn sie haben im Komparativ, der im Got. wie die Part. Präs. flektiert wird, die alte auf das idg. zurückgehende Beschränkung auf die schwache Flexion bewahrt und sie sogar auf den Superlativ ausgedehnt.[187]

Weder die got. noch die westgerm. Flexionsweise ist die ursprüngliche. Das zeigen die zu Substantiven gewordenen und daher von den Veränderungen der Part. Präs. nicht mehr betroffenen *fiant* und *friunt* (ahd. Lautung). Sie werden wie konsonantische Stämme flektiert und bewahren darin sicher den alten Zustand, wie der Vergleich mit dem lat. Part. Präs. lehrt *(amans, amantis)*.

Dazu ist noch ein Fem. in got. *frijondjōs* (Akk. Pl.) belegt, das zeigt, daß beim Fem. die starke Flexion der westgerm. Sprachen sogar das Ältere sein kann. In ihm ist zugleich eine Anknüpfung für die got. an. īn-Beugung gegeben, denn die īn-Abstrakta sind aus langsilbigen jō-Fem. entstanden, indem an deren Nom. Sg. *–ī* als Beugungselement *–n* angefügt worden ist.[188]

Aus dem Fem. –jō kann die Flexion sowohl des Westgerm. als auch die des An. und des Got. erklärt werden. In den letzteren Sprachen wird die īn-Dekl. der Anknüpfungspunkt für die schwache Flexion gewesen sein, die hier durch das Fehlen von *–j–* der alten Flexionsweise des Mask. näher steht als die des Westgerm. mit *–j–* (das sich aber aus der alten st. fem. Flexion mit *–j– [frijondi]* erklärt). An das jō-Fem. schließt sich westgerm. die mask. und neutr. ja-Flexion an; daß im Westgerm. dazu eine schwache Flexion gebildet worden ist, ist eine Eigenentwicklung

[186] Die Einschränkung der Bedeutung von **hwalīh* auf ›welcher von mehreren‹ wird von den in Fußnote 185 genannten Grammatiken der westgerm. Sprachen nicht gegeben, aber es steht in allen westgerm. Sprachen **hwaþar* mit der Bedeutung ›welcher von zweien‹ daneben.

[187] »Die Bildung des Komparativs und Superlativs entspricht damit genau der des Griechischen; d. h. im Komparativ tritt an das Element *–iz–* ein n-haltiges Suffix (schwache Deklination!), im Superlativ tritt an *–is–* das idg. Suffix *–to–* (mit starker und schwacher Flexion, wovon im Westgerm., unter dem Einfluß des Komparativs, nur die letztere beibehalten wurde).« (H. Krahe II § 56.)

[188] H. Krahe II § 30; H. Hirt, Urgerm. II § 53.

dieser Sprachen, die aber nicht alt zu sein braucht, da die schwache Adj.-Flexion im Germ. erst im systematischen Aufbau begriffen war.

Als echte Sonderentwicklung des An. und des Got. läßt sich also nur die Überführung der fem. jō-Flexion der Part. Präs. in die īn-Flexion betrachten.[189] Aber das kann sehr wohl erst nach der Übersiedlung der Goten über die Ostsee geschehen sein, denn es ist naheliegend und auch auffällig.

Wir haben so die wichtigsten Einwände[190] beiseite geschoben, die sich aus der Liste bei E. SCHWARZ gegen die Ansetzung einer ursprünglichen Gemeinschaft von Vorae., Voran. und Vorgot. und das längere Verweilen der ae. Stämme beim Voran. noch nach dem Abzug der Goten über die Ostsee ergeben könnten. Über die Ostsee blieben die Verbindungen nach Skandinavien erhalten, und so konnten die Goten und die späteren an. Stämme noch manche Neuerung austauschen (siehe oben), auch dann noch, als die englischen Stämme sich ihrerseits vom Norden lösten.

Die Gruppierungsverhältnisse der germ. Sprachen stellen sich im Nordbereich für die Frühzeit wie folgt dar:

1. Die späteren Angelsachsen, Skandinavier und Goten saßen in enger Verbindung beieinander.

2. Die Goten zogen über die Ostsee an die Weichselmündung (bis etwa 100 v. Chr.).

3. Kurze Zeit später (vielleicht schon um 70–60 v. Chr., wenn man die Unruhe in der germ. Welt damit in Zusammenhang bringen will, die im Kampf zwischen Ariovist und Cäsar gipfelte) lösen sich die Ags. ebenfalls vom Norden. Gleichzeitig beginnt ihre Annäherung an das Südgerm.[191]

---

[189] Da nach dem Verlust von *-n* in den westgerm. Sprachen die in-Dekl. (ahd. *hohī* für alle Kasus des Sg. und für Nom. Akk. Pl., nur MURBACH: *hohīn*; ae. Nom. Sg. *strengu*, Gen. Dat. Akk. Sg. *strenge*) nicht mehr als schwach gekennzeichnet war, war sie für die schwache Dekl. der Part. Präs. nicht mehr brauchbar und mußte ersetzt werden. So ist es durchaus möglich, daß auch die westgerm. Sprachen einst die schwache Dekl. der Part. Präs. mit der IN-Dekl. durchgeführt hatten.

[190] E. SCHWARZ, Goten S. 144 ff. Die anderen Formen sind weniger wichtig. Bei den Wortschatzgleichungen ist ein echtes Überwiegen der got.-/an. gegenüber den an.-/ae. Verbindungen nicht zu sehen (vgl. die Aufstellungen bei E. SCHWARZ, Goten S. 120–141 und S. 201–214). Über die 2. Pers. Sg. Prät. Ind. an. = got. *bart* war an anderer Stelle zu sprechen, siehe Kapitel 18.

[191] Der Zeitraum zwischen der Abwanderung der Goten und dieser Südbewegung der Ags. ist kurz, fast zu kurz für die Ausbildung der ae.-/an. Parallelen, bei denen das Got. ausgeschlossen blieb. Dies und die an.-got. Neuerungen, von denen wir oben annahmen, sie seien über die Ostsee gewandert, lassen eine andere Deutung möglich erscheinen.

In Skandinavien saßen die später ae. Stämme, die späteren Skandinavier und die Goten in dieser Reihenfolge von West nach Ost. Bei der lockeren Siedlungsweise

4. Die Verbindungen zwischen Goten und den in Skandinavien verbliebenen Stämmen war nicht abgerissen. So wurde die Ostsee Mittlerin einer Reihe von Neuerungen, die das Got. und das Ostnord., seltener das Got. und das Gesamtnord. umfaßten.

In diese Zeit fällt bereits die alle germ. Stämme betreffende Umgestaltung des Part. Präs., wobei die Westgerm. einen gemeinsamen Weg beschreiten und die Goten und die Skandinavier zusammengehen.[192] So war also die westgerm. Gruppierung schon in ihrer Bildung begriffen, als die Goten an der Weichsel saßen und noch Verbindungen nach Skandinavien hatten.

23. Die Beziehungen des Gotischen zum Südgermanischen unter besonderer Berücksichtigung der Auffassung von Th. Frings

Es ist nun die Frage aufzuwerfen, ob das Got. nach seiner Herauslösung aus dem engeren Bereich des Nordens und seiner Festsetzung an der Weichselmündung in engere Beziehungen mit den südgermanischen Stämmen getreten ist. Daß Berührungspunkte vorhanden waren, ist nahezu selbstverständlich, denn zwischen den Sitzen der Franken (an Weser und Rhein: Weser-Rhein-Germanen), der Sachsen[193] und der Elbgermanen (norddeutsches Tiefland, deutsche Mittelgebirge und angrenzende Gebiete und Böhmen) einserseits und den Weichselsitzen der Goten andererseits ist kein zu großer Raum, wenn auch dazwischen andere Stämme gesessen haben können. Es fragt sich nur, wieweit sich die räumliche Nähe[194] auch sprachlich ausgewirkt hat.

Die Forschungsmeinungen darüber gehen weit auseinander. Seit F. Wrede[195] die Hypothese aufgestellt hat, das Hochdeutsche sei im wesentlichen ein ›gotisiertes Ingwäonisch‹, ist die sprachliche Verbindung zwischen dem Hd. und dem Got. vor allem von Th. Frings[196]

---

und dem wohl recht geringen Verkehr bedurfte es sicher längerer Zeit, bis sich eine Neuerung von den ae. Stämmen zu den Goten oder umgekehrt ausgebreitet hatte. So wäre es denkbar, daß am got. Flügel eine Neuerung entstand, die aber die ae. Stämme nicht mehr vor deren Abwanderung erreichte. Ähnliches könnte bei einem Teil der ae.-an. Parallelen vorliegen, wenn auch gesichert scheint, daß die später ae. Stämme erst nach den Goten abgezogen sind (vgl. die Verhältnisse beim Dem.-Pron. und beim Gen. Sg. der o-Dekl.).

[192] Die Gleichzeitigkeit der Verwandlung des Part. Präs. im Voran.-Got. und in den westgerm. Sprachen bleibt Vermutung.

[193] Die Nennung der Sachsen geschieht der Vollständigkeit halber. Was sie in dieser Zeit wirklich sind, soll später untersucht werden.

[194] Ausdruck der politischen Verbindung ist, daß ein Normanne namens Catvalda bei den Goten Schutz und Hilfe gegen Marbod findet.

[195] F. Wrede, ZfdMaa *14* (1919) S. 3 ff.; ZfdMaa *19* (1924) S. 270 ff.

[196] Th. Frings, zuletzt: Grundlegung ^{3}1957, S. 55 u. passim.

immer wieder verfochten worden, allerdings sie in frühere Zeiten und in die alten Sitze dieser Sprachen zurückverlegend.[197] Die Auffassung F. Wredes, daß das Obd. (und Teile des Frk.) gleichzeitig mit dem Eindringen got. Lehnwörter durch die arianische Mission umgeprägt worden sei, hat sich weder als Ganzes noch in ihren einzelnen Argumentationen behaupten können.

Mit der These von Th. Frings haben wir uns jedoch näher zu befassen, weil sie in anderem Zusammenhang wichtig sind.

Th. Frings nennt folgende Formen, durch die der Gegensatz Ingwäonisch-›Deutsch‹ charakterisiert werde.[198]

Es handelt sich dabei

a) um ingwäonische Neuerungen

1. *di* und *mi* anstelle *dir/dich* und *mir/mich*
2. Nasalausfall in *fīf* und *ūs*

b) um Auswahl aus altem Gut:[199]

1. ae. nfrk. as. *he* gegen hd. *er* got. *is*
2. engl. nfrk. *how* gegenüber ahd. *hweo*, got. *hwaiwa*, zwischen die er als dritte Gruppe nd. ›*wo*‹ stellt.

c) um eine Dreigliederung des kontinentalgerm. Sprachraumes durch die Formen für Mittwoch und für die Verkleinerungssilbe.

Die sprachgeschichtlichen Folgerungen, die Th. Frings[200] zieht, sind: »Die Aufspaltung und Aussonderung im Germanischen geht in die Zeit vor und um 700 v. Chr. zurück, als sich Nord- und Südgermanen voneinander lösten und das Südgermanische sich als Westgermanisch wieder in drei Teile spaltete.« Die seit 700 v. Chr. nach Osten abziehenden Ostgerm. haben nach Th. Frings[201] von den Ermionen (= Elbgerm.) *is* und *hwaiwa* erhalten. Gleichzeitig seien die ingwäonischen Eigenheiten entstanden und verbreitet worden, durch die der ermionische Ostflügel mit den Formen *fünf*, *mir/mich* und anderen in die Reliktlage gedrängt worden sei. Später aber habe er seine Formen mit nach Süddeutschland gebracht, die von dort den Siegeszug nach Nordwesten angetreten hätten.

Das Ingwäonische hingegen stufe sich auf dem Kontinent zweifach ab. Hauptträger des Küsteningwäonischen seien die Sachsen, des Gemein-

[197] F. Stroh, ›Der Aufbau des Deutschen‹ (Hirt-Festschrift II 386) referiert wohlwollend über diese Auffassung von Th. Frings.
[198] Th. Frings, Grundlegung S. 51.
[199] Nach der Auffassung von Th. Frings.
[200] Th. Frings, Grundlegung S. 54.
[201] Th. Frings, Grundlegung S. 56 f.

ingwäonischen jedoch die Franken, deren Übereinstimmung mit dem Englischen auf der alten Ausbreitung des Ingwäonischen beruhe.[202]

Th. Frings stützt sich auf die Ergebnisse der Vorgeschichte.[203] Die sprachliche Begründung jedoch ist unzureichend.[204] Bei a 1) und b 1) wird die ingwäonische Form wohl mit dem Abfall von *–z* zusammenhängen, der etwa im 2. Jh. n. Chr. erfolgt ist,[205] a 2) ist schwer zu datieren, die Datierung durch O. Bremer[206] in das 1. Jh. v. Chr. ist fraglich, aber sicher die frühest mögliche. Die Formen für Mittwoch und die Verkleinerungssilbe können nicht als Beweis für eine Aufgliederung der Sprachen um 700 v. Chr. herangezogen werden. Bliebe nur noch die Gleichung got. *hwaiwa* = ahd. *hweo*, bei der nicht festgestellt ist, welcher Sprachkreis geneuert hat oder ob Auswahl aus altem Gut vorliegt, und wann der Unterschied zwischen der ahd./got. Form und der der übrigen Sprachen entstanden ist.[207] Ihn in das 8. Jh. v. Chr. zu setzen, ist reine Willkür.[208].

Als Zeichen der Beziehungen zwischen Goten und Südgermanen ist immerhin die gemeinsame Bildung von Gen. Dat. Sg. Fem. und Gen. Pl. des einfachen Dem. Pron. zu nennen, die vordem Wandel von *–e–* zu *–i–* vor *–j–* der Folgesilbe geschehen sein muß (also spätestens in den ersten Jahrhunderten nach der Zeitwende, siehe S. 10f.). Dazu kommt vielleicht got. Einfluß bei der Bewahrung von obd. *blindamu* gegen frk. *blindemu* und as. *blindumu*.[209] Diese Differenzierung innerhalb des Südgerm. braucht uns nicht zu wundern, denn um die Zeitwende befinden sich auch die Südgermanen in einer Ausweitung ihres Stellungsraumes, so daß sich ihr Zusammenhang lockerte. Die Elbgermanen sind eben auch in ihren neuen Sitzen im nördlichen Süddeutschland und in Böhmen die nächsten Nachbarn der Goten in der Weichselgegend, während die Franken (›Rhein-Weser-Germanen‹) weiter nach Westen abgesetzt sind. Ähnliche Gründe kann die Beschränkung der Gleichung got. *hwaiwa* – ahd. *hweo* auf die hd. Stämme haben, der Ausschluß des Sächsischen kann auf dessen Verharren an der unteren Elbe und in etwas abseitiger Stellung beruhen.[210]

---

[202] Th. Frings, Grundlegung S. 55 f.
[203] Th. Frings, Grundlegung S. 53 f.
[204] Vgl. die scharfe Rezension von H. Kuhn, AfdA *65* (1951/52) S. 53 ff., und seinen Aufsatz ZfdA *87* (1956/57) S. 1 ff.
[205] Vgl. unten Kapitel 47 und oben Kapitel 25.
[206] O. Bremer, IF *4* (1894) S. 30, vgl. dazu Fußnote 156 und unten Kapitel 48.
[207] Immerhin sei darauf hingewiesen, daß an. *hu*, ae. *hu*, as. *hwo*, *hu* auf den germ. Instr. *hwo* zurückgehen, der in diesen Sprachen **hwaiwa* verdrängt haben kann.
[208] Es scheint sich im ganzen eher um aus der Gegenwart zurückprojizierte Symptome für eine Gliederung der Sprachen zu handeln als um echte Begründungen.
[209] Eine abweichende Deutung wurde in Kapitel 2 vorgelegt.
[210] Auch hier ist über eine Vermutung nicht hinauszukommen.

Das alles läßt sich vielleicht dahin zusammenfassen, daß es zwar einen gewissen sprachlichen Austausch zwischen Goten und Südgermanen, vor allem Elbgermanen, gegeben haben wird, aber keinesfalls eine Verbindung in der intensiven Weise bestand, wie sie sich später zwischen dem Ae., Ahd. und As. in der westgerm. Gliederungsperiode bildete.[211]

24. Die Absonderung des Gotischen aus der engeren germanischen Sprachwelt

Vergleicht man diese got.-ahd. Beziehungen und jene zwischen Got. und An., die nach dem Abzug der Goten über die Ostsee entstanden sind, mit den Neuerungen, die das An. und das Westgerm. zur gleichen Zeit verknüpfen, so gewinnt man den Eindruck, daß das Got. schon an der Weichselmündung ein von den übrigen germ. Sprachen abgesondertes sprachliches Eigenleben geführt hat.[212] Als westgerm.-an. Neuerungen sollen erwähnt werden:

a) daß diese Sprachen idg. *–e–* und *–i–* in gleicher Weise unter dem Einfluß der folgenden Laute aufgeteilt haben;

b) der Wandel von germ. $\bar{e}^1$ zu $\bar{a}$;

c) *–z* zu *–r* (wie an. *mer* und ahd. *mir* zeigen);

d) die Aufgabe der Reduplikation im Prät. der VII. Klasse der starken Verben und die Verwendung von germ. *–e–* und germ. *–eu–* als Wurzelvokal des Prät., die zwar in den einzelnen Sprachen nicht völlig gleich ist, aber wohl auf gemeinsamen Grundbedingungen beruht.[213]

Erst durch sie entstand innerhalb der uns bekannt gewordenen germ. Sprachen eine Sprachgrenze, die sich auf verschiedene Strukturen gründet. Sie zeigen andererseits, daß die gemeinsamen Vorgänge, die wir in

---

[211] Andere Verbindungen zwischen Hd. und Got. wie z. B. **miz/*mik* gegen nordseegerm. *mi* beruhen auf Neuerungen des Nordseegerm., die zu spät eingetreten sind (nämlich nach dem Abfall von *–z*), als daß man davon sprechen könnte, daß hier alte Beziehungen zwischen Got. und Vorahd. die Bewahrung des Alten im Vorahd. verursacht hätten.

[212] Um die abgesonderte Stellung des Got. zu kennzeichnen, sei E. Schwarz (Goten S. 153) zitiert: »Es ist weiter zu bedenken, daß andere Völker wie Rugier, Burgunder, Wandalen zwischen Elbgermanen und Goten geschoben waren, von deren Sprache wir nichts wissen.« Aber auch die Bindungen zur alten Heimat, die E. Schwarz in diesem Zusammenhang betont, waren nicht so stark wie die der übrigen germ. Sprachen untereinander.

[213] Übereinstimmend haben die reduplizierten Verben mit Präs. Vokal *–ai–* oder *–ā–* in allen restgerm. Sprachen den Prät. Vokal $–\bar{e}^2–$, die mit Präs. Vokal *–au–* den Prät. Vokal *–eu–* (germ. Lautung). Nur bei jenen mit Präs. *–o–* weicht das An., bei denen mit $a + n$, l + Konsonant das Ae. von den übrigen restgerm. Sprachen ab.

den Kapiteln 10, 11, 12, 15 b, 19 für das Ae.-An. festgestellt haben, keine völlige Trennung dieser Sprachen vom Südgerm. bedeuten. Sie sind kleine Veränderungen der Flexion, die nicht wichtig und auch nicht sehr auffällig waren, und die deshalb leicht an Sprachgrenzen minderen Ranges, wie sie etwa die Sunde darstellen,[214] hängen bleiben konnten, während die genannten auffälligen und zum Teil einschneidenden Änderungen diese Sprachgrenzen leicht überwanden. Aber gerade die Unbedeutendheit und die nicht so große Ausbreitungsfähigkeit der Sonderformen machen uns den Bereich deutlich, in dem sie entstanden, und lassen uns die frühen Untergliederungen des Germ. erkennen (vgl. auch Kapitel 9).

[214] Eine ähnliche Grenze entstand durch den Abzug vermittelnder Völkerschaften (es wäre vielleicht an die Kimbern und Teutonen zu denken), wobei ein verdünnter Siedlungsraum entstand, in den dann zunächst fremde, feindliche und scharfe Sprachgrenzen bringende Völkerschaften einrückten.

IV. DAS PROBLEM DES ›WESTGERMANISCHEN‹

Mit dem Abfall von auslautendem *–z* im Westgerm. lassen sich einige, zum Teil wichtige Neuerungen der westgerm. Sprachen in eine zeitliche (bei einigen auch ursächliche) Beziehung bringen. Von diesen Erscheinungen wurden bereits die Durchführung von *–s* als Flexionszeichen der 2. Pers. Sg. und die Verwendung von *bugi* als 2. Pers. Sg. Prät. Ind. besprochen. Weitere sollen an dieser Stelle dargestellt werden. Durch die Verbindung mit dem z-Abfall ist eine ungefähre Datierung möglich, denn dieser läßt sich durch überlieferte Personennamen und gefundene Weihinschriften zeitlich einigermaßen festlegen.

E. Schwarz[215] zitiert als früheste Belege für den Abfall von *–z* die bei Tacitus genannten Namen *Catvalda* (ein markomannischer Adeliger um 10 n. Chr.) und *Chariovalda* (Bataverführer). Da jedoch die Deutung dieser Namen als o-Stämme unsicher bleibt, wird man H.-F. Rosenfelds Datierung vorziehen, die den z-Abfall an das Ende des 2. Jh. setzt.[216]

Der z-Abfall ist keine ungewöhnliche Erscheinung innerhalb der germ. Sprachentwicklung, bei der ja die Anfangsbetonung häufig zum Verlust von Vokalen und Konsonanten der Endsilben geführt hat. E. Schwarz sieht diesen Zusammenhang und verweist darauf, daß auch das Got. zum

---

[215] E. Schwarz, Goten S. 256.

[216] Die ältere Forschung (O. Bremer, IF *4* (1894) S. 22, Anm. 3; W. L. v. Helten, PBB *28* (1903) S. 512) faßte die Formen als mask. n-Stämme auf. Dagegen wendet sich E. Schwarz (Goten S. 257: »Aber diese Namen werden nicht anders behandelt worden sein wie die späteren Zusammensetzungen mit *–walt*, ahd. *–olt* . . .«). G. Schramm verteidigt die ältere Auffassung (Namenschatz S. 42, Anm. 3): »Bei diesem Ansatz bleibt aber bedenklich, daß in Tacitus' Wiedergabe germanische a-Stämme auf *–us* ausgehen: Sigimerus, Inguiomerus, Arminius usw. . . .« Es könnte ja in Chariovalda eine titelähnliche Bezeichnung wie in ae. bretwalda ›Oberherrscher‹ vorliegen. G. Schramm hat gegen die Herleitung von Chariovalda aus idg. *–ōn* nur das eine Bedenken, daß *–ōn* die got.-an. Form sei. Kapitel 13 dürfte das jedoch zerstreut haben.

Aus der Wiedergabe germ. Namen durch die lat. o-Dekl. bei Tacitus folgt geradezu, daß im 1. Jh. n. Chr. *–z* noch gesprochen wurde. Zudem finden sich im 2. Jh. n. Chr. noch Dat. Pl. mit *–ms (Aflims, Saitchamins)*, in denen *–z* in einer Stellung bewahrt ist, in der es nach dem Ausweis des An. (Nom. Sg. *dagr*: Dat. Pl. *dagum*) noch stärker als beim Nom. Sg. Mask. zum Ausfall neigt.

Abfall von *–z* neigt.[217] Unter diesen Umständen dürfen wir aus dem z-Abfall keine besonders enge westgerm. Gemeinschaft erschließen wollen; solche in der Tendenz der Sprachentwicklung liegende Erscheinungen konnten gut über (kleinere) Sprachgrenzen hinweg vermittelt werden. Bedeutsam ist, daß das An. abseits geblieben ist. Das spricht für seine stärkere Abgrenzung gegenüber dem Südgerm. und nun auch gegenüber dem Vorae.[218]

25. Der Nom.Sg.Mask. des Personalpronomens

ae. afries. as. *hē (hi, hie)*: ahd. *er*, got. *is*.

Eine dritte Bildung liegt in an. *hann* vor.

In der Literatur über die Zugehörigkeit des Sächsischen zum ›Nordseegerm.‹ wird dieser Unterschied häufig angeführt, und besonders Th. Frings mißt ihm hohes Alter und Gewicht zu.[219] Das läßt sich nach den Ausführungen von H.-F. Rosenfeld[220] nicht mehr halten, die zeigen, daß im An. *eR* noch in lebendigem anaphorischen Gebrauch, nicht nur zur Relativpartikel erstarrt, auftritt. Seine Folgerung: ». . . so ist von vornherein wahrscheinlich, daß auch das Altsächsische, Angelsächsische und Friesische das Wort einmal besessen haben«,[221] kann er im folgenden durch die geschickte Ableitung von ae. as. *he* mit der Hilfe eines für diese Sprachen vorauszusetzenden **ez* beweisen. Zunächst seien kurz die Darlegungen H.-F. Rosenfelds referiert.

---

[217] E. Schwarz, Goten S. 257: ». . . der Abfall (ist) wohl mit den Auslautsgesetzen zu verbinden. . .« Goten S. 256 betont E. Schwarz, daß die ersten Spuren des Abfalls bei Wulfila vorliegen und daß der Abfall im Ostgot. allgemein wird.

[218] E. Schwarz (Goten S. 257 f.) sieht eine andere Erklärung. Der z-Abfall sei vom Süden ausgegangen und habe das Nordseegerm. gerade noch erreicht, sei aber vor dem Eindringen in das An. erlahmt. Als Beleg dafür kann er anführen, daß im Ae. noch *mēord* neben *med* steht, während das Ahd. und das As. nur *miata* bzw. *mēda* für germ. *mizdo* haben. Doch gerade die Verbreitung des z-Abfalls bringt einen gewichtigen Einwand, denn im Norden des fraglichen Bereiches ist er auch auf die einsilbigen Pron. ausgedehnt worden. Das spricht entschieden für das Nordseegerm. als Ausgangspunkt der Erscheinung. H. Krahe (II § 32) nimmt zwar an, daß der Unterschied zwischen ahd. *mir* und ae. *mi* darauf zurückzuführen ist, daß die ahd. die betonte, die ae. die unbetonte Form ist, aber auch ahd. *mir* (grammatischer Wechsel) ist einmal unbetont gestanden, und es ist nicht wahrscheinlich, daß ein mehrfacher Betonungswechsel zu dem klaren Ergebnis geführt hat, daß das Ae. alle Formen ohne *–r*, das Ahd. alle mit *–r* bewahrt hat. Dazu kommt noch, daß das Ae. bei den Erscheinungen des Auslautsverfalls (siehe Kapitel V), zu denen auch der Abfall von *–z* gerechnet werden muß (siehe Anm. 217), führend ist.

[219] Th. Frings, Germania Romana S. 31, Anm. 1; ders., Grundlegung S. 51 und 54; F. Maurer, Nordgermanen S. 69; C. Karstien, S. 16; E. Rooth, Festgabe für Th. Frings, S. 65.

[220] H.-F. Rosenfeld, ZfMaf *23* (1955) S. 74–110.

[221] H.-F. Rosenfeld, ZfMaf *23* (1955) S. 83.

Idg. *sa* war starktonig als got. *sa* erhalten geblieben, mußte aber in unbetonter Stellung zu **se* und weiter zu **s* abgeschwächt werden. Ähnlich hat sich auch ein **h* gebildet. Got. *is* vertritt ein gemeingerm. **iz*, das im As. und Ae. zu **e* (entsprechend ahd. *er*) werden mußte, das – um die drohende Einlautigkeit zu vermeiden – sich einem vorangehenden *s* bzw. *h* anschloß. *s*, *se* + *eR* wurde *seR*, das als *se* (Nom. Sg. Mask. des Dem.-Pron.) im Ae. erscheint, während *h* + *eR* die entsprechende Zusammensetzung *he* für das ae. as. Pers. Pron. ergab.

Auf die gleiche Weise läßt sich auch die Bildung von ahd. *ther*, *der* und as. *the*, *thie* erklären.

Das eine oder das andere wäre noch zur Unterstützung dieser Ableitung von *he* anzuführen. So werden im As. *he* und *the* fast genau wie *hwe* behandelt, das sicher aus **hwez* entstanden ist.

Heliand M	Heliand C	Genesis
he (hi)	*hie*	*he* (weniger *hi*)[222]
the (thie)	*thie (the)*	
hwe	*hwie (hwe)*	*hwe*

Der z-Abfall in einsilbigen Pron. und das Auftreten von *he* decken sich in ihrer räumlichen Verbreitung. So hat das Niederfränkische *he*, wie es *mi* hat, der hd. Teil des Frk. *mir* und *er*. Hier steht neben *er* auch *her*,[223] so daß die von H.-F. Rosenfeld für das Nordseegerm. vorausgesetzte Form *her* tatsächlich noch belegt ist. Das deutet an, daß zur Bildung von *her* nicht die drohende Einlautigkeit von **eR* den Anlaß gegeben hat.[224] Ähnlich wie an. *hann* ›er‹ aus *h* + **ainaR*[225] hat sich *h* + *er* durch syntaktische Anlehnung und Verschmelzung gebildet. Es bildete sich neben **ez* ein **hez*, die Auseinandersetzung zwischen **ez* und **hez* führte in jenen Gebieten, in denen *ez* durch den *–z* Abfall einlautig wurde, zum Sieg von *he*. Im südlichen Frk. blieben eine Anzahl von *her* bestehen,[226]

---

[222] J. H. Gallée § 364, Anm. 1, § 366, Anm. 1, § 370, Anm. 1. Die kleineren Denkmäler haben kein *hwe* (siehe das Glossar bei E. Wadstein, S. 196b).

[223] Daneben stehen auch einige *he*, die wohl Importe sind.

[224] Hier ist wohl von H.-F. Rosenfeld abzuweichen, der die drohende Einlautigkeit als Ursache der Zusammenfügung ansieht.

[225] H. Krahe II § 35.

[226] Die alte Auffassung, *her* sei eine Kontamination von nördlichem *he* und südlichem *er*, kann auf die geographische Verbreitung dieser Formen verweisen. Doch auch die hier vorgetragene Deutung entspricht den räumlichen Gegebenheiten gut. Im Norden, wo *–r* abfiel, siegte *he*, im Süden blieb *er* erhalten, während sich in der Mitte beide Formen finden; *er*, weil *–r* erhalten blieb, *her*, weil es vom Norden her gestützt wurde.

während im Obd. einige wenige *her*, die man gewöhnlich als Schreibfehler (*er* mit unberechtigtem *h*–) erklärt, Reste dieser Bildung sein könnten.

Damit wäre der z-Abfall nur ein terminus ad quem für die Bildung von *her*. Diese aber setzt den germ. Auslautsschwund **ha*, **sa* zu *h*, *s* voraus, der nach § 10 nach der got.-an. Trennung, wahrscheinlich aber in den ersten Jahrhunderten nach der Zeitwende geschehen ist.

So spricht nichts für die Annahme von Th. Frings,[227] daß die Goten *is* von den Elbgermanen erhalten haben, sie bewahren nur die alte idg. Form.

26. Die Ausbildung der diphtongischen Formen des Personal- und des Demonstrativpronomens

Sie ist auf das Westgerm. beschränkt.[228] Die wichtigsten Formen:

Nom. Sg. Fem.	Dem. Pron.	ahd. *diu*	as. *thiu*	ae. *sēo*
	Pers. Pron.	*siu*	*siu*	*hēo*
Akk. Sg. Fem.	Dem. Pron.	*dea*	*thea, thia, thie*	*þā*
	Pers. Pron.	*sia*	*sea, sia, sie*	*hīe*
NA. Pl. Mask.	Dem. Pron.	*dē, dea*	*the, thea, thia*	*þā*
	Pers. Pron.	*sie*	*sia, sea, sie*	*hīe*
NA. Pl. Fem.	Dem. Pron.	*deo*	*thia, thea*	*þā*
	Pers. Pron.	*seo*	*sia, seo*	*þīe*
NA. Pl. Neutr.	Dem. Pron.	*diu*	*thiu*	*þā*
	Pers. Pron.	*siu*	*siu*	*hīe*

A. Frühere Erklärungen dieser diphthongischen Formen

1. A. Walde und die älteste Forschungsmeinung[229] begreifen die diphthong. Formen des Dem. Pron. und des Pers. Pron. als germ. Fortsetzung der arischen Stämme *tiā* und *siā*.

2. E. Sievers[230] wendet sich dagegen, ihm sind diese idg. Entsprechungen zu weit abgelegen. Für ihn sind die diphthongischen Formen nur beim Pers. Pron. idg. ererbt, die Formen des Dem. Pron. aber jenen nach-

---

227 Th. Frings, Grundlegung S. 54.

228 Einzelne Bildungen tauchen im An. auf, z. B. runennordisch *se–ejja* (H.-F. Rosenfeld, ZfMaf *23* [1955] S. 106). Sie haben sich jedoch nicht durchsetzen können.

229 A. Walde, S. 38 f.

230 E. Sievers, PBB *2* (1875) S. 116.

gebildet; der Nom. Akk. Pl. Mask. *thia* sei durch Diphthongierung aus *dē* entstanden.

3. Die Nachbildung des Dem. Pron. nach dem Pers. Pron. lehnt v. Helten[231] ab, da die Formen im frühen Ahd. verschieden seien: z. B. *dea* : *sia*, *deo* : *sio*. In diesem Aufsatz nimmt er an, daß aus den obliquen Kasus *–e–* übertragen worden sei, und zwar in der Weise, daß zwischen *þ* und den ursprünglichen, wohl dem got. Paradigma entsprechenden Endungen *–e–* eingeschoben worden sei: *dō* nach *dero* zu *deō*. Diese Lösung nimmt er später[232] zurück und schließt sich ausdrücklich der Ansicht J. Francks an.

4. J. Franck [233] erklärt die diphthongischen Formen des Dem. Pron. aus einer Anfügung der Adj.-Endungen an einen Stamm **te*, der aus den obliquen Kasus abstrahiert worden sei.[234]

5. H. Krahe[235] verbindet alle Theorien zu einem Kompromiß: Er führt den Nom. und den Akk. Sg. Fem. und den Nom. Akk. Pl. Neutr. des Dem. Pron. auf idg. Formen zurück (**sjā*, **tjām* usf.); der Nom. Akk. Pl. Mask. sei aus älterem *thē* diphthongiert; für den Nom. Akk. Pl. Fem. erklärt seine Aussage »Ahd. *deo* . . . mit *–o* (ebenso im Akk.) wie beim starken Adj. *(blinto)*« die Entstehung nicht.

Die Herleitung der diphthongischen Formen des Pers. Pron. aus dem Idg. gibt er auf.[236] Leider begründet er nicht, warum er folgende umständliche Konstruktion vorzieht: »Der Nom. Sg. Fem. ahd. as. *siu* ist Umbildung nach *diu* bzw. *thiu* (§ 37), entsprechend der Akk. Sg. Fem. ahd. as. *sia* . . . nach *dia* bzw. *thia*. Nachdem dadurch im Ahd. der Nom. Sg. Fem. *siu* auch mit der entsprechenden Form des starken Adj. *blintiu* endungsgleich geworden war, wurden weiter auch im Plur. analog zum Nom. Akk. Masc. *blinte*, Neutr. *blintiu*, Fem. *blinto* und gleichzeitig zum Demonstrativum *die*, *diu*, *dio* die Formen *sie*, *siu*, *sio* geschaffen. Ähnlich im As. . . .«

Da jede dieser Theorien der auffälligen Erscheinung der diphthongischen Pronomina im Westgerm. ein anderes Gewicht für die Gliederung dieser Sprachen zuweist, lohnt es, sich mit ihnen in breiterer Form auseinanderzusetzen und schließlich einen eigenen Deutungsversuch vorzulegen.

---

[231] W. L. v. Helten, PBB *16* (1892) S. 283 f.
[232] W. L. v. Helten, IF *26* (1909) S. 182 f.
[233] J. Franck, ZfdA *40* (1903) S. 1 ff.
[234] Ihm stimmt W. Foerste, S. 67, ausdrücklich zu.
[235] H. Krahe II § 37.
[236] H. Krahe II § 35.

B. Welche Forderungen stellen die in den westgerm. Sprachen belegten Formen des Adj., des Dem. Pron. und des Pers. Pron. an eine Theorie ihrer Entstehung?

1. Das Ae.[237]

a) Das Dem. Pron. lautet *þā*, das über Umwege den got. Formen entspricht, während das Pers. Pron. diphthongisch gebildet ist: westsächsisch *hīe*. Letzteres ist im Ae. also bestimmt nicht durch Anlehnung an das Dem. Pron. entstanden.

b) Im Westsächsischen haben das Dem. Pron. und das Pers. Pron. eine Einheitsform für den Akk. Sg. Fem. und die Nom. Akk. Pl. aller Geschlechter durchgeführt, dagegen werden die Geschlechter im Pl. der Adj. noch unterschieden. So müßte eine Übernahme der Endungen der Adj. auf die Pron. oder umgekehrt schon vor dem Beginn der schriftlichen Überlieferung geschehen sein.

c) Ein Vergleich des Akk. Sg. Fem. des Pers. Pron. mit dem Adj. in nicht westsächs. Denkmälern zeigt, daß die Abschwächung der Endungen beim Adj. weiter fortgeschritten ist als beim Pers. Pron.[238] Auch deswegen ist die Übertragung der Adj.-Endungen auf das ae. Pers. Pron.[239] unwahrscheinlich, denn bei einem bloß additiven Antreten an einen Stamm **hi* zu jeder beliebigen Zeit hätte keine Differenzierung zwischen den Endungen des Adj. und denen des Pers. Pron. eintreten können. Aber es endet das Adj. im Akk. Sg. Fem. auf *–e* und entspricht damit genau dem Akk. Sg. der fem. ā-Dekl. *(giefe)*, ist also lautgerecht aus idg. *–ām* entwickelt. Das Pers. Pron. endet dagegen auf *–a* und stellt sich damit scheinbar zu *hona*, das aus idg. *–ō* abzuleiten ist. Natürlich ist auch *–a* in *hīa* aus *–ām* entstanden, hat aber eine, wohl die erste, Kürzungsperiode nicht mitgemacht. Das zeigt, daß ursprünglich *–ām* den Wortakzent getragen hat und *i* unsilbisch gewesen ist.[240]

2. Das Ahd.

Im Ahd. stimmen die Endungen des Adj. nahezu vollständig mit denen des Pron. überein. Es ergeben sich aber andere Anhaltspunkte:

---

[237] Die Belege nach SIEVERS-BRUNNER §§ 293, 334 und 337.

[238] In Rushworth[1] steht dem Akk. Sg. Gem. *hīæ*, *hīo* das Adj. mit *–e* oder gar ohne Endung gegenüber. In Lindisfarne und Rushworth[2] hat das Adj. ebenfalls diese Endungen, während das Pers. Pron. *hīa* lautet. Die Verhältnisse im Pl. sind wegen des Zusammenfalls der Geschlechter nicht mehr klar zu fassen; sie deuten aber ebenfalls eine stärkere Abschwächung beim Adj. an.

[239] Das nimmt K. BRUNNER, II S. 98, an.

[240] **blindām* über **blinda* zu *blinde*, aber **hi̯ām* über **hi̯ō* zu *hīa*.

a) Während das Pers. Pron. nur die diphthongischen Formen besitzt, gibt es beim Dem. Pron. im Akk. Sg. Fem. und Nom. Akk. Pl. Mask. noch alte Formen *dē*. Dies macht in Übereinstimmung mit den ae. Verhältnissen die Annahme H. Krahes unwahrscheinlich, daß das Pers. Pron. dem Dem. Pron. nachgebildet sei, und spricht eher für die entgegengesetzte These von E. Sievers.

b) »Die mit *s* anlautenden Formen *sia, sie, sio* können in der Enklise den Diphthong durch Unterdrückung des *i* verlieren . . . Dieselben Formen *sia, sie, sio* werfen aber auch zuweilen den letzten Vokal ab . . ., meist nur durch Verschmelzung mit einem vokalisch anlautenden Worte . . . Fest ist im allgemeinen *siu* (N. Sg. F. und N. A. Pl. Neutr.).«[241] Diese Unterdrückung des *i* widerspricht der Übertragung der Endung aus dem Adj., denn dann wäre zu erwarten, daß die Endung als der von jeher minderbetonte Teil öfters und nicht nur im Hiatus durch Verschmelzung mit dem anlautenden Vokal ausgeschieden würde.

Wenn der Schwund von *–i–* in der Enklise auf einer alten Überlieferung der gesprochenen Sprache beruht, zeigt er, daß die diphthongischen Formen des Pron. auf Formen mit unsilbischem *i* zurückgehen; zugleich gibt das eine Erklärung, warum der Schwund bei *siu* nicht eintritt: »Postkonsonantisch scheint *j* silbisch geworden zu sein und sich mit einem folgenden *u* zum Diphthong *–iu–* vereinigt zu haben.«[242] Das erste trifft aber nur auf *j* in hochtoniger Stellung und im Auslaut zu, die Behandlung in tonloser Silbe zeigen die Paradigmata für die ja- und jō-Stämme: z. T. bleibt *j* unsilbisch, z. T. schwindet es.[243] »Überhaupt läßt sich bemerken, daß *j* am häufigsten vor *o* und *u*, weniger häufig vor *a*, am seltensten vor altem *e* vorkommt« (über *j* in Endsilben).[244] Die Parallelität mit den Formen des Pers. Pron. liegt auf der Hand: »Sehr häufig ist jedoch von diesen Formen *(se, sa, so)* nur der N. Pl. M. *se*.«[245] Nimmt man hinzu, daß *siu* nicht zu *su* verkürzt wurde, so wird deutlich, daß *i* im enklitischen Pers. Pron. genau wie unsilbisches *i* in Endsilben behandelt worden ist. Daß im ganzen *–i–* beim enklitischen Pers. Pron. häufiger erscheint als in den Endsilben, ist darauf zurückzuführen, daß neben dem enklitischen Pers. Pron. die hochtonigen Formen standen, die *–i–* in den enklitischen Formen stützten oder erneuerten.

c) Im frk. *blintiú*, das später sogar unter Ausfall von *–i–* zu *blintu* wird, ist noch die alte Silbenbetonung erhalten. Die Endung kann nur

---

[241] Braune-Mitzka § 283, Anm. 2.
[242] H. Hirt, Urgerm. I § 71; vgl. die dort gegebenen Parallelen.
[243] Braune-Mitzka §§ 198, 209.
[244] Braune-Mitzka § 118, Anm. 2.
[245] Braune-Mitzka § 283, Anm. 2.

durch Übertragung aus dem Pers. Pron. erklärt werden, bei der dieses im Frk. noch *siu* gelautet hat.[246]

So haben wir mit einiger Sicherheit für das ahd. Pers. Pron. eine Vorstufe **sia, *sie, *sio, *siu* erschlossen.

d) Der Nom. Sg. Fem. und der Nom. Akk. Pl. Neutr. (*blintiú* oder obd. *blintíu*) aber auch der Nom. Akk. Pl. Fem. *blinto*[247] sind ohne Einfluß der Pron. nicht erklärbar. Auch das widerspricht J. Franck und deckt zugleich eine wichtige Lücke der Darlegung H. Krahes auf.

e) Der Einwand v. Heltens gegen die Bildung der Dem. Pron. nach den Formen des Pers. Pron., daß diese Pron. in den ältesten ahd. Denkmälern verschiedenen Vokalismus zeigen, ist leicht zu zerstreuen: *sio* kann durchaus das Ursprüngliche sein, dem auch *dio* entsprochen hatte, das aber nach dem Stammvokal der obliquen Kasus *–e–* nach *deo* etc. umgefärbt worden ist.

3. Das As.

a) Der Nom. Sg. Fem. und der Nom. Akk. Pl. zeigen bei den Adj. lautgesetzlich keine Endung *–u* mehr, da die langsilbigen Adj. bei weitem überwiegen. Die Pron. aber lauten *siu* und *thiu*. So kann eine Übernahme der Endung vom Adj. her auf die Pron. nur vor dem Abfall des *–u* geschehen sein, d. h. eine beträchtliche Zeit vor der schriftlichen Fixierung des As.

Damit wird der These J. Francks und W. Foerstes ein guter Teil ihrer Begründung entzogen, die auf dem Wechsel von *–e* und *–a* im Nom. Pl. der as. Denkmäler beruht, bei dem sich Pron. und Adj. nahezu völlig gleich zwischen *–e* und *–a* entscheiden. »Beichte, Genesis A und die erwähnten Hel. Hss. zeigen also beim n. a. pl. m. des anaphorischen Pronomens denselben Zustand wie die ahd. Denkmäler: genaue Übereinstimmung mit den Endungen des st. Adjektivs. . .«[248] Es soll gar nicht geleugnet werden, daß im As. eine gegenseitige Färbung der Endungs-

---

[246] Für das obd. *blintíu* kann entweder Bildung nach der Umwandlung von *siu* zu *síu* angenommen werden oder späterer Einfluß des bereits umgewandelten *síu*.

[247] Wie E. Sievers, PBB *2* (1875) S. 98 ff. gezeigt hat.

[248] Foerste, S. 68.

Fast die gleiche Übereinstimmung herrscht mit dem Dat. Sg. der o-Dekl. (vgl. J. H. Gallée § 297, Anm. 3 und § 344, Anm. 9; W. Schlüter S. 210 ff.), zwischen denen sicher keine Anlehnung stattgefunden hat. Es ist im As. der Nom. Akk. Pl. der Adj. auf idg. *–oi* genau so behandelt worden wie der Dat. Sg. der o-Dekl. auf idg. *–ōi*. Das ist nur dann möglich, wenn die Adj.-Endung z. T. von der Abschwächung verschont geblieben ist, d. h. auch hier hat das Pron., bei dem der Kurzdiphthong betont gestanden und nicht so abgeschwächt worden war, nochmals auf die Adj.-Endung eingewirkt. Jedenfalls ist die Übertragung vom Pron. auf das Adj., nicht in umgekehrter Richtung, erfolgt.

vokale des Adj. und des Pron. stattgefunden hat, aber das ist ein später Vorgang, vielleicht nur das Werk von Schreibschulen.[249] Außerdem ist es ja nicht festzustellen, ob sich das Pron. nach dem Adj. oder dieses sich nach dem Pron. gerichtet hat (letzteres ist im Ahd. für den Nom. Sg. Fem. und Nom. Akk. Pl. Fem. und Neutr. mit Sicherheit anzunehmen). So beweist diese Übereinstimmung nichts für eine Übertragung der Adj.-Endung auf das Pron. in vorliterarischer Zeit. Aber die Verhältnisse im Nom. Sg. Fem. und Nom. Akk. Pl. Neutr. machen es unmöglich, daß die Übertragung in später Zeit erfolgt ist, da durch den u-Abfall die Adj. endungslos geworden sind und deshalb *siu* sein *–u* schon länger besitzen muß. Jedenfalls ist das ›Nein‹ dieser Kasus entscheidend und hebt das ›Vielleicht‹ des Nom. Akk. Pl. Mask. auf.

b) Dagegen ist der Einwand W. Foerstes[250] gegen die Ableitung des Nom. Akk. Pl. Mask. aus *–ē²* einleuchtend: »Erstens ist E. Sievers' Erklärung dieser Diphthonge aus älterem *ē*, das sich an *ē²* angeschlossen habe und wie dieses diphthongiert worden sei, für das As. unmöglich, denn *ē²* ist in unserem Text [westfälische Beichte] wie auch im Mon. und anderen Denkmälern durchaus Monophthong, während die pronominalen Kasus ganz überwiegend Diphthonge aufweisen. . .«

Zu J. Franck und v. Helten wäre noch zu sagen, daß beider Thesen zu hohe Anforderungen an das Abstraktions- und Konstruktionsvermögen einer nur gesprochenen Sprache stellen. Alle Theorien scheitern an den Belegen der historisch überlieferten Sprachen. Nur gegen die älteste Forschungsmeinung läßt sich von hier aus kein Einwand erheben, denn sie geht von idg. Formen aus, die das vom Ae. und As., besonders aber vom Ahd. geforderte unsilbische *–i–* enthalten haben. Hier ist aber bedenklich, daß die vorausgesetzten idg. **sio̯* etc. in den übrigen germ. Sprachen, aber auch im ganzen europäischen Zweig des Idg. fehlen.

C. Bildung der diphthongischen Formen durch die westgerm. Sprachen

Die diphthongischen Formen des Pers. Pron. lassen sich als Neubildung der westgerm. Sprachen erklären, zu der nur solche Partikeln und Pron. herangezogen werden, die im europ. Teil der idg. Sprachen, z. T. auch im Got. und An. belegt sind.

Für das got. Pers. Pron. setzt E. Kieckers[251] folgende urgerm. Formen an:

---

[249] G. Cordes (ZfMaf *24* [1956] S. 74) führt die Schwankungen in der Vokalbezeichnung auf die Schwierigkeiten zurück, die die schriftliche Wiedergabe des gesprochenen Vokals bereitete.

[250] W. Foerste S. 67.

[251] E. Kieckers § 111.

Akk. Sg. Fem. idg. **i̯ām* Nom. Akk. Pl. Mask. **eies* Nom. Akk. Pl. Fem. **i̯ās* (entspricht genau abg. *jos*) Nom. Akk. Pl. Neutr. **i̯ā*.

Sie entsprechen ziemlich gut den Formen des Abulg. und des Litauischen, die ebenfalls mit *j* anlauten.[252] Aus ihnen entstanden die got. Formen durch Anfügen an eine Partikel *i* oder durch Umsprung des Silbenakzents.

Der Nom. Pl. Mask., der sich in der Bildungsweise sowohl von den übrigen Nom. Pl. des Pers. Pron. als auch vom Nom. Pl. Mask. des Dem. Pron. unterscheidet, gleicht der Flexionsendung der mask. i-Subst. Da auch der Gen. Dat. und Akk. Pl. Mask. mit den entsprechenden Endungen der i-Stämme übereinstimmen, wobei sie dem eigenen System gerecht werden (got. *izē* : *balgē*, *im* : *balgim*, ins : *balgins*), liegt es nahe, den got. Nom. Pl. Mask. *eis* als eine got. Nachbildung parallel zu *balgeis* anzusehen und für das Urgerm. ein systemgerechtes **i̯ai* (wie *þai*) anzusetzen. Ähnlich wird der Nom. Sg. Fem. *si* eine Neuerung des Got. sein,[253] die für ein urgerm. **i̯ō* eingetreten ist, dem vielleicht der erste Teil des abulg. Nom. Sg. Fem. *ja–ze*[254] entspricht.

Damit hätten wir folgende urgerm. Vorformen für die Kasus, in denen ahd. und as. Diphthonge auftreten: Nom. Sg. Fem. **i̯ō* Akk.-Sg. Fem. **i̯ō(m)* Nom. Pl. Mask. **i̯ai*[255] Nom. Akk. Pl. Fem. **i̯ōz* Nom.-Akk. Pl. Neutr. **i̯ō*.

Diese Formen verbinden sich mit **s* und **k*, die in unbetonter Stellung aus den idg. Partikeln **so* und **ko* entstanden waren (vgl. oben Kapitel 25), deren ursprüngliche Bedeutung H. Hirt gibt: »Der Stamm *so* zeigt sich nur im Nom. Sg. Mask. und er war weiter nichts als ein Adverb mit der Bedeutung ›hier‹ oder ›da‹.«[256] Nach H. Hirt[257] wird es häufig vor die Pronomina ›ich‹, ›du‹ gestellt, die Bedeutung ist dann ›da ich‹, ›da du‹. So sind wohl auch *sa*, *ha* und ihre abgeschwächten Formen **s*, **h* vor dem Personalpronomen **i̯ō* gestanden. ›Hier er‹, ›hier sie‹ sind genau so möglich wie ›hier ich‹. Damit ist die Neubildung bereits umrissen, sie ist ein syntaktischer Vorgang: **s* + **i̯ō* = **si̯o*; **h* + **i̯ō* = **hi̯ō* ist nur die natürliche Weiterentwicklung. Dabei werden folgende Formen geschaffen.:

---

[252] Vgl. die bei H. Hirt, Idg. III § 23,3 gegebenen Formen.

[253] So H. Hirt, Urgerm. II § 73, 2 Anm.: »Schon im Got. ist im N. Sg. F. die Form *si*. . . eingedrungen.«

[254] Belegt bei H. Hirt, Idg. III § 23,3.

[255] Sollten Nom. Sg. Fem. **i̯ō* und Nom. Pl. Mask. **i̯ai* doch nicht uralt sein, so ist doch ihre Bildung sehr naheliegend, da sie den Formen des Dem. Pron. entsprechen.

[256] H. Hirt, Urgerm. II § 73,1.

[257] H. Hirt, Urgerm. III § 89.

Nom. Sg. Mask.[258]	**seR* ergibt	ae. *se*, as. *se*, *the*, ahd. *der*[259] (Dem. Pron.)
	**heR*	ae. *he*, as. *he*, *hie*, afrk. *her* (Pers. Pron.)
Nom. Sg. Fem.	**sⁱō*	ae. *sēo* (Dem. Pron.) as. ahd. *siu* (Pers. Pron.)
	**hⁱō*	ae. *hēo* (Pers. Pron.)
Akk. Sg. Fem.	**sⁱōm*	as. ahd. *sia* (Pers. Pron.)
	**hⁱōm*	ae. *hīa* (westsächs. *hīe*) Pers. Pron.

Der Akk. Sg. stehe auch für die Formen des Pl. (Nom. Akk. Mask. **sⁱai* **hⁱai*, Nom. Akk. Fem. **sⁱās*, **hⁱās*, Nom. Akk. Neutr. **sⁱō* **hⁱō*), die entsprechend auf die westgerm. Sprachen verteilt wurden. So hat sich das ahd. und das as. Pers. Pron. für die mit *s–* anlautenden Formen entschieden, während das Ae. die *h*-Formen durchsetzte; daraus kann jedoch keine Sonderentwicklung erschlossen werden, da in einigen mittelenglischen Denkmälern enklitische Reste des *s*-Pronomens belegt sind.[260] Daß *se* und *sēo* im Ae. in das Dem. Pron. eingedrungen sind, erklärt man am besten mit der drohenden Einlautigkeit der alten, den got. entsprechenden Formen.

Solange *i* unsilbisch war, trugen die Endungsvokale den Ton und konnten nicht abgeschwächt werden. Daher sind die Endsilben des Pers.-Pron. im Ae. weniger abgeschwächt als die des Adj.[261] Es läßt sich nicht sicher entscheiden, ob das Pron. die erste Phase des germ. Auslautsverfalles als **iⁱō* oder schon als **sⁱō* mitgemacht haben. Es ist allerdings möglich, daß der Umsprung des Silbenakzentes bei der Zusammensetzung und als Folge derselben geschehen ist, weshalb zur Zeit der ersten Auslautsschwächung noch **iⁱō* in den westgerm. Sprachen vorhanden gewesen sein müßte (dafür spricht auch, daß *sa* erst einmal zu **s* werden mußte).

Nach dem Akzentumsprung waren die Endungsvokale unbetont und wurden von der 2. Auslautsschwächung betroffen.[262] Die Entwicklung, die zur Differenzierung der Endungen des Subst. und des Pron. in den fraglichen Fällen führte, sei am Nom. (Akk.) Pl. Fem. zusammenfassend

---

[258] Der Nom. Sg. Mask. gehört sicher ebenfalls hierher.

[259] Im As. und im Ahd. wurde der Anlaut in Analogie zu den anderen Formen umgewandelt (doch siehe unten S. 69).

[260] W. Heuser, Anglia Beiblatt *11* (1900) S. 302–306.

[261] Im Ahd., wo Übereinstimmung zwischen Pron.- und Adj.-Endung herrscht, die ursprünglich nominalen Endungen des Adj. aber von den entsprechenden der Subst. abweichen, hat sich das Adj. an die Pron. angelehnt (siehe unten).

[262] Bei den enklitischen Formen, bei denen der Akzentumsprung unterblieb (vgl. den Ausfall von *–j–* im Ahd.), trat die Abschwächung in der gleichen Weise ein, weil hier die Endungsvokale ebenfalls unbetont waren.

dargestellt: Während der 1. Auslautsschwächung wurde idg. **ghebhās* zu **gebas*, unverändert blieb idg. **si̯ās*, das deshalb später zu **si̯ōs* wurde; bei der 2. Kürzung entstanden dann ahd. *geba* und *sio*.

Für die auf das Ahd. und das As. beschränkte Bildung der diphthongischen Formen des Dem. Pron. gibt es zwei Erklärungsmöglichkeiten:

1. **þ-* und **i̯ō* verbanden sich zu **þi̯ō* entsprechend dem Pers. Pron., aber unabhängig von diesem.

2. Umwandlung der ursprünglich monophthongen Dem. Pron. Formen nach dem Pers. Pron., dessen diphthongische Formen ja jetzt gesichert sind. Da es sich hier um die Bildung in der Art einer Reimform zu einer in ähnlicher syntaktischen Funktion gebrauchten Form handelt (die Verwendung des einfachen Dem. Pron. als Artikel ist erst spät eingetreten), ist der Vorgang sprachlich viel wahrscheinlicher als die Konstruktionen J. Francks oder v. Heltens.

Eine Entscheidung zwischen 1. und 2. ist nicht zu treffen. Ein Einwand könnte wegen des Unterschiedes *sie* : *dea*, *dia* im Nom. Pl. Mask. erhoben werden. Bei J. Francks und W. Foerstes Ansatz, die Stämme *si* und *the* seien durch die Adj.-Endung (*-ae* und *-ai*) erweitert worden, war er leicht zu erklären. W. Foerste[263]: »Während *sie* erhalten blieb, müssen sich die Komponenten des Diphthongs *eę* zeitig differenziert haben.« Bei der oben vorgetragenen Ableitung jedoch wäre zu erwarten, daß dieses dissimilitorische Prinzip die Umfärbung von **þie* durch die obliquen Kasus zu *þee* hätte verhindern sollen. Aber es ist gar nicht sicher, daß *-e* in *sie* die lautgerechte Entsprechung von idg. *-oi* im Ahd. und As. ist. Es treten im Ahd. auch einige Nom. Pl. Mask. *sia*, *sa* auf;[264] im As. stehen *sie* und *sia* gleichberechtigt nebeneinander. Die sonstigen Belege für idg. *-oi* im Westgerm. lassen einen sicheren Schluß nicht zu.[265] So mag das Überwiegen von ahd. *sie* gegenüber *sia* auf den Einfluß des *i* oder *j* auf das folgende *-a* zurückzuführen sein, wie denn auch das *-a* des Nom. Akk. Pl. der *ja*-Stämme durch *-j-* zu *-e* umgefärbt wurde.

Zum Schluß sei die Bildung der ahd. Adjektivflexion einbezogen.

---

[263] W. Foerste S. 69.

[264] Braune-Mitzka § 283, Anm. 1 und 2.

[265] H. Krahe (I § 128) und H. Hirt (Urgerm. I § 84) führen got. *haitada* (aus idg. *-ai*) an, das ae. als *hätte* belegt ist. Von ae. *-e* darf man nicht ohne weiteres auf ein ahd., as. *-e* schließen, da im Falle von idg. *-ōm* das Ae. *-e*, das Ahd. und das As. aber *-a* besitzen. Des weiteren verweist H. Hirt (ebda.) noch auf die Ortsadverbien ahd. *inne*, *uze*; neben diesen aber stehen ahd. *oba*/*obe* und *fora*, so daß auch hier nichts Sicheres vorliegt.

Von den sogenannten pronominalen Endungen der ahd. Nom. Sg. scheint nur die des Neutr. alt zu sein, denn nur ahd. *blintaz* findet seine Entsprechungen in an. *spokt* und got. *blindata*. Die übrigen sind nicht nach dem Dem. Pron.,[266] sondern nach dem Pers. Pron. umgebildet worden; die Anknüpfung geschah bei den enklitischen Formen, bei denen ähnlicher Klang und ähnliche Betonungsverhältnisse nicht nur beim Nom. Sg. Neutr. und Akk. Sg. Fem. (*blintaz* : *ez* bzw. *blinta* : *sa*), sondern auch in anderen Kasus (z. B. Gen. Sg. *blintes* : *es*, *blintemu* : *imu*) gegeben waren. So entstanden *blinter*[267] aus *blint* nach *er*, *blintiu* aus *blint* nach *siu* und *blintiú* nach *siú*, während der fem. Nom. Akk. Pl. **blinta* (vgl. das Subst. *giba*) nach *sio* zu *blinto* umgefärbt wurde.[268]

Auf diese Weise läßt sich das westgerm. Formensystem zwanglos erklären. Es muß jedoch betont werden, daß ein idg. ererbtes Pers. Pron. **sʲō* etc. bzw. **hʲō* die gleichen Möglichkeiten geboten hätte; der Vorzug unserer Ableitung liegt aber darin, daß sie nicht auf entlegene arische Parallelen zurückgreifen muß und das Nebeneinander von *h*– und *s*-Bildungen im Westgerm. auf einfache Weise erklärt.

Für die Gliederung der germ. Sprachen folgt:

1. Gemeingerm. ist die Umwandlung bzw. der Verlust der Formengruppe **ʲō*, die eine zu dürftige Lautgestalt hatte.

2. Bei der Ersetzung sind die Goten, die Skandinavier und die »Westgermanen« jeweils einen eigenen Weg gegangen. Dazu stimmt, daß Voraussetzung für die westgerm. Neubildung die Abschwächung von *sa* zu **s* ist, also die erste Stufe der germ. Auslautschwächung, die von diesen drei Sprachgruppen verschieden durchgeführt worden ist. Wegen der Verbindung mit dem Nom. Mask. Sg. ›*her*, *he*‹ ist der z-Abfall bei den einsilbigen Pronomina, der sicher etwas später liegt als der gemeinwestgerm. in den mehrsilbigen Wörtern, als terminus ad quem zu betrachten.

Das Got. verwendet die Formengruppe *ija*, die entweder aus dem Idg. ererbt oder durch Tonumlegung aus **ʲā* entstanden ist, aber auch durch eine dem Westgerm. entsprechende Anfügung von **ʲā* an eine Partikel **e* got. **i* erklärt werden könnte.

Das An. zeigt die Tendenz zu ähnlichen Zusammensetzungen wie das Westgerm.; ein direkter Beweis unserer Ableitung ist das von H.-F. Ro-

---

[266] Wie H. Krahe II § 50 annimmt.

[267] Allerdings bleibt die Länge *blintēr* ungeklärt; doch haben wir auch das ebenfalls rätselhafte ahd. *beramēs*.

[268] Damit ist A. Waldes Einwand (S. 47), eine Anlehnung an *sio* ließe *blintio* erwarten, bedeutungslos geworden.

SENFELD[269] beigebrachte runennordische *seija* aus *sa* oder *s* + *ejjo* (Akk. Sg. Fem.), das dann später durch die gleichartige Bildung aus anderen Teilen *h* + *ainaR*[270] verdrängt worden ist.

Für das Westgerm. ist eine bemerkenswerte Abstufung der Verbreitung unserer Neubildungen zu unterstreichen:

1. Nur die diphthongischen Formen des Pers. Pron. umfassen das ganze Westgerm.

2. Die diphthongischen Formen des Dem. Pron. sind auf das Ahd. und das As. beschränkt.

3. Nur im Ahd. wurden die genannten Formen des Adj. nach den Pron. umgebildet, während das Ae. und das As. sogar die alte pronominale Endung des Nom. Sg. Neutr. aufgegeben haben.

Man darf hieraus wohl schließen, daß das Vorahd. der Ausgangspunkt dieser Neuerungen ist, deren Ausstrahlungsbereich immer geringer geworden ist. Wir hätten hier die Spiegelung des Auseinanderbröckelns der westgerm. Sprachgemeinschaft in der Sprachentwicklung.

27. Der Dat. Pl. des ungeschlechtigen Pronomens der 2. Pers.

Got. *izwis* : an. *yþr* : ae. *ēow*, *ēow*, ahd. as. *iu* (aus **iwiR*).

Die Formen aller germ. Sprachen werden aus einer gemeinsamen Vorform abgeleitet.[271] Germ. **izwiz* (= got.) wurde restgerm. zu **iđwiz* (= an. *yþr*) und weiter zu westgerm. **iwiz* dissimiliert. Das muß vor dem Abfall von *-z* geschehen sein. E. SCHWARZ, der diesen ins 1. Jh. n. Chr. setzt, kommt zum Ergebnis, daß im Westgerm. die Dissimilation nicht nur am konsequentesten, sondern auch am frühesten durchgeführt worden ist. Gegen seine frühe Ansetzung des z-Abfalls mußten jedoch Bedenken erhoben werden (vgl. Einleitung zu IV), so daß es durchaus möglich ist, daß die letzte Phase der Dissimilation, die zum westgerm. **iwir* geführt hat, erst im 2. Jh. n. Chr. erfolgt ist.

---

[269] H.-F. ROSENFELD, ZfMaf 23 (1955) S. 106.

[270] So H. KRAHE II § 35, H.-F. ROSENFELD folgend. Die Formen sprechen für unsere Auffassung von *her*, *he* in Kapitel 25, sie belegen **h* und zeigen, daß die Bildung von *her*, *he* nicht durch die drohende Einlautigkeit von **ez* ausgelöst worden sein muß, denn hier ist **ainaR*, ein klangreiches Wort, betroffen. Die Ursache ist also die durch die syntaktische Stellung ausgelöste Anlehnung von proklitischen **h* und **s* an den Tonträger.

[271] E. SCHWARZ (Goten S. 258 f.) und H.-F. ROSENFELD (ZfPh. *8* [1953] S. 370–372; Forschungen und Fortschritte *29* [1955] S. 150 ff.).

28. Der Dat.Dual des ungeschlechtigen Pronomens der 2. Pers.

Got. *igqis* an. *ykr* ae. *inc* as. *ink*

H.-F. Rosenfeld[272] sieht in der got. und der an. Form eine Neuerung beider Sprachen unter Ausschluß der westgerm. Sprachen. Westgerm. *ink* könne nicht auf got. *igqis* zurückgeführt werden, da germ. *–w–* vor hellem Vokal im Westgerm. nicht zu schwinden pflege.[273] Aber die westgerm. Sprachen besaßen einmal **izwiz*, und so ist es sehr wahrscheinlich, daß einst ein **inkwiz* daneben gestanden hat. Es kann auch eine westgerm. Neuerung vorliegen, indem diese Sprachen *–w–* bei **inkwiz* ausgestoßen haben, obgleich es nicht den Lautgesetzen entspricht.[274]

29. Die 2. Pers.Sg.Präs.Ind. des Verbum Substantivum

Es ist möglich, daß die westgerm. Verwendung von *bist* auf den z-Abfall zurückzuführen ist, denn im Ae. und As. mußte **iz*[275] (got. *is*, an. *eR*) einlautig und damit für das Flexionssystem unbrauchbar werden. *bist* ist in ein Paradigma von *b*-anlautenden Formen eingefügt, das im Ae. völlig anders gebaut ist als im Ahd. Nur eine der beiden Flexionen wird alt sein. Der Anhang C versucht nachzuweisen, daß wahrscheinlich das grammatischen Wechsel zeigende *bist – birum, biruþ* das Ursprüngliche ist. Daraus folgt, daß einst nur das Vorahd. und Voras. *bist* besessen haben, während das Ae. es erst als Ersatz für das verlorengegangene **iz* übernommen hat. Damit hätten wir einen sicheren Fall von Sprachbewegung innerhalb des Westgerm. zur Zeit des z-Abfalles gefunden.

Daß *bist* selbst eine alte Bildung ist, zeigt sein Konsonantismus. Bei einer späteren Übernahme von *–t* (etwa von den Prät.Präs. her) wäre *birt* zu erwarten (vgl. Fußnote [275]), das zudem durch *birum, biruþ* im Ahd. gestützt worden wäre. Die Ausbreitung von *–t* als Kasuszeichen für die 2.Sg. der regelmäßigen Verben ist nachweislich erst während der

---

[272] H.-F. Rosenfeld, ZfPh. *8* (1953) S. 373.

[273] H.-F. Rosenfeld verweist darauf, daß es bei **inkwiz* keine Formen gab, in denen dunkler Vokal auf *–w–* folgte und von denen aus der Schwund von *–w–* analogisch auf **inkwiz* übertragen werden konnte.

[274] H.-F. Rosenfeld (ZfPh. *8* [1953] S. 374) selbst erwägt dies.

[275] Trotz idg. **ési* ist grammatischer Wechsel anzunehmen, denn das Verbum substantivum stand meistens im Satztiefton an der 2. Stelle des Satzes. H. Hirt (Urgerm. III § 210): »Enklitisch waren vor allem die Formen des Verbs *sein*, und diese stehen auch im Griech. und Lat. gern an zweiter Stelle.«

schriftlichen Zeit im Ae. und Ahd. erfolgt. *bist* dagegen herrscht bereits in den ältesten Quellen ausschließlich. Zudem ist eine Ausbreitung von *–t* auf das Verb.subst. nach der Zeitwende nicht wahrscheinlich, da die Schwäche dieser Endung zu dieser Zeit im Westgerm. durch die Aufgabe in der 2. Sg. Ind. Prät. der starken Verben offenkundig ist. Schließlich kann die perfektive Bildung der 2. Sg. Präs. Ind. *bist* gut idg. Alter besitzen,[276] das bei der 1. und 2. Plural sicher ist, wie die (im einzelnen verschiedenen) Bildungen der germ. Sprachen übereinstimmend zeigen (siehe Kapitel 19). Auch der im Ae. und An. auftretende Stamm germ. **ar–* (siehe Kapitel 19) ist nach den Part. Präs. gebildet oder gar ein solches. Allerdings zeigt weder *ar–* (Sg. *eart*: Pl. *arun*) noch *bist* (Pl. *bir–*) den sonst bei Perfektbildungen üblichen Ablaut. Dieser kann jedoch bei diesen häufigen Formen sehr wohl früh ausgeglichen worden sein.[277] Es läßt sich die Definition, die K. Brugmann[278] vom Perfekt gibt, ebensogut auf das Verb.subst. wie auf die Prät. Präs. anwenden: »Die Formen des Perfektstammes bezeichneten in uridg. Zeit einen Zustand des Subjekts, der sich aus einer vorhergehenden Handlung derselben ergeben hat.« K. Brugmann gibt in diesem Zusammenhang sogar jene Bedeutung als perfektiv an, die ich als ursprüngliche Bedeutung des Verb. subst. heranziehen möchte: »ai. *babhūva* ›er ist geworden und ist nun‹« und »er ist aufgewachsen und steht nun da«.

Da auch die Entscheidungen des Westgerm. für *–s* als Flexionszeichen der 2. Pers. Sg. und für *bugi* als 2. Pers. Sg. Prät. Ind. hierher gehören, haben wir nun eine ganze Reihe von Entwicklungen, die das Ae., das As. und das Ahd. gleichartig durchgeführt haben und die mit dem z-Abfall im Zusammenhang stehen, durch den sie sich in das 2. oder 3. Jh. n. Chr. datieren lassen. Die in Kapitel 25 und 26 beschriebene Bildung der westgerm. Pron.-Formen muß nach der 1. Auslautsschwächung, die nach der Trennung des Got. vom Voran. eingetreten ist (siehe S. 22), aber vor dem z-Abfall in einsilbigen Wörtern erfolgt sein. Dagegen ist die Übernahme von *bist* für **ez*, **e* aus dem Ahd. ins Ae. erst nach diesem, der nur den nördlichen Teil des Westgerm. erfaßte, geschehen. Das zeigt, daß während der Entwicklung dieser Gemeinsamkeiten durchaus auch Unterschiede zwischen den westgerm. Sprachen entstehen konnten,

---

[276] Dann gehört **bist: *iz* zu den Fällen der Auswahl aus idg. Doppelformen, die bei allen anderen Fällen vom Vorae., Voran. und Got. gleichartig getroffen worden ist. Auch das spricht dafür, daß *bist* dem englischen Sprachbereich ursprünglich fremd gewesen ist.

[277] Aber auch im An. zeigt das Verbum substantivum keine Abtönung mehr (*em, est, es, erom, eroþ,* [*ero*]), obgleich sie durch die idg. Betonung, die im Sg. auf der ersten, im Pl. auf der zweiten Silbe gelegen hatte, gefordert wird.

[278] K. Brugmann, Kurze vgl. Grammatik § 738.

wie denn auch die diphthong. Formen des Ahd. und des Ae. mit verschiedenen Bausteinen (**h* bzw. **s*) gebildet wurden.[279]

So liegt keine westgerm. Einheit vor: die Neuerungen überschreiten alte, bestehen bleibende Grenzen. Sie waren ja zum Teil durch Schwierigkeiten der Flexion verursacht, so daß sie – waren sie einmal in einem Sprachbereich ausgebildet – gerne von den übrigen Teilen des Westgerm. übernommen wurden.[280] Die Zusammenfügung der neuen Formen des Pers. Pron. durch die Verschmelzung von nebeneinanderstehenden Partikeln und Formen ist zudem naheliegend, ebenso die Dissimilation von *iƀwiz*. Das alles setzt keine enge Gemeinschaft voraus, sondern nur lebhafte Beziehungen zwischen den verschiedenen Gruppen.

Zunächst seien noch andere Gemeinsamkeiten der Flexion genannt, die das Ahd., As. und Ae. verbinden.

30. Die Bildung der Zehnerzahlen

Die Formen der Zehnerzahlen von 70–90 werden erst im Germanischen fest geworden sein.[281] So haben auch das Got. und das An. verschiedene Bildungen: got. *sibuntēhund* gegenüber an. *siau tiger*, das die uralte Trennung zwischen 20–60 und 70–90 in der Bildungsweise aufgegeben und wohl geneuert hat.

Im Westgerm. steht **hund–* als erstes Glied, ihm folgt dann die eigtl. Zahl: ae. *hundseofontig*, as. *antsibunta*. Nach H. Krahe[282] »ist in [ahd.] *sibunzo* usw. (elliptische) Kürzung eingetreten«. Spärliche Reste von **ant–* sind aber auch noch im Ahd. zu finden.[283]

31. Der Bedeutungswandel von **hwilīk*

Das Fragepronomen **hwilīk*, **hwalīk* mit der ursprünglichen, im Got. und An. belegten Bedeutung ›wie beschaffen‹ übernimmt in den westgerm. Sprachen die Bedeutung ›welcher‹ (wahrscheinlich zunächst als Gegenstück zu **hwaƀar* ›welcher von zweien‹ für ›welcher von mehreren‹ verwendet). Damit im Zusammenhang stehen wohl der Verlust der dem got. und an. **hwarjis* entsprechenden Bildung und die Neubildung von ahd. *hweolīh* für die Bedeutung ›wie beschaffen‹, die allerdings nicht nur im Westgerm., sondern auch im An. auftritt.

---

[279] Allerdings ist hier auch eine spätere Auswahl denkbar.

[280] Und wenn es auch nur so ist, daß der Ausbreitung der Form keine andere Variante oder Bildung Widerstand geleistet hat.

[281] H.-F. Rosenfeld, ZfPh. *8* (1953) S. 384 ff.; E. Schwarz, Goten S. 100.

[282] H. Krahe II § 65.

[283] H.-F. Rosenfeld, ZfPh *8* (1953) S. 386 führt dafür *tachzig* an.

32. Der Nom.Sg.Mask. der n-Stämme

Es sind noch Ergebnisse früherer Kapitel heranzuziehen:

Es wurde oben Kapitel 13 festgestellt, daß die Verteilung der idg. Endungen des Nom. Sg. der n-Stämme *–ōn*, *–ēn* und *–ō* auf die Geschlechter nicht vor dem 2. Jh. n. Chr. erfolgte und daß dabei die westgerm. Sprachen gemeinsam vorgingen.

33. Der Verfall der fem. īn-Deklination im Westgermanischen

Die alte got. īn-Dekl. verlor im Westgerm. ihren Charakter durch den Abfall von *–n* in den obliquen Kasus des Sg. und im Nom. Akk. Pl.: »Ob deren Gleichförmigkeit auf lautgesetzlichem Wege (Abfall von *–n* nach *ī* in Nebensilben?) oder durch analogischen Ausgleich erzielt wurde, ist unsicher.«[284] Reste von *–īn* im Ahd. (Nom. Gen. Dat. Akk. Sg. und Nom Akk. Pl. *–īn* im Isidor und anderen nach Murbach weisenden Denkmälern[285]) und die Erhaltung von *–n* nach *–ī–* im Opt. Pl. Prät. sprechen für das letztere. Diese Adj.-Abstrakta sind nicht mehr als schwach dekliniert empfunden worden und haben Anlehnung an die Bildung der starken Fem. gesucht, bei denen die Endungen des Sg. und Nom. Akk. Pl. nur durch die auslautenden Vokale, nicht durch Konsonanten unterschieden waren. Wenn das richtig ist, ist die Umbildung der īn-Dekl. nach dem z-Abfall erfolgt, durch den der Gen. Sg. und der Nom. Akk. Pl. der ā-Fem. ihren Endungskonsonanten verloren hatten.

Im Ae. ist eine unmittelbare Anlehnung an die ›Abstrakta auf got. *–þa*‹ erfolgt.[286] Im An. sind alle auslautenden *–n* abgefallen, es erlaubt also hier keine Folgerungen.

34. Die Flexion des Partizip Präsens im Westgermanischen

Das Part. Präs. wird im Westgerm. im Gegensatz zum An. und Got. stark und schwach dekliniert. Das kann eine natürliche Anlehnung an die übrigen Adj. sein, doch ist eine solche beim Komparativ nicht erfolgt, dessen Beschränkung auf die schwache Flexion sogar auf den Super-

---

[284] H. Krahe II § 30.
[285] Braune-Mitzka § 228, Anm. 1.
[286] Sievers-Brunner § 280.

lativ ausgedehnt worden ist. Zudem wird das Part. Präs. nur in den westgerm. Sprachen als ja/jo-Adj. behandelt. Die Durchführung der schwachen ōn-Flexion im Fem. gegenüber *-īn* des Got. und An. war notwendig, da nach dem in Kapitel 33 dargelegten Vorgang die īn-Flexion nicht mehr genügend als schwach gekennzeichnet war.

35. Die Längung der Ortsadverbien (›wo‹)

Die westgerm. Sprachen verallgemeinerten die unter Ton gelängten *hwār* ›wo‹, *thār* ›dort‹, während im Got. und An. die Kürzen erhalten blieben.

36. Der Stamm *walj-* in der Flexion von ›wollen‹

Nur in den westgerm. Sprachen tritt der Stamm *walj-* in der Flexion des Verbum ›wollen‹ auf, und zwar sind die Verhältnisse in den einzelnen Dialekten verschieden; das spricht wiederum für getrennte, aber gleichgerichtete Vorgänge oder für spätere Ausgleichungen. Auf das Fehlen der von *waljan* abgeleiteten Formen im Westsächsischen soll in Kapitel 60 eingegangen werden.

37. Die Bewahrung des Verbs ›tun‹

Nur das Westgerm. bewahrte das Verbum ›tun‹.

38. Die Bewahrung des Instrumentals als eigenen Kasus

Nur im Westgerm. wird bei der nominalen o-Dekl. noch der Instr. als eigener Kasus vom Dat. unterschieden, wobei das Ahd. und das As. echte idg. Instr. besitzen, das Ae. aber den idg. Lok. verwendet, der alten, gemeinsam mit dem Voran. getroffenen Auswahl entsprechend.

39. Die Struktur der westgermanischen Gemeinschaft

Bei der frühesten Gliederung der germ. Sprachen gehörte das Vorae. zum Nordgerm. So ist die wichtigste Eigenschaft der westgerm. Gemeinschaft, daß sie über alte Unterschiede hinweggeht. Ein Westgerm. im Sinne einer einheitlichen Sprache gibt es nicht. Andererseits prägen die Eigentümlichkeiten der westgerm. Sprachen, angefangen von Lautgesetzen (wie Konsonantenverdoppelung, z-Abfall) über die Auslauts-

gesetze bis zu den eben aufgezählten Besonderheiten der Flexion, so stark diese Sprachen um, daß wir von einem gemeinsamen Charakter des Ahd., des As. und des Ae. sprechen können. Die Auffassung der älteren Forschung von einem Westgerm. als eigenen ursprünglichen Sprachzweig ist zwar nicht berechtigt, aber doch verständlich.

Wie der z-Abfall in einsilbigen Pron. zeigt, sind Sonderentwicklungen innerhalb der westgerm. Gruppe auch zur Zeit der gemeinsamen Sprachprägung möglich gewesen, wie denn unsere Formen nicht unbedingt eine engere Gemeinschaft erweisen, sondern als Tendenzen sich gut über gewisse Sprachgrenzen hinwegsetzen konnten, zumal sie weitgehend der vorgezeichneten Linie der Sprachentwicklung entsprechen.

Immerhin sind auch die Räume, über die sie sich verbreiten, größer geworden. Zur Zeit unserer Gruppierungen in Kapitel I waren Goten, Nordgermanen und Angelsachsen auf den südskandinavischen Siedlungsboden zusammengedrängt. Jetzt erstrecken sich die Sitze der »Westgermanen« über Mitteleuropa von Ungarn bis Schleswig, vom Rhein bis nach Böhmen. Es ist fast selbstverständlich, daß in einem so großen Raum Sprachgrenzen erhalten bleiben oder sogar neu entstehen können. Wichtig ist die deutliche Abgrenzung gegenüber dem Nordgerm.[287] Wenn dieses z. B. noch am Umlaut teilgenommen hat, so ist das nicht auf Sprachbewegungen, sondern auf die allgemeine germ. Sprachentwicklung zurückzuführen, von der das Got. nur wegen seiner Absonderung und seines frühen Unterganges nicht betroffen wurde.

Welcher Teil des Westgerm. bei den Sprachentwicklungen führend ist, ist schwer zu sagen. Für den z-Abfall scheint das Vorae. Ausgangspunkt gewesen zu sein, dagegen ist das spätere Hd. die treibende Kraft bei der Ausbildung der diphthongischen Formen der Pron.; *bist* scheint ebenfalls von dort in das Vorae. eingedrungen zu sein. Es ist möglich, daß schon immer für die westgerm. Periode gegolten hat, was später zu ihrer Auflösung geführt hat: Es gab innerhalb des Westgerm. zwei Kraftzentren: im Norden das Vorae., im Süden das Vorahd., die ihren System-

[287] Dagegen betont E. Schwarz (Goten S. 260 ff.), daß das An. im 1.–6. Jh. sehr stark vom Süden beeinflußt ist.

E. Schwarz stützt sich vor allem auf die Veränderungen der Lautsysteme. Fußnote 218 wurde bereits die von E. Schwarz abweichende Deutung der Verhältnisse beim z-Abfall vorgetragen. Allgemein aber dürfte es bei gleichartigen Entwicklungen im Lautsystem sehr schwierig sein, festzustellen, ob eine Übertragung oder eine autochthone Erfüllung einer in den germ. Sprachen angelegten Tendenz vorliegt. Das wird auch dadurch nicht entschieden, daß das Nordgerm. die Entwicklungen später durchgeführt hat als etwa das Vorae. oder Vorahd., denn es ist leicht möglich, daß die autochthone Entfaltung im konservativen Norden später erfolgte als im Süden. Die Erscheinungen der Flexion zeugen jedenfalls dafür, daß zwischen dem Nordgerm. und den westgerm. Sprachen eine klare Sprachgrenze gewesen ist.

willen gegeneinander ausstrahlten, nur daß zunächst die Verbindung noch so eng war, daß Neuerungen sowohl des Südens als auch des Nordens den ganzen Bereich erfassen konnten. Wie sich die Gemeinschaft auflöste, sei an zwei Erscheinungen verdeutlicht.

z-Abfall in mehrsilbigen Wörtern im	Ae.	As.	Ahd.
z-Abfall in einsilbigen Wörtern im	Ae.	As.	
Bildung des diphthongischen Pers. Pron. im	Ae.	As.	Ahd.
Bildung des diphthongischen Dem. Pron. im		As.	Ahd.
Übertragung der Endung auf das Adj. im			Ahd.

Wie diese Auflösung im einzelnen vor sich ging, sollen die folgenden Kapitel zeigen.

V. NEUERUNGEN IM ZUGE DES VERFALLS DES SYNTHETISCHEN BAUS DER SPRACHE UND DIE STELLUNG DES ALTSÄCHSISCHEN

Schon für das Urgerm. war die Vereinfachung des idg. Flexionssystems charakteristisch. Aber wenn dort der Lok., der Instr. und der Dat. in einen Kasus verschmolzen,[288] so hatte das seinen Grund darin, daß diese Sonderbezeichnungen einfach nicht mehr nötig waren. Ebenso war der Ausbildung des starken Prät. als Mischparadigma aus Aorist- und Perfektformen die weitgehende Annäherung der Bedeutung dieser beiden Aktionsarten vorausgegangen. So ist dadurch der synthetische Bau der Sprache wohl vereinfacht, aber nicht gestört worden. Das entscheidende Neuartige bei den jetzt zu besprechenden Ausgleichungen ist, daß hier Flexionspositionen lautlich zusammenfallen und durch eine einzige Form vertreten werden, die sich in Bedeutung und Gebrauch im Satz durchaus noch unterscheiden. Ae. *me*, *de* stehen für den Dat. und den Akk. Sg., die bei anderen subst. oder pron. Paradigmen durchaus noch eigene Formen besitzen. Hier handelt es sich um eine echte Störung des synthetischen Sprachaufbaus. Verursacht ist dies wohl vorwiegend durch den lautgesetzlichen Verfall der Endungen. Durch ihn wurden ursprünglich getrennte Formen einander so ähnlich, daß sie vom lebendigen Sprachgebrauch nicht mehr geschieden werden konnten und promiscue für ihre alten Bedeutungen gebraucht wurden. Das beschleunigte die lautliche Angleichung noch, bis schließlich die eine Form unterdrückt wurde, da sie nur mehr eine Schreibvariante war.

Voraussetzung dafür ist, daß der synthetische Systemwille der betroffenen Sprachen erlahmt und an seine Stelle der analytische Aufbau der Sprache getreten war. Denn sonst hätte die Sprache sicher einen Weg gefunden, durch Neubildungen, wie wir sie etwa bei den diphthongischen Pron. beobachten konnten, kasus verschiedener Funktion auch die lautliche Scheidung zu bewahren. Zur Gesamtbeurteilung dieser Vorgänge im Westgerm. sei zunächst I. Dal zitiert: »In der Entwicklung von synthetischem zu analytischem Sprachbau, die den germanischen wie

[288] Hier soll uns einmal nicht kümmern, daß in die Einzelsprachen noch Reste des Instr. hineingekommen sind.

den westeuropäischen Sprachen überhaupt gemeinsam ist, klafft eine bemerkenswerte Lücke zwischen dem Standpunkt des gegenwärtigen deutschen Systems und dem der skandinavischen Sprachen und des Englischen. . .«[290] »Es handelt sich demnach in der Geschichte des Kasussystems nicht einfach um eine Verschiedenheit im Tempo der Entwicklung im Deutschen den übrigen Sprachen gegenüber, nicht um zwei verschiedene Stufen einer einheitlichen Entwicklung, sondern das Deutsche zeigt einen wesentlich anderen Entwicklungsverlauf, weil hier in dem entscheidenden Augenblick das synthetische Prinzip die Oberhand gewonnen hat.«[291]

Die Verhältnisse sind jedoch verwickelter. So zeigt der Vergleich zwischen dem An. und dem Ahd. (viel mehr aber noch der mit dem Mhd., der den an. Texten etwa gleichzeitigen Sprachstufe), daß das An. einen weit vielfältigeren Formenschatz besitzt als das Ahd., erst recht aber als das Ae. Gegenüber dem an. Zustand erweist sich der schnelle Verfall des Flexionssystems als eine spezifisch westgerm. Tendenz, die erst später durch das Wiederaufleben des synthetischen Systemwillens im ahd. Bereich auf den nördlichen Teil des Westgerm. beschränkt worden ist, wo sich die Verfallstendenz noch verschärfte, wie das Ae. zeigt.

Während dem Ahd. zur Kennzeichnung der Endungen noch die Längen und Kürzen der fünf Vokale zur Verfügung stehen, besitzt das Ae. dazu nur mehr die Kürzen, die sich (abgesehen von frühen und nichtwestsächsischen Denkmälern) im absoluten Auslaut fast völlig auf *–e* und *–a* beschränken. Die Ursache dafür ist wohl, daß das Ae. den exspiratorischen Akzent viel mehr als das Ahd. auf die erste Silbe konzentrierte, wie denn der Zug zur einsilbigen Aussprache der Wörter im Englischen viel stärker ist als im Deutschen.

Die ae. Flexion mutet an, als habe man es nach einem Zusammenbruch des Flexionssystems aufgegeben, etwas durch Endungen zu charakterisieren, und die Trümmer einfach liegen gelassen. Denn ein bewußter Wille zur Vereinfachung des Systems liegt kaum vor, er hätte verhindern müssen, daß sich der Nom. Sg. der ā-Dekl. durch den Auslautsverfall in zwei Formen spaltete: auf *–u* enden die kurzsilbigen ā-Fem., die langsilbigen sind endungslos geworden. So ist die Vielzahl der Formen sogar noch erhöht worden. Eine ähnliche Achtlosigkeit zeigt sich darin, daß zwar bei den n-Stämmen in den obliquen Kasus die Scheidung der Geschlechter aufgegeben worden ist,[292] aber beim starken Subst. noch alle Dekl.-Klassen erhalten geblieben sind.

---

[290] I. Dal, NTS *12* (1942) S. 199.
[291] I. Dal, NTS *12* (1942) S. 210.
[292] Nur im Nom. Sg. wird das Mask. noch vom Fem. und Neutr. unterschieden.

So werden wir auch bei den wichtigsten Neuerungen dieser Art, beim Einheitsplural der Verben, beim Dat.Akk.Sg. *mi (me)* anstelle von *mir/mich*, die zu den charakteristischen Eigenheiten des ›Ingwäonischen‹ gerechnet werden, weniger auf einen Systemwillen als vielmehr auf Systemgleichgültigkeit und lautliche Entwicklung als Ursache zu verweisen haben.

Bevor wir uns diesen Zentralargumenten zuwenden, sollen einige Erscheinungen dargelegt werden, die – bis jetzt in diesem Zusammenhang noch nicht beachtet – sehr schön das Auseinanderbrechen der gemeinsamen westgerm. Sprachentwicklung durch die verschiedenen Tendenzen des Ahd. und des Ae. veranschaulichen.

Es wird sich zeigen, daß auch das Ahd. nicht beim alten System verharrt, sondern ein handlicheres und zweckmäßigeres aufbaut: Die Scheidung der Geschlechter wird wichtiger als die Scheidung der Klassen.[293] Ein besonderes Augenmerk wird auf die Stellung des As. und des Niederfränkischen zwischen den beiden Polen der Sprachentwicklung zu richten sein.

40. Der Ausgleich zwischen Gen.Sg. und Dat.Sg. der fem. ā-Deklination und des Fem. der Pronomina

Das Ae. hat schon zu Beginn der Überlieferung die Form. des Gen. durch die des Dat. ersetzt. Nur die Subst. auf *–ung* haben im Dat. noch häufiger *–a* neben *–e* als der Gen., aber auch das ist keine klare Scheidung mehr. Beim Pron. lautet der Gen. wie der Dat. *hire* und *dære*.

Die Hss. des Heliand und der Genesis spiegeln den Beginn und das Fortschreiten des Zusammenfalls wider. Beim Subst. scheiden Hs. C und M den Gen. und Dat. noch gut,[294] weniger jedoch beim Pron.

Dagegen sind die Endungen im Ahd. noch recht fest. Nur vereinzelt tritt der Gen. für den Dat. (und umgekehrt) in den älteren Denkmälern auf (unter Reimzwang allerdings ist die Vertauschung bereits häufiger). Mit dem 10. Jh. nehmen im Gen. *–o* und *–u* überhand, die aus dem Dat. Sg. oder aus dem Gen. Pl. stammen.[295]

41. Der Ausgleich zwischen Gen.Sg. und Dat.Sg. bei anderen Deklinationen

Bezeichnenderweise ist der Ausgleich zwischen den Formen des Gen. Sg. und Dat.Sg. bei den einzelnen Dekl. zu verschiedenen Zeiten erfolgt:

---

[293] H. Brinkmann, Sprachwandel S. 2.

[294] W. Schlüter (S. 164) für den Gen.: »C. und M. haben mit wenigen Ausnahmen *–a*«; für den Dat. (S. 169): »Die vorherrschende Endung in C und M ist *–u*.«

[295] Braune-Mitzka § 207, Anm. 5.

a) Bei den o-Stämmen war die Endung des Gen. Sg. durch den Konsonanten *–s* markiert, der den Zusammenfall bis heute verhindert hat.

b) Dagegen bestand bei den fem. i-Stämmen, bei denen Gen. *–z* im 3. Jh. abgefallen ist, der Unterschied nur mehr in der Quantität des Vokals (der Gen. hatte *–ī*, der Dat. *–i*); hier ist der Ausgleich zugunsten der Kürze schon vor der Schriftlichkeit in allen westgerm. Sprachen vollzogen worden.[296]

c) Bei den mask. n-Stämmen war der Gen. Sg. **hanenaz* nach dem Abfall von *–z* im Konsonantismus mit dem Dat. Sg. **hanini* gleich geworden. Gen. Sg. *hanen* : Dat. Sg. *hanin*. Es erfolgte ein Ausgleich in der Weise, daß sich im Obd. der Dat. *hanin*, im Frk, der Gen. *hanen* durchsetzte, wobei aber Ortsnamen bezeugen, daß *hanin* auch im Frk. bekannt gewesen sein muß.[297]

d) So nimmt der Ausgleich bei den ā-Stämmen, bei denen der Unterschied durch die Qualität des auslautenden Vokals gekennzeichnet war, eine zeitliche Mittelstellung ein. Er ist später geschehen als bei den i-Stämmen (nur durch Vokalquantität bezeichnet), aber früher als bei den o-Stämmen (durch Konsonant bewahrt). So sind diese Ausgleichsvorgänge sicher nicht durch syntaktische Tendenzen, sondern durch den Auslautsverfall verursacht worden. Dafür spricht auch, daß sowohl der Ausgleich zwischen Gen. und Dat. als auch der Verfall der Endungsvokale im Ae. am weitesten, im Ahd. am wenigsten fortgeschritten ist.

42. Der Verfall der Unterscheidung der Geschlechter im Nom.Akk.Pl. des Personal- und des Demonstrativpronomens

Im Ae. stehen *þa* und *hīe* für die Nom. Akk. Pl. aller Geschlechter. Sonderformen, die sich in anglischen Texten noch finden, unterscheiden die Geschlechter nicht mehr.

Das As. ist im Übergang. Die Hs. C des Heliand läßt *sia* und *thia* bei allen Geschlechtern überwiegen, während M noch scheidet: beim Dem.-Pron. stehen sich Mask. Fem. *thea* und Neutr. *thia* gegenüber, beim Pers. Pron. hat das Neutr. *siu*, das Fem. *sia* und das Mask. *sie* (wenn auch bereits Verunklarungen auftreten). Die Genesis hat für das Neutr. *siu*, für das Mask. und Fem. *sia*.[298]

---

[296] H. Krahe II § 15 bemerkt zum Gen.: »... woraus *–ī* werden mußte, das dann (wahrscheinlich unter dem Einfluß des Dat. Sg.) zu *–i* gekürzt wurde.«

[297] Belege bei W. Bruckner, IF *26* (1910) –Anzeiger S. 39 und P. Lessiak AfdA *34* (1910) S. 217. Die Interpretation folgt A. Walde (S. 178). Vgl. auch unten Kapitel 63.

[298] J. H. Gallée § 364 und § 366.

Das Ahd. unterscheidet hier die Geschlechter noch scharf. Bis ins späte Mhd. bleibt der Unterschied zwischen Mask./Fem. *die* und Neutr. *diu* bestehen und wird dann aus verschiedenen Gründen aufgegeben. So zeigt sich auch hier, wie das Ae. den Verfall vorantreibt, das Ahd. den synthetischen Sprachbau bewahrt.

Vielleicht ist die ahd. Neubildung der diphthongischen Formen des Pron. in dem Betreben erfolgt, die Geschlechter besser zu bezeichnen. Dann wäre ae. *hīe* das Ergebnis der Überlagerung der südlichen durch die nördliche Sprachtendenz im Ae. Zu den diphthongischen Formen gehörend, sollte es die Geschlechter scheiden und wurde doch durch den ae. Endungsverfall zur Einheitsform. Nach Kapitel 26 wurden die diphthongischen Formen des Dem. Pron. später als die des Pers. Pron. gebildet. Da hatte aber im Ae. schon die Ausgleichung den Sieg über die Unterscheidung errungen. Das erklärt, warum das Ae. diese Formen nicht gebildet hat und bei *þa* verharrt ist.

43. Das Eintreten des Akk.Sg. für den Nom.Sg. in der fem. ā-Deklination

Sie ist bezeichnend für den Systemwillen des Ahd.

Der Nom.Sg. der fem. ā-Stämme verlor die Endung *–u*. Während dies bei den langsilbigen Wörtern lautgesetzlich geschah, folgten die kurzsilbigen aus Analogie nach: **gebu* wurde **geb*. Damit war der Nom. Sg. der fem. ā-Stämme dem der mask. o-Stämme gleich geworden. Nun trat der Akk.Sg. *geba* für den Nom-Sg. ein. Es wird also die Unterscheidung von Nom. und Akk.Sg. aufgegeben,[299] um die der Geschlechter zu bewahren. Diese Tendenz kann sich jedoch noch nicht zur Zeit der Entscheidung zwischen den Formen mit *–u* und denen ohne *–u* ausgewirkt haben, da sie zum Sieg der Formen mit *–u* geführt hätte.

So kommen wir zu folgendem Zeitablauf:

1. ›Gemeinwestgerm.‹ fällt *–u* nach langer Silbe, bleibt nach kurzer erhalten. Dieser Zustand ist im Ae. bewahrt, auch im Ahd. und As. finden sich Spuren davon.

2. Die kurzsilbigen Stämme verlieren im Ahd. und As. *–u* in Analogie zu den langsilbigen.

3. Erst jetzt tritt die Umkehrung der Tendenz der Sprachentwicklung ein, die das Ahd. und das As. veranlaßt, den Akk. Sg. Fem. in den Nom.

[299] Begünstigt war das natürlich dadurch, daß der Unterschied zwischen Nom. und Akk. im Ahd. und As. bei der Flexion der starken Subst. sonst nirgends mehr vorhanden war.

zu übernehmen. Das ist bereits vor den ältesten Quellen geschehen, da endungslose Nom. Sg. der u-Dekl. nur mehr in formelhaften Wendungen und einzelnen Sonderfällen belegt sind. Dabei stimmen die as. Verhältnisse so gut mit jenen des Ahd. überein, daß man schwerlich eine mechanische Übernahme der ahd. Formen annehmen darf.[300] Das zeigt, daß das As. gemeinsam mit dem Ahd. geneuert hat, also etwa im 6.–7. Jh. n. Chr. auch südlichen Einflüssen offen war.

Wie streng im Ahd. die Scheidung der Geschlechter durch verschiedene Formen betont wurde, zeigen jene Subst. auf *-ung*, bei denen die Anfügung des Akk. Sg. *-a* im Nom. Sg. unterblieben ist. Der Nom. Sg. ist endungslos wie ein mask. o-Stamm, und so haben diese Wörter die Neigung, in das Mask. überzutreten.[301] Auch *thiot*, bei dem der alte Nom. sich gegen den Akk. behauptet hat (siehe Anm. 300), kann Mask. werden (Notker: *der diet*).[302]

44. Der Ausgleich zwischen Nom. Pl. und Akk. Pl. in der mask. o-Deklination

Der Unterschied zwischen ae. *dagas*, as. *dagos* und ahd. *taga* setzt außer der verschiedenen Auswahl aus den durch gramm. Wechsel entstandenen Doppelformen auch verschiedene Ausgleichsvorgänge zwischen Nom. und Akk. Pl. voraus.[303] Da *-ns* im Westgerm. und An. lautgesetzlich geschwunden ist,[304] muß im Ae., An. und As. der Nom. Pl. in den Akk. übernommen worden sein. Im ahd. Nom. Akk. Pl. *taga* sieht H. Krahe[305] den alten Akk., während der alte Nom. in *tagā* vorliege.

(Vgl. auch oben Kapitel 17.)

---

[300] Im Ahd. erscheinen indeklinable Kurzformen als Relikte: *buoz, stunt, wīs, (h)wīl, halb* in formelhaften oder adverbiellen Wendungen (Braune-Mitzka § 207 Anm. 2). Sie sind auch im As. belegt (J. H. Gallée § 307 Anm. 1; W. Schlüter S. 183).

Neben dem regelrechten *thioda* (vgl. got. Nom. Sg. Fem. *þiuda*) steht sowohl im As. als auch im Ahd. *thiod* bzw. *diot*. Letzteres tritt im Ahd. vor allem bei Notker und bei Otfrid (nur vereinzelt im Tatian) auf, also in Bereichen, die dem As. räumlich ferner sind, so daß ein junges Eindringen der Kurzform ins As. nicht wahrscheinlich ist, sondern alles dafür spricht, daß die Kurzform *thiod (diot)* auf den alten, dem Ahd. und As. gemeinsamen Vorgang hinweist.

[301] Braune-Mitzka § 207, Anm. 2.

[302] Braune-Mitzka § 208, Anm. 4.

[303] E. Prokosch (Comp. Grammar § 79i) schlägt vor, den Unterschied zwischen ae. as. Nom. Pl. *dagos* und ahd. *taga* nur durch verschiedenen Ausgleich zwischen Nom. und Akk. Pl. zu erklären, wobei der grammatische Wechsel dann keinen Einfluß gehabt hätte.

[304] H. Krahe I § 116 und H. Hirt, Urgerm. I § 83, 3.

[305] H. Krahe II § 4.

Sicher ist vor allem, daß der Unterschied zwischen ahd. *taga* und as. *dagos*, ae. *dagas* jünger ist als unsere westgerm. Gemeinsamkeiten, gehe er nun auf verschiedene Ausgleichungen zwischen Nom. und Akk. Pl. oder auf entgegengesetzte Auswahl aus durch den gramm. Wechsel gebildeten Dubletten zurück.

45. Der Ausgleich zwischen Dat.Sg.Mask./Neutr. und Dat.Pl. des Demonstrativpronomens

Er ist mit Sicherheit nur für das Ae. und Afries. festzustellen. Auch hier ist die Richtung entgegengesetzt: Das Afries. hat die nicht umgelautete Form des Sg., das Ae. die umgelautete des Pl. für Sg. und Pl. durchgeführt. Im Runennordischen unterscheidet sich der Pl. des Dem. Pron. *þeim* von den anderen Dat. Pl., die noch *–R* besitzen *(tweimR, gestumR)*; man darf vermuten, daß der frühe Verlust von *–R* bei *þeim* auf dem Eindringen des Dat. Sg. in den Dat. Pl. beruht.

Dagegen umfaßt die Übernahme des Dat. Sg. der Adj. *–um* in den Pl. Dat. sicher einen größeren Bereich; an ihm haben das An. und Dialekte des As. teilgenommen.

46. Der Zusammenfall der obliquen Kasus des Sg. der mask. n-Stämme

Die got. und ahd. Abstufung des Suffixes Gen. Sg. got. *hanins*, Dat. Sg. *hanin* gegenüber Akk. Sg. *hanan* ist das Ursprüngliche gewesen. Es sind im An. und Ae., die mit dem As.[306] die Einheitsform durchgeführt haben, noch Spuren der alten Gen. und Dat. erhalten, die uns einen Terminus post quem für den Ausgleich geben. »Aber daneben muß sowohl im Gen. wie im Dat. eine ursprüngliche . . . urnord. Endung *–in* (. . .) bestanden haben, die vielleicht im lat. (Plinius d. ä.) *Scadin–avia* ›Schonen‹ (zu aisl. *skaþe*?) erhalten ist, und deren Vorhandensein eine notwendige Voraussetzung zu sein scheint für den Umstand, daß viele an-Stämme in der Wurzelsilbe i-Umlaut zeigen, z. B. . . .«[307] Solche Spuren

---

[306] Die in Heliand C. auftretenden *–en* sind mit W. Foerste (S. 135) dem nfrk. Abschreiber zuzurechnen.

[307] A. Noreen, Geschichte § 195,4.

Im An. ist also der Umlaut noch bewahrt geblieben. Das und die Regelung im Obd., wo der Umlaut zunächst belegt ist, dann aber aufgegeben wurde, während *–in* als Endung erhalten blieb, sprechen stark gegen H. Kuhns Versuch (ZfdA *86* [1955/56] S. 35), die Einheitsform des An., Ae. und As. darauf zurückzuführen, daß die alten Gen.- und Dat.Endungen aufgegeben worden sind, um den störenden Einfluß des Umlauts zu vermeiden.

sind im Ae. nicht mehr vorhanden, immerhin kann H. KUHN[308] darauf hinweisen, daß nach dem Ausweis des ON *Budinhaam* in einer der ältesten Urkunden *–in* den Angelsachsen noch nach der Abwanderung vom Festland bekannt gewesen sein muß.

Es ist auf einen ähnlichen Vorgang im Baierischen der spätahd. Zeit zu achten, wo ein »zuweilen vorkommendes Übergreifen des *–un*, *–on (–an)* auch in den G. D. Sg.« auftritt, »dessen *–in*, *–en* umgekehrt auch im A. Sg. N. A. Pl. erscheint«.[309] H. PAUL[310] spricht von einer Verwirrung des Sprachgefühls; so wird die Ursache für diese bair. Erscheinung wohl die allgem. Abschwächung der unbetonten Vokale sein, durch die dem Schreiber eine Scheidung von Gen., Dat. und Akk. Formen im lebendigen Sprachgebrauch nicht mehr möglich war, so daß beim Schreiben die überkommenen Endungen *–in* und *–an* vermengt wurden. Die Abschwächung aller Endungsvokale zu *–e–* auch in der Schrift hindert uns daran, den weiteren Fortgang dieser Entwicklung zu beobachten.

Vielleicht ist auch im As. die wahre Ursache des Zusammenfalls der Endungen in der Abschwächung der unbetonten Vokale zu suchen. Tatsächlich tritt ein wilder Wechsel von *–on*, *–an* und *–un* in der schwachen Flexion auf; in anderen Endungen wechseln *–e* und *–a* sehr stark.

Schließlich muß betont werden, daß das As. wohl an der ae.-an. Angleichung des Gen. Dat. Sg. an den Akk. Sg. der mask. n-Dekl. teilgenommen hat, aber im Gegensatz zum Ae. in den obliquen Kasus Fem. und Mask. noch voneinander unterscheidet. Im Kapitel 43 wurde gezeigt, daß das As. wie das Ahd. den Systemwillen besitzt, die Geschlechter zu kennzeichnen. Es geht also nicht an, den Einheitskasus als unverlierbar sächsisch zu bezeichnen und die Tönung der Endungsvokale, die Mask. und Fem. unterscheiden, als frk. Tünche der Orthographie abzutun, wie E. ROOTH[311] möchte. Beide zusammen machen die Eigentümlichkeit des as. Systems aus.

47. Der Zusammenfall des Dat.Sg. und Akk.Sg. beim ungeschlechtigen Personalpronomen

Die Erscheinung ist nicht sehr alt. Vorausgehen wird ihr der z-Abfall in einsilbigen Wörtern, durch den das Verhältnis *miz* : *mik* gestört wurde, worauf sich *me*, *mi* als das Einfachere gegen *mik* durchsetzte.[312] Für

[308] H. KUHN, ZfdA *86* (1955/56) S. 37.
[309] BRAUNE-MITZKA § 221, Anm. 3.
[310] H. PAUL, PBB *4* S. 359.
[311] E. ROOTH, Th. Frings-Festschrift S. 62 und S. 72.
[312] Auch *–k* kann dialektisch eine Abschwächung erfahren haben. So schwindet *–c* der Endsilbe *–ic (barlic)* im Me. (SIEVERS-BRUNNER § 210,3). *–lik* wird auch in

diesen Zusammenhang spricht auch, daß überall, wo die Einheitsform herrscht, auch der z-Abfall durchgeführt ist (im As., Niederfrk., Afries. und im Ae., mit Ausnahme des Anglischen und Nordhumbrischen, die wohl den z-Abfall, nicht aber den Einheitskasus haben). Die räumliche Verbreitung der Erscheinung spricht ebenfalls für einen späten Zusammenfall. Während das Westsächsische den Dat. und den Akk. gleichmäßig mit *me* bezeichnet, scheiden das Anglische und das Nordhumbrische diese beiden Kasus mit Hilfe der alten *mec/dec* und *me/de* noch recht gut und besitzen im Plural sogar die dem ahd. *unsich*, *iuch* entsprechenden Formen *usic*, *ēowic*.[313]

Im As. ist noch *mik*, *thik* neben *mi*, *thi* belegt und bis ins Mnd. bewahrt geblieben, im südlichsten Westfälischen besteht die scharfe Trennung zwischen Dat. und Akk. bis heute. Zudem haben sich die sächsischen Mundarten nicht gleich entschieden, das Westfälische hat den Dat. *me* durchgesetzt, das Ostfälische aber den Akk. *mec*.[314]

Letzteres zeigt, daß wir es im Nd. nicht mit einer unmittelbaren Fortentwicklung ›ursächsischer‹ Spracheigentümlichkeiten zu tun haben, sondern daß die für die spätere sprachliche Entwicklung der Festlandssachsen entscheidenden Gegenden West- und Ostfalen hier nur eine Tendenz übernommen und den Zusammenfall auf ihre eigene Weise durchgeführt haben.

Als alte ingwäonische Eigenheit kann diese Einheitsform *me* also nicht gelten, weil sie nicht einmal im Anglischen um 900 durchgeführt ist. Betrachtet man ihre Verbreitung zu dieser Zeit, so erstreckt sie sich über ein Gebiet, dessen Mittelpunkt an der deutschen Nordseeküste liegt. Um dieses Gebiet legen sich die nicht mehr betroffenen germ. Sprachen gleichsam wie eine äußere Schale. Das spricht für ein echtes ›Nordseegerma-

---

jenen nördlichen Bereichen zu *–lich* abgeschwächt, die nicht mehr von der 2. Lautverschiebung betroffen worden sind (O. Höfler, PBB 79 [1957] west S. 295 f.).

[313] Sievers-Brunner § 332, Anm. 4.
Die Gleichung angl. *eowic*, *usic* = ahd. *iuch*, *unsich* erlaubt eine Unterstreichung der obigen Datierung des Zusammenfalls von Dat. und Akk. Pl. nach dem z-Abfall. Es darf angenommen werden, daß die an den beiden Flügeln der westgerm. Sprachen erhaltene Bildung einmal dem ganzen Bereich gehört hat. Wir kommen zu folgendem Entwicklungsablauf:
1. gemeinwestgerm. fiel *–z* ab, **iwiz* wurde zu **iw*;
2. gemeinwestgerm. wurde an **iw* in Anlehnung an den Akk. Sg. *–k* angefügt, es entstand **iwik*, das im Angl. und Ahd. noch erhalten ist;
3. erst jetzt begann im Nordseegerm. der Dat. und Akk. beim ungeschlechtigen Pron. zusammenzufallen.

So sehen wir hier erneut, wie die südliche Tendenz, die Kasus schärfer zu scheiden, im Nordseegerm. zwar aufgenommen, dann aber durch den verstärkten Verfall durchkreuzt wird.

[314] W. Foerste S. 72 f.

nisch‹, für einen Sprachkreis, dem die Nordsee Mittelpunkt und Brücke sprachlicher Neuerungen war.[315]

48. Der Zusammenfall der 1., 2. und 3. Pers. im Plural der Verben

Diese Erscheinung charakterisiert das Englische, das Friesische und das Sächsische bereits in ihren frühesten Denkmälern und ist ihnen bis heute eigen geblieben.

Entscheidend ist die Zeit der Entstehung. H. Kuhn[316] hat zu zeigen versucht, daß der ›restgermanische‹ i-Umlaut vorausgegangen sein muß. Er geht davon aus, daß sowohl das An. als auch das Ahd. die ursprünglich gleichen[317] Formen der 3. Pers. Sg. und der 2. Pers. Pl. Ind. Präs. in der Weise differenziert haben, daß erstere den Umlaut, letztere aber keinen zeigt. Daraus schließt er, daß das Nordseegerm. auch an dieser Regelung teilgenommen habe, die erst später durch die Einführung des Einheitsplurals im Nordseegerm. gestört worden sei. Aber dagegen ist eingewendet worden, daß die an. und ahd. Regelung von diesen Sprachen auch unabhängig erreicht werden konnte, da es nahelag, daß sich die 2. Pers. Sg. an die umgelautete 3. Pers. Sg. anlehnte, die 2. Pers. Pl. aber an die nicht umgelauteten Formen der 1. und 3. Pl.

Dagegen ist der *n*-Ausfall vor *–þ* eine Voraussetzung der Bildung der Einheitsformen des Plurals. Bei anderen Ausgleichsvorgängen war festzustellen, daß im Ae. Gleichgültigkeit gegen den lautlichen Verfall der Endungen, nicht bewußter Systemwille, die Ursache war, und daß durch Konsonanten unterschiedene Formen viel zögernder als andere, die nur durch Vokale markiert waren, und oft überhaupt nicht ausgeglichen wurden.

Durch den Ausfall von *–n–* wurde das ursprüngliche Nebeneinander von *–am*, *–iþ*, *–anþ* gestört. Nachdem durch ihn die Konsonanten der 2. und 3. Pl. gleich geworden waren, glichen sich auch die minderbetonten Vokale, die ja ohnehin in ihrer Lautung nicht mehr sicher waren, an: das *–a–* der 3. Pl. wurde in die 2. Pl. übernommen. *–aþ* der 2. und 3. Pl. besiegte nun das isolierte *–am* der 1. Pl. Im Prät. und bei den Opt. standen sich die 1. und 3. Pl. nahe; sie verdrängten daher die alte Form der 2. Plur.[318]

---

[315] Hier ist H. Kuhn, ZfdA *86* (1956/57) S. 16 ff. zuzustimmen.
[316] H. Kuhn, ZfdA *86* (1956/57) S. 35.
[317] H. Krahe II § 69.
[318] Diese Auffassung erklärt zwanglos folgende Erscheinungen:
1. Im Ind. Präs. setzten sich die 2. und 3. Pl., im Ind. Prät., im Opt. Präs. und Prät. jedoch die 1. und 3. Pl. durch. Das ist nur scheinbar ein andersartiges Ergeb-

So hängt die Datierung der Entstehung der Einheitsformen des Pl. Präs. davon ab, wann der n-Ausfall vor *–þ* erfolgt ist. O. Bremer[319] versetzt ihn, allerdings mit unzureichender Beweisführung, vor die Zeitwende, andere erst in das 5. oder 6. Jh. n. Chr.[320] Der n-Ausfall vor *þ* wird jünger sein als der vor *s*, da dieser eine weitere geographische Verbreitung gefunden hat. So hängt viel von der ebenfalls sehr unterschiedlichen Bewertung von ae. »*Onswine* für gemeinae. *Oswine* aus *Answini*«[321] auf dem Kreuz von Collingwood ab. Selbst wenn man mit E. Schwarz eine längere Zeit ansetzt, in der der Ausfall des *–n–* vorbereitet worden ist, und berücksichtigt, daß Namen gerne ältere Formen bewahren, würde dieser Beleg die Annahme verbieten, daß schon vor dem 5. Jh. der n-Ausfall vor *–þ* so weit fortgeschritten war, daß die Endungen der 2. Pl. und der 3. Pl. ähnlich klangen.

Im Runennordischen scheint *–n–* vor *–s* jedoch bereits im 3. Jh. n. Chr. abgefallen zu sein, wie *aadagasu* ›Eidergans‹ auf der Spange von Vi, Dänemark ca. 250 n. Chr.,[322] zeigt. Allerdings ist die zeitliche Dauer des *n*-Schwundes vor *–s* im An. anders als im Ae., denn im An. werden noch so späte Bildungen wie *pinsl* (zu *pina* aus mlat. *pena*)[323] zu *pisl* verwandelt, während im Ae. die durch die Christianisierung eingeführten Lehnwörter wie *mynster* und Bildungen wie *const*[324] (*–s–* eingeschoben, aus *cont* 2. Pers. Sg. Präs. Ind. der Prät.Präs.) nicht mehr betroffen wurden. Es fällt auf, daß das An., das den Ausfall von *–n–* vor *–s* so früh und so konsequent durchgeführt hat, *–n–* vor *–þ* bewahrte. Die Erklärung könnte durch runennordisch um 700 belegte Formen gegeben werden:

1. *afunþ* ›Neid‹ besitzt *–n–* noch.[325]
2. In *uþaraba* ›Unheil‹ ist *–n–* ausgefallen.[326]
3. Gleichzeitig beginnt die Assimilation von *–nþ–* zu *–nn–*.[327]

---

nis; nach dem oben Gesagten setzten sich immer die beiden ähnlichen Formen gegen die dritte durch.

2. Die Prät.Präs., deren Bewahrung von *–t* als Endung der 2. Pers. Sg. Präs. zeigt, daß sie sich längst anders entwickelten als das Prät. der starken Verben, werden hier scheinbar wie Prät. behandelt. Doch gehorchen sie ihrem eigenen Prinzip: die 1. und die 3. Pers. waren fast gleich und setzten sich durch. Wie nahe die Präs.-Bildung *–aþ, –ath* gelegen hätte, zeigen das Angl. und das Afries., wo sie auftritt.

3. Im Adhortativ, bei dem es keine 3. Pl. gibt, konnte sich die alte 1. Pl. als eigene Form neben der 2. Pl. im Ae. behaupten.

[319] O. Bremer, IF *4* (1894) S. 23 f. und S. 23 Fußnote. Vgl. auch Fußnote 156.

[320] Vgl. die vorsichtige Andeutung bei G. Cordes, ZfMaf *24* (1956) S. 17.

[321] E. Schwarz, Goten S. 192.

[322] A. Noreen, Grammatik S. 392.

[323] Wie die deutsche Lautung zeigt, erst spät in die germ. Welt eingedrungen.

[324] Systemzwang kann nicht die Ursache der Bewahrung von *–n–* gewesen sein, denn im Prät. ist es ausgefallen: *cuđe*.

[325] Inschrift v. Valby, vgl. A. Noreen, Geschichte § 6,16.

[326] Stein von Björketorp, vgl. A. Noreen, Grammatik S. 375.

[327] Nach dem Nachweis finnischer Lehnwörter, vgl. A. Noreen, Geschichte § 6,16.

So wird der Schwund von *–n–* vor *–þ* um 700 n. Chr. das Nordgerm. gerade gestreift haben, dann aber durch die innerskandinavische Assimilation von *–þ* an *–n–* durchkreuzt und überlagert worden sein. Wenn das richtig ist, ist der Schwund des *–n–* vor *–þ* im Nordseegerm. sicher nicht viel älter. So ist es wahrscheinlich, daß der Einheitsplural sich kaum vor dem 6. Jh. n. Chr. entwickelt hat. Ein sicherer Beweis ist allerdings nicht möglich.

Ein tieferes Verständnis der Vorgänge läßt sich aus den Verhältnissen am Rande des sächsischen *–et*-Einheitsplurals gewinnen. In den heutigen fries. Mundarten und den anschließenden nfrk. Bezirken lautet die Einheitsendung *–en*, *–e* (im Afries. noch *–ath*, das später durch die nfrk. Lautung verdrängt worden ist), ebenso in einem südlichen Streifen Westfalens und auch im ostelbischen Kolonialland. Brandenburg wurde unter der Führung sächsischer Großer mit vorwiegend nfrk. Bauern kolonisiert, die aus ihrer Heimat *–en*, *–et*, *–en* mitgebracht haben, da das Frk. den n-Schwund vor *–þ* nicht hat. Dem Vorbild der Sprache ihrer sächsischen Führer folgend, gaben sie die Unterscheidung der Personen im Pl. auf; aber sie führten das mit den Mitteln ihrer eigenen Sprache durch; so lautet der Pl. nicht *–et*, wie im sächsischen Nd., sondern *–en*: die gleichlautende Form der 1. und 3. Pers. hat über die 2. gesiegt. Den Zusammenhang sieht auch A. Lasch: »Das kolonialland hat *uns*, wie es den plural des verbs (gegenwärtig) auf *–en* hat, das brandenburgische auch *gans*.«[328]

Ähnlich wie in diesen Gebieten, wurde im As. ein halbes Jahrtausend früher der Einheitsplural als ein fremdes Sprachprinzip mit eigenen Mitteln durchgeführt. Es läßt sich nämlich zeigen, daß die Endung der 2. und 3. Pers. Pl. im As. nicht auf germ. *–þ*, sondern auf germ. *–đ* zurückgeht,[329] vor dem *–n–* nicht ausfallen konnte. Die Annahme, zur Zeit des Nasalschwundes sei noch *–anþ* neben *–and* gestanden, hilft nicht weiter, denn es ist unwahrscheinlich, daß – wenn schon die n-lose Form verallgemeinert wurde – nicht auch die dazu gehörende stimmlose Spirans bewahrt wurde. Aus einem Nebeneinander von 2. Pl. *–iþ*, *–iđ* und 3. Pl. *–aþ*, *–anþ* konnte sich kaum ein *–ađ* für beide Pers. durchsetzen, wenn nicht eine Anregung dafür von außen an das Voras. herangetragen worden war. Sie ist wohl von Norden her, vom Nordseegermanischen gekommen. Älter als der Einheitsplural im As. ist ein Unterschied gegen das Vorae.: Als im Vorae. der Einheitsplural eintrat, hatte sich hier *–þ* gegenüber *–đ* bereits durchgesetzt, während im As. noch *–đ* neben *–þ* stand oder bereits dieses zur Seite gedrängt hatte.

---

[328] A. Lasch § 261, Anm. 2.

[329] Siehe Fußnote 145.

Zu dieser Auffassung stimmen die in Heliand C und in den Glossen belegten (nicht sehr zahlreichen) Pl. auf *–nt*, *–nd*. Gewöhnlich erklärt man sie als Einflüsse nichtsächsischer Schreiber,[330] aber die Formen unterscheiden sich vom hd. und frk. Gebrauch dadurch, daß sie auch für die 2. Pers. Pl. Ind. und Imp. stehen.[331] So können sie sehr wohl bodenständige Formen sein, denn mit ihrem *–nd*, *–nd*, *–nt* (letztere beide überwiegen stark) entsprechen sie genau der as. Behandlung des auslautenden *–d* bei den Part. Präs., deren Spirant von germ. *–đ* herrührt.[332]

Im Westsächs., Anglischen und Afries. liegt *–þ (–th)* als Endungskonsonant vor. Hier ist also die 3. Pl. Präs. *–anþ* durch Lautentwicklung zu *–aþ* und so von selbst der 2. Pers. Pl. Präs. im Konsonantismus gleich geworden. Im Westsächs. und As. fielen im Opt. Präs. und im Ind. und Opt. Prät. die 1. und 3. Pl. lautgerecht zusammen. Im allgemeinen ist zwar *–m* als *–m* erhalten geblieben, aber der ae. Adhortativ 1. Pers. Pl. *beran* zeigt, daß in der 1. Pl. *–m* zu *–n* abgeschwächt wurde, wohl weil es in dieser Stellung eher in den absoluten Auslaut trat als z. B. im Dat. Pl. (**–omiz*). Im Afries. und Nordhumbrischen jedoch fiel auslautendes *–n* ab, wenn nicht *–u–* vorausging. Daher wurden hier die 1. und 3. Pers. Pl. bei den Opt. nur noch schärfer differenziert, da die 3. Pl. *–n* verlor, die 1. *–n* (oder *–m*) bewahrte.[333]

So bietet sich das Westsächs. als Ausgangsdialekt des Einheitsplurals des Verbs an. Daß hier die Neigung, die Scheidung der Personen aufzugeben, größer war als im As., zeigt der Opt. Sg. Während im As. die 2. Pers. Sg. noch von der 1. und 3. geschieden wurde, sind alle 3 Pers. im Ae. und Afries. zusammengefallen. »Wenn das as. trotz des Einheitsplurals die afries.-ae. Ausgleichung im Sg. nicht zeigt, so gibt er sich damit als ein Charakteristikum des nördlichen wg. zu erkennen, dessen Ausstrahlungen nicht bis ins as. drangen. Dasselbe dialekt-geographische Bild ist auch sonst oft genug innerhalb des wg. zu beobachten.«[334]

---

330 W. Foerste S. 133.

331 Heliand M.: 1663 ist 2. Pl. Imp.
Heliand C.: 4724, 4724, 2619 sind 2. Pl. Ind.
4392, 4540, 4645, 4653, 4661 sind 2. Pl. Imp.
1321, 4312, 4327 sind 3. Pl. Ind. Präs.
(nach eigener Durchsicht der bei Gallée (§ 379, Anm. 4) nicht geschiedenen Belege).
Es ist unwahrscheinlich, daß ein frk. Abschreiber, dem eigene Formen eingeflossen sind, diese häufiger an jenen Stellen gebraucht haben sollte, an denen sie nicht einmal in der eigenen Sprache stehen (2. Pl. Ind. und Imp.), als an den dort korrekten.

332 »Got. *–þ–* ist Auslautsverhärtung« (H. Krahe II § 95).

333 Doch ist hierauf weniger Gewicht zu legen, da man annehmen darf, daß der Zusammenfall vom Präs. Ind. ausgegangen sein wird.

334 H. M. Flasdieck, Anglia *58* S. 115.

Im Plural aber hat das As. trotz seiner dem Hd. entsprechenden Lautformen (germ. *–d*, *–nd* statt *–þ*, *–nþ*) das nördliche System der Einheitsformen übernommen, genau so wie Jahrhunderte später die frk. Siedler Brandenburgs aus den mitgebrachten *–en*, *–et*, *–en* nach dem Vorbild ihrer sächsischen Führer einen den Gegebenheiten ihrer eigenen Sprache gemäßen Plural *–en* für alle Personen bildeten.

F. Wrede[335] hat einen Zusammenhang der alem. Pluralformen mit dem as. Einheitsplural sehen wollen. Das ist unmöglich, denn die alem. Erscheinung ist jünger und hat auch zu einem anderen Ergebnis geführt.[336] Im späten Altalem. (mit Notker beginnend) wurde *–nt* als Kasuszeichen der 2. Pers. Pl. verwendet und so in der 2. Pl. des Ind. und Opt. Präs., des Ind. und Opt. Prät. durchgeführt.[337] Erst im Mittelalem. taucht *–nt* auch in der 1. Pl. auf, noch später wurde es auch in der 3. Pl. Opt. Präs. und im Ind. und Opt. Prät. statt *–en* verwendet,[338] so daß in letzteren Positionen der Unterschied zwischen 2. Pl. und 3. Pl. trotz der Verwendung von *–nt* in der 2. Pl. lange aufrechterhalten wurde.

Immerhin haben wir im Alem. die für das Ae. und As. angenommene Entwicklung, daß zuerst 2. und 3. Pl. angeglichen wurden und erst dann die 1. Pers. Pl. sich anschließen mußte, sicher belegt. Da man damit rechnen kann, daß im Alem. *–n–* in bestimmten Stellungen lautschwach wurde (vor allem vor *–s–* und *–f–*, aber auch vor *–f*, vgl. alem. *dotzet* ‹Dutzend›[339]), wird eine lautliche Annäherung von 3. Pl. Präs. Ind. *–nt* an die 2. Pl. *–t* vorangegangen sein. So ist in einigen Zügen der alem. Vorgang dem Einheitsplural des As. und Ae. ähnlich; eine Beeinflussung des Alem. durch das nördl. Westgerm. ist jedoch abzulehnen.

Es seien nun noch einige ›Ingwäonismen‹ besprochen, die für die as. Sprache wichtig sind. Es kommt darauf an, das Alter dieser Ertscheinungen festzustellen. Ich entnehme die Fälle der Aufstellung bei E. Rooth.[340]

49. Der Nom.Sg. der kurzsilbigen neutr. ja-Stämme

Der Unterschied zwischen ahd. *betti* und ae. *bet* (aus *bett*) ist nach der älteren Auffassung erst nach einer längeren gleichartigen Entwicklung entstanden.

Bei der Gemination durch *–j–* blieb der Nom.Sg., der **badi*, nicht **badia* lautete, zunächst unberührt, folgte aber dann in Anlehnung an die

[335] F. Wrede, ZfdMaa *19* (1924) S. 275.
[336] Th. Frings, Grundlegung S. 50.
[337] Braune-Mitzka § 308, Anm. 3.
[338] Paul-Schmitt § 155, Anm. 4.
[339] Paul-Schmitt § 75, Anm. 4.
[340] E. Rooth, Th. Frings-Festschrift S. 71.

übrigen Kasus nach.[341] Dabei wurde die Stammsilbe lang, und *-i* mußte abfallen. Dagegen war bei den ursprünglich langsilbigen ja-Stämmen *-i* erhalten geblieben, weil es sich aus *-ī* entwickelt hatte. Diesen Zustand zeigt das Ae., während im Ahd. die kurzsilbigen ja-Stämme *-i* nach dem Vorbild der langsilbigen wieder angefügt haben. Während diese letzte Phase im Ahd. bereits in den ältesten Denkmälern abgeschlossen war, besitzt das As. in der Heliandgruppe noch die endungslosen kurzsilbigen Formen.[342] Erst in den kleinen Denkmälern ist dann auch im As. *-i* wieder angefügt.

Nach dieser Auffassung ist der Vorgang im As. der gleiche wie im Ahd., nur daß er später abgeschlossen wurde. Dagegen wendet I. Dal ein, daß die Lückenlosigkeit, mit der *-i* im Ahd. herrscht, es unwahrscheinlich macht, daß es jemals abgefallen war. Vielmehr beweise sie, daß im Ahd. die Gemination aus Analogie erst nach dem Abschluß des Abfalls von *-i* erfolgt sei, wodurch *betti* erhalten bleiben konnte. Da für das Ae. die alte Auffassung (zuerst analoge Gemination, denn i-Apokope) richtig bleibt, ergibt sich nach I. Dal ein grundlegender Unterschied zwischen der ae. und der ahd. Entwicklung, bei der das As. der Heliandgruppe auf seiten des Ae. steht. Die kleineren Denkmäler zeigen dann nicht die autochthone as. Entwicklung, sondern einen Einbruch des ahd. Systems in das Sächsische.

Selbst wenn man I. Dal in der Auffassung der ahd. Verhältnisse folgt,[343] kann aus den Formen der Heliandgruppe kein alter Zusammenhang mit dem Ae. erschlossen werden. E. Schwarz[344] setzt die Gemination kurz nach 400 an, also gerade noch vor die Abwanderung der englischen Stämme. Die Gemination aus Analogie zu den übrigen Kasus ist dann bedeutend später erfolgt, d. h. Sachsen und Westsachsen waren (wenn je vereint) längst getrennt. Gemeinsame Veranlagung kann bei einem so willkürlichen Vorgang wie die Analogiebildung (und gar erst ihrer zeitlichen Abfolge) sicher nicht vorliegen. As. *bet* besagt nur, daß das As. anders als das Ahd. vorgegangen ist, vielleicht unter einem Einfluß des Vorae., das aber bereits über die See abgewandert war.

---

[341] Als Beweis dafür führt man an, daß sich doppelte Paradigmen, eines mit und ein zweites ohne Gemination, bildeten, wenn durch diese ein größerer Unterschied zwischen Nom. Sg. und den obliquen Kasus entstanden war.

[342] Auf *-i* endet im As. nur *kunni*, das von I. Dal (NTS 7 (1934) S. 243 f.) als erstarrte Wendung oder hd. Import und als für das Heliandsächs. nicht repräsentativ bezeichnet wird.

[343] Die Begründung I. Dals ist etwas dünn. Man kann die lückenlose Durchführung von *-i* im Ahd. sehr gut auf dessen Systemwillen zurückführen; daß keine Sondergruppen auftreten, ist selbstverständlich, da Stämme mit Ableitungssilben nicht zu den kurzsilbigen zu rechnen sind und das *-i-* ohnehin bewahrten.

[344] E. Schwarz, Goten S. 262.

50. Die endungslosen Nom.Sg. der starken Flexion des Adjektivs

As. *blind* gegenüber ahd. *blinter*, *blintiu*, *blintaz* ist kein alter Unterschied, denn bis auf die des Neutr. werden die ahd. Formen als Neubildungen angesehen. Außerdem stehen auch im Ahd. endungslose Nom.Sg. neben den längeren Formen (sogar beim Nom.Sg.Neutr.). Es zeigt sich hier nur, daß das As. an einer Neuerung des Ahd. nicht teilgenommen hat. Der Verlust von Neutr. *-at* stimmt mit dem Ae. überein, braucht aber nicht alt zu sein.

51. Der Instr. des Demonstrativ- und des Fragepronomens

Ae.	As.	Ahd.
dȳ	*thiu*	*thiu*
hwī, hwȳ	*hwi*	*(h)wiu*

I. Dal[345] versucht aus dem Nebeneinander von as. *thiu* und *hwi* die Zweischichtigkeit des As. zu beweisen, wobei *thiu* Zeichen des südlichen Einbruchs in das as. System ist. Mir scheint jedoch die verschiedene Behandlung des Fragepron. und des Dem. Pron. einer anderen Erklärung zu bedürfen.

Wenn die in Pa, K, Lex Salica belegten *hwe* alte Instr. sind,[346] dann ist der Unterschied zwischen dem Ahd. und dem As. nicht einschneidend. Auch ohne das läßt sich wahrscheinlich machen, daß im ahd. *thiu/hwiu* kein uraltes südgerm. System vorliegt. Oben (S. 66 ff.) wurde gezeigt, daß die diphthongischen Formen des Dem.Pron. Neubildungen des As. und des Ahd. sind. Instr. *thiu*, der oben nicht erwähnt worden ist, ist zu diesen zu rechnen und ist wohl mit diesen entstanden. Dagegen fehlen beim Fragepron. die Formen des Fem. und des Pl., es besitzt daher auch deren diphthongische Neubildungen nicht. So blieb hier zunächst *hwe* erhalten; im Ahd. aber bildete sich später *hwiu* als Reimform zu *thiu*. Dieser Neuerung hat sich das As. verschlossen und bewahrt den älteren Zustand: Dem.Pron. *thiu*, Fragepron. *hwi*.

---

[345] I. Dal, NTS (1954) *17*, S. 416 f.

[346] Braune-Mitzka § 291, Anm. 1. »In *hwe* ... sieht Baesecke auch Instrumentale; doch wird sich *hwe* neben *hwo*, *hwio* eher aus einem adv. **hwaiw-* ... erklären.«

52. Das Fragewort ›wie‹

Es ist nicht korrekt, wenn TH. FRINGS[347] hier die Dreiteilung des westgerm. Sprachgebietes verkörpert sieht, denn die engl. Form ist eine Weiterentwicklung der sächs.[348] Sie gehen beide auf germ. **hwō* zurück, das ein alter Instr. ist. Bei Tatian tritt *hwuo* auf, das vielleicht als nördlicher Import zu betrachten ist, andernfalls aber zeigt, daß auch das Ahd. diese Form einmal besessen haben wird. Der Gegensatz an. *hu* (das übrigens weitgehend durch *hwe* verdrängt worden ist) zu got. *hwaiwe* lehrt, daß die Aufteilung auf die germ. Dialekte jung ist.

53. Die 1. Pers.Sg.Präs.Ind. des Verbum Substantivum

bium ist sicher wie *bim* eine junge Kontamination. Da sie im Westsächs. gerade nicht auftritt, kann man sie keinesfalls für ein ›Ursächsisch‹ in Anspruch nehmen.

Damit wären zahlreiche Erscheinungen der as. Sprache durchgesprochen und die Stellung des Sächs. zwischen Ae. und Ahd. angedeutet. Bevor wir sie näher betrachten, seien zwei andere Sprachen gestreift, durch die wir vielleicht Hinweise für das As. oder für das ›Nordseegerm.‹ gewinnen können.

54. Nordseegermanische Eigenheiten im Langobardischen

W. BRUCKNER[349] nennt einige Eigenheiten der lgbd. Flexion, mit deren Hilfe er sie zu den Ingwäonen rechnet. Die Regelung bei den fem. ā-Stämmen und die bei den i-Stämmen stimmt mit der ae. überein, aber das ist kein Beweis, da das Ahd. früher sie ebenfalls gehabt haben muß. W. BRUCKNER[350] nennt noch den Nom.Akk.Pl. *-os* und den Gen.Sg. der schwachen Flexion *-on* »wenn wirklich in der Unterschrift Signum + manus Lupecinon u. d. testis HPM I § a 730 (or.) eine lgbd. Flexionsform erhalten ist«. Mit E. SCHWARZ[351] wäre noch der Nom.Sg.Mask. der schwachen Adj.-Flexion *-a* zu nennen,[352] dem aber der Nom.Sg. der

[347] TH. FRINGS, Grundlegung S. 51 f.
[348] SIEVERS-BRUNNER § 69 und § 173.
[349] W. BRUCKNER S. 28 f.
[350] W. BRUCKNER S. 29.
[351] E. SCHWARZ, Goten S. 234.
[352] Es handelt sich um einen einzigen Beleg, der zudem eigentlich kein Nom., sondern ein Vokativ ist.

mask. n-Dekl. *–o* gegenübersteht. *n* ist vor *–s* und *–þ* im allgemeinen bewahrt geblieben, doch treten auch Formen ohne *–n* auf. Wenn es richtig ist, daß die Langobarden um 400 n. Chr. von der unteren Elbe abgezogen sind,[353] dann beweisen sie, daß der *–n*-Ausfall vor *–s* und *–þ* um diese Zeit noch kein prägendes Merkmal der Sprachen an der deutschen Nordseeküste war. Lgbd. *–os* kann aus dieser alten Zeit stammen, kann aber auch – da es sich um eine einzelne Parallele handelt – später zufällig in der gleichen Richtung durchgeführt worden sein, zumal die Langobarden sicher Zuzug von Gotenresten erhalten haben, die *–os* mitbrachten.

55. Nordseegermanische Eigenheiten im Niederländischen

Th. Frings[354] hat eine Reihe von Spracheigentümlichkeiten des Niederländischen zusammengestellt, die erweisen sollen, daß das Niederländische ein Frk. auf ingwäonischem Substrat sei. Die etwa 24 Punkte, die er aus der Mnfrk. Grammatik J. Francks auszieht (und die durch die außerdem besprochenen Arbeiten nicht mehr wesentlich vermehrt, nur genauer untersucht werden), lassen sich in drei Gruppen einteilen.

1. Die Hälfte der Fälle beruht darauf, daß die Küste binnenländischen Neuerungen die Gefolgschaft versagt hat.

2. Ein Teil der Neuerungen der Küste kann alt sein und darf zu ›ingwäonischen‹ Erscheinungen gerechnet werden. Ich nenne sie mit einem Blick auf das As.

a) *z–* Abfall in einsilbigen Pron.

b) *mi* statt *mi/mik* wie im As.

c) *–n–* Ausfall vor *–s*.

d) Die Verdumpfung von *–a–* zu *–o–* vor ausgefallenem *–n–* ist (wie im As.) nicht überall durchgedrungen.

e) Der Einheitsplural der Verben herrscht nur in den nördlichen Niederlanden, bezeichnenderweise heißt die Endung *–en*. Es hat hier wohl eine Vermengung fries. und frk. Sprachform stattgefunden, indem die Franken von den Friesen den Einheitsplural, diese aber die frk. Lautung *–en* (im 13. Jh. hieß es noch *–ath*) übernommen haben.

f) Die Tonerhöhung von *–a–* zu *–e–* in einsilbigen Wörtern und die fem. Dekl. von *herte* entspricht zwar dem Ae., ist aber im Nd. nicht durchgeführt.

---

[353] E. Schwarz, Goten S. 234 f.
[354] Th. Frings, Stellung der Niederlande S. 30 ff.

3. Neuerungen, die im Ae. erst in den späteren Texten oder gar erst im Übergang zum Me. auftreten.

a) Entrundung von *ü* zu *e* (holländisch, kentisch) bzw. zu *i* (flämisch, westsächs. und anglisch). Das Kentische belegt *–e–* um 900, während *i* für *–ü–* im Westsächs. schon früher, aber nur in bestimmten Stellungen eintrat, allgemein sich aber erst beim Übergang zum Me. durchsetzte. Von uralter Sprachverwandtschaft kann da nicht die Rede sein, es werden wechselnde Beziehungen vorliegen. Vielleicht hat die erste Einflußwelle vom Kentischen her das Fries. und Nordholländische mit der Entrundung zu *–e–* erfaßt; als dann das Flämische in den insularen Einfluß einbezogen wurde, waren das Westsächs. und mehr noch das Anglische die ausstrahlenden Dialekte, die *–i–* brachten.

b) Der Dat. Pl. ›euch‹ ist erst im Me. zu *you* umgebildet worden, es hat nur das Niederländische daran teilgenommen, nicht das Fries. und das Nd.

c) Eine ebenfalls junge Gleichung ist westflandrisch *genoef* = englisch *enough* (gesprochen *enaf*), wie schon die Bewahrung von *–gh* in der Schreibung bezeugt. Im Ae. heißt es noch *genōg*.

d) Die Vorsilbe *ge–* schwindet stufenweise im Englischen, Fries., Nd. und Niederländischen, doch tritt der Verlust erst im Me. und Mnd. ein. Hier haben wir aber wohl kaum mit besonderer Gemeinsamkeit zu rechnen, der Schwund der Vorsilbe ist einerseits in der starken Konzentration des Tones auf der Hauptsilbe, andererseits in der Aussprache von *g–* begründet.[355]

Bei 3 a–c und bei 2 f kann man nicht gut von gemeinsamen Anlagen im Sinne der Ingwäonentheorie reden, da diese Erscheinungen nicht in allen angeblich ingwäonisch geprägten Sprachgebieten auftreten. Außerdem ist der Zeitraum zu groß, der zwischen der mutmaßlichen Trennung der Dialekte und dem Auftreten der ›Ingwäonismen‹ liegt. In 2 e ist ein fremdes Sprachprinzip mit eigenen Mitteln durchgeführt worden. Die Gruppe 1 ist selbstverständlich ohne Beweiskraft. Bleiben 2 a–d. 2 b ist nicht einmal in allen englischen Dialekten durchgeführt. 2 a, c, d können älter sein als die englische Abwanderung, müssen aber nicht. Jedenfalls deutet der sprachliche Befund viel eher auf Neuerungswellen, die von der Nordseeküste her ins Nfrk. eingedrungen sind, als auf ein ingwäonisches Substrat, das von Franken überschichtet worden wäre.

---

[355] Wir haben hier den Fall, daß die Entwicklung vom As. zum Mnd. eine weitere Trennung zwischen Hd. und Nd. brachte. Es kann also keineswegs von einer geradlinigen Eindeutschung des As. gesprochen werden.

Der Stammesverband der Franken konsolidierte sich um 500 n. Chr.; für diese Zeit sind kaum wesentliche nordseegerm. Besonderheiten nachzuweisen.[356] Das Auseinanderbrechen seiner Spracheinheit ist jünger. Wie er durch die verschiedenen Grenzen der hd. Lautverschiebung von Süden her aufgegliedert wurde, so unterlag er immer wieder dem Einfluß nördlicher Neuerungen, die aus Friesland oder aus England in immer neuen Wellen einströmten.

Es scheinen dabei die Beziehungen des Nfrk. zum Englischen in späterer Zeit enger gewesen zu sein als die des Sächs., während zuvor dieses unter stärkerem Einfluß gestanden war. Man vergleiche: Der *–n–* Schwund vor *–þ* traf das As., aber nicht das Nfrk., dagegen ist die Tonerhöhung von *a* zu *e* nfrk. und ae., aber nicht as. durchgeführt. Die Unterschiede zwischen den angeblichen Ingwäonismen in Sachsen und in den Niederlanden sind geradezu größer als die Gemeinsamkeiten. Das spricht stark gegen die Ingwäonismentheorie.

So dürfen wir wohl für die Behandlung der sächs. Probleme aus dem frk. Bereich folgende Gesichtspunkte mitnehmen:

1. Die nordseegerm. Neuerungen sowohl der Lautlehre als auch der Flexion besaßen eine so große Strahlkraft, daß sie auch in ursprünglich südgerm. Sprachen eindrangen.

2. Die Mehrzahl der ›Ingwäonismen‹ ist erst nach der Übersiedlung der Angelsachsen nach England ins Nfrk. eingedrungen, bei den übrigen, die älter sind, ist eine Datierung nicht mehr recht möglich, sie können älter sein als die Abwanderung englischer Stämme, müssen es aber nicht.

56. Die Stellung des Altsächsischen zwischen dem Englischen und dem Hochdeutschen

Seit sich F. Wrede[357] gegen die Zusammenfassung von Voras. und Vorahd. zu einem Urdeutsch gewandt hat, steht es fest, daß »nicht erst die sog. 2. oder hd. Lautverschiebung eine sprachliche Grenze zwischen Niedersächs. und Hd. errichtet«[358] hat. Umstritten bleibt jedoch die Art der Zuordnung des Sächs. zu seinen Nachbardialekten. »Wir werden die alte Zweiteilung des Westgermanischen in Ingwäonisch und Deutsch vielmehr historisch so modifizieren müssen, daß zu ersterem außer Eng-

[356] Bei der ganzen Substrattheorie spielt die verfehlte Datierung der Ingwäonismen durch Th. Frings in sehr frühe Zeiten die entscheidende Rolle (vgl. oben Kapitel 23).
[357] F. Wrede, ZfdMaa *14* (1919) S. 14.
[358] C. Karstien S. 22.

land und Friesland noch ganz Norddeutschland gehört hat.«[359] Das Mnd. sei ein verdeutschtes Ingwäonisch. Das ist ein Teil seiner kühnen Hypothese, daß das Westgerm. mit dem Ingwäonischen ursprünglich identisch gewesen und dann durch einen von SO nach NW gerichteten Vorstoß got. Lautungen, Flexionseigentümlichkeiten und Lehnwörter zerbrochen worden sei.[360] Diese Gesamtkonzeption war nicht haltbar. Die Beurteilung des As. durch Wrede jedoch hat Schule gemacht und ist von niederländischen Forschern und zusammenfassend von Frings[361] auch auf das Nfrk. übertragen worden.

Natürlich bemerkten auch die Vertreter der rein ingwäonischen Herkunft der Sachsen, daß neben den nordseegerm. Eigenschaften eine ganze Reihe von Erscheinungen stehen, die das As. mit dem Ahd. verbinden. Sie griffen zu folgenden Erklärungen.

I. Dal[362] führt aus: »Die Sprache der Sachsen hat ursprünglich diesem Nordseekreis angehört, und in dieser frühen, rein sächsischen Form haben die nach den britischen Inseln auswandernden Sachsen ihre Sprache dorthin mitgebracht.« I. Dal versucht drei Schichten des As. zu fassen, die zeitlich voneinander abgesetzt als Heliandsprache, als Sprache der Heliandhandschriften und als Sprache der kleineren Denkmäler das Zunehmen der hd. Züge im Sächs. zeigen sollen. Aber schon die Heliandsprache sei nicht mehr rein sächsisch gewesen, sondern bereits durch vorkarlische frk. Einflüsse verändert worden.

E. Rooth bestreitet diese vorkarlischen frk. Einflüsse, er möchte alles, was am Archetypus des Heliand nach Süden weist, als Einfluß der frk. Schreibung und bewußter frk. Auftraggebung abtun. »Im übrigen scheint die Durchmusterung der deutschen Liste ergeben zu haben, daß der Hauptteil ganz natürlich als Folge von Vorschriften der fränkischen Auftraggeber betrachtet werden kann.«[363]

H. Kuhn[364] versucht, der Auffassung von E. Rooth den Boden mit dem Nachweis zu entziehen, daß nordseegerm. Eigenheiten vor dem Abzug der englischen Stämme vom Festland kaum bestanden. Die Eigenheiten des As. seien über See gekommen. Deshalb könne von einem Ursächsisch, das einst das Westsächs. und das Voras. umfaßt habe, nicht die Rede sein.

---

[359] F. Wrede, ZfdMaa *14* (1919) S. 14.
[360] F. Wrede, ZfdMaa *19* (1924) S. 276 ff.
[361] Th. Frings, Stellung der Niederlande, vgl. oben Kapitel 54.
[362] I. Dal, NTS *17* (1952) S. 411.
[363] E. Rooth, Th. Frings-Festschrift S. 76. Vgl. auch Saxonica S. 24, wo das gesprochene As. als rein ingwäonisch betrachtet wird, während die südlichen Züge im As. als durch frk. Schreibtradition hineingebracht abgetan werden.
[364] H. Kuhn, ZfdA *86* (1955/56) S. 35 ff.

Eine vermittelnde und abwägende Haltung nehmen E. Schröder[365] und L. Wolff[366] ein, die den Dualismus innerhalb des As. für bodenständig halten und ihn aus dem Miteinander von ›echtsächsischer‹ Oberschicht und cheruskischer = elbgerm. Grundbevölkerung erklären, »so daß das As., wenn dies richtig ist, nicht in gerader Linie von der Sprache jener Sachsen herzuleiten ist, die einst nach England hinüber gingen.«[367]

Die sprachhistorische Untersuchung hat ergeben, daß das in den Denkmälern belegte As. bei der Auswahl aus ältesten, im Idg. gebildeten Doppelformen auf der Seite des Hd. steht, daß es in späteren Zeiten teils wie die obd. Sprachen, teils aber wie das Nordseegerm. geneuert hat. Letztere Neuerungen sind jedoch sicher jünger als die in Kapitel IV dargelegte, zeitweilige engere Zusammengehörigkeit der westgerm. Sprachen. Für die as. ›Ingwäonismen‹ kann die gleiche Dreiteilung getroffen werden wie für die niederländischen: teils sind sie jünger als die englische Abwanderung vom Kontinent, teils können sie älter sein als diese, und eine nicht geringe Zahl ist darauf zurückzuführen, daß sich das Sächsische südlichen Neuerungen verschlossen hat.

Wenn E. Rooth auf den Nachweis, daß eine Neuerung erst im 7.–8. Jh. n. Chr. durchgeführt worden ist, antwortet: »So bleibt doch die Tatsache gleicher Keime, gleicher Prädispositionen der drei nordseegerm. Sprachen bestehen«,[368] so vergißt er, daß, wenn schon die Ausbildung der Flexion in allen Einzelheiten so sehr vorherbestimmt sein soll, das bei den lautgesetzlichen Entwicklungen erst recht der Fall sein müßte. Die Brechung ist sowohl im Afries. als auch im As. unterblieben; die Tonerhöhung von *a* zu *e* tritt wohl in as. Ortsnamen auf, besitzt aber nicht die Verbreitung, die einer altangelegten Entwicklung gebührte. Weiterhin ist es undenkbar, daß frk. Auftraggeber bestimmt haben sollten, daß anstelle eines ›echtsächsischen‹ *hider* nun frk. *herod*, oder statt *sie sī*, statt *thas thes* zu schreiben ist, aber nie den Versuch machten, obd. *mir*, *mich* oder *hweo* ›wie‹ oder den Pl. *-en*, *-et*, *-en* einzuführen. Gerade die Hilflosigkeit, mit der sächsische Schreiber versucht haben, die Vokale der Endsilben zu bezeichnen, spricht gegen eine Reglementierung durch das Frk. Selbst wenn die Färbung einzelner Vokale durch die Schreibung nicht richtig wiedergegeben sein sollte, so ist doch gesichert, daß z. B. die obliquen Kasus der n-Stämme im Sg. des Fem. eine andere Färbung der Endungsvokale gehabt haben müssen als im Sg. des Mask., und so das as. System vom ae. unterschieden war.

---

[365] E. Schröder, NdsJb. *10* (1933) S. 9 ff.
[366] L. Wolff, ZfdA *71* (1934) S. 129–154.
[367] L. Wolff, ZfdA *71* (1934) S. 134, vgl. auch S. 145.
[368] E. Rooth, Th. Frings-Festschrift S. 68, ähnlich auch – unausgesprochen – S. 58 f. für den Gen. Dat. Sg. der mask. n-Dekl.

Die nordseegerm. Eigenheiten können gut sekundär ins As. eingedrungen sein. Die Einheitsformen für den Pl. der Verben, für den Dat. und Akk. des ungeschlechtigen Pers. Pron., für Gen. Dat. Akk. Sg. der mask. n-Dekl. sind durch den Verfall der Endungen verursacht worden und zeichnen sich durch ihre große Auffälligkeit aus. Bei den ersten beiden Erscheinungen haben wir sogar wahrscheinlich machen können, daß sie ins Sächsische als fremdes Prinzip übertragen worden sind.

Dazu bedarf es nur einer Geltung der ae. Stämme als Vorbild, und die war gegeben, wie schon die politische Aktivität dieser Stämme im 3.–6. Jh. n. Chr. zeigt.

Der Name ›Sachsen‹ darf nicht dazu verführen, die ursprüngliche Identität mit den Sachsen, die Ptolemäus nördlich der Elbemündung ins Holsteinische lokalisiert, und mit den späteren englischen Sachsen vorauszusetzen.[369] »Für die Frage, wie sich der Name der Sachsen von Holstein aus auf das weite Gebiet, das er schließlich umspannte, ausgedehnt hat, läßt die gleichzeitige schriftliche Überlieferung auf weite Strecken völlig im Stich. Infolgedessen gehen die Meinungen darüber sehr auseinander. Im wesentlichen haben sich zwei entgegengesetzte Ansichten gebildet: Während die Archäologen auf dem Standpunkt stehen, daß die nordalbingischen Sachsen in das südelbische Land erobernd eingewandert seien, vertreten die Historiker im allgemeinen (freilich mit Ausnahmen) die Ansicht, die Sachsen des Ptolemäus seien immer jenseits der Elbe geblieben; mit ihnen hätten sich die südelbischen Stämme auf im großen und ganzen friedlichem Wege zu einem Bunde vereinigt und dabei ihren Namen angenommen.[370]

Trotz der großen Zahl von sprachlichen, historischen und archäologischen Untersuchungen, die seit dem Aufsatz von M. Lintzel erschienen sind, stehen sich heute noch beide Auffassungen gegenüber.[371]

---

[369] Es bedürfte nicht einmal der Teilnahme nordseegerm. Gruppen an der Stammesbildung der festländischen Sachsen, um den Sachsennamen zu erklären. R. Loewe (S. 53) nimmt an, daß der Name der festländischen Sachsen zuerst solchen erminonischen Stämmen gegeben worden sei, »die in das leer gewordene Land der . . . ingväonischen Sachsen einrückten«. Außerdem bedeutet der Name wohl Schwertgenossen (vgl. M. Schoenfeld S. 200), und es lag für einen sich gründenden Bund nahe, diesen Namen der berühmten und gefürchteten Nachbarn zu wählen, um deren Ansehen, aber auch deren Siegheil zu gewinnen.

[370] M. Lintzel, Sachsen und Anhalt *3* (1927) S. 1.

[371] Vgl. den Forschungsbericht von W. Lammers (Westfälische Forschungen *10* [1957] S. 25 ff.), der allerdings ›Präponderabilien für die Eroberungstheorie‹ feststellt (S. 56) und betont, daß »die Tendenz zum sächsischen Großstamm . . . verbunden erscheint mit einer großen, von Norden nach Süden und Südwesten gerichteten Unruhbewegung, vor allem in der ersten Jahrtausendhälfte.« W. Lammers läßt »noch offen, wie weit sich dieser ›Trend‹ in Siedel- und Wanderbewegungen, politische Expansion, Überschichtungen oder noch andere Elemente im einzelnen auflösen läßt.« (S. 57).

Mit den hier vorgelegten sprachlichen Überlegungen können sie beide in Einklang gebracht werden.

Sowohl das mächtige Vorbild der nördlichen Bundesgenossen als auch eine Herrenschicht konnten die großzügigen Tendenzen der Kasusvereinfachung, die Monophthongierung aller germ. *–ai–* und *–au–*, den Nasalschwund und andere nordseegerm. Eigenschaften mitbringen. Dagegen bewahrte die Grundbevölkerung ihre ursprüngliche, dem Hd. entsprechende Lautung *–ē–* aus *–ai–* statt *ā*, bewahrte die alten Eigenheiten der südlichen Flexion (*–e–*Stufe bei den Pron., *herod*, *sīs*, *dages*, *ther–* etc.) gegenüber den nördlichen Formen der ›echten‹ Nordseegermanen. In den auffälligen Tendenzen siegte die neue politische und soziale Führungsschicht, aber in der Lautgebung und in den unscheinbaren alten Entscheidungen der Flexion setzte sich die weit zahlreichere Grundbevölkerung durch. Im Kapitel 16 und 17 wurde eine überraschend zwiespältige Behandlung der durch den grammatischen Wechsel entstandenen Doppelformen festgestellt. Das Ae. besaß den Nom.Akk.Pl. *dagos* und *–þ* als Endung der Verbflexion (3.Sg. und Pl.), während das Ahd. *–a* und *–d* durchführte. Nun stimmt das As. bei *–os* zum Ae., bei *–d* zum Ahd. Das kann dadurch verursacht worden sein, daß das As. ursprünglich zum gleichen Entscheid wie das Ahd. hintendierte, aber später unter den Einfluß des Vorae. kam, wobei bei der auffälligen Entscheidung der Sprachwille der Oberschicht, bei der unauffälligen aber der der Unterschicht siegte.

So entstand eine Mischsprache, die stets bereit war, auch vom Süden kommende Einflüsse aufzunehmen.[373] Daß die frk. Einflüsse in der Zeit Karls des Großen einen Höhepunkt erreichen, soll nicht geleugnet werden. Man kann ruhig die *–uo–* aus *ō* und *–ia–* aus *ē*^{2} im Heliand mit E. Rooth[374] auf den Einfluß der frk. Schreibung zurückführen, aber in allen wesentlichen Merkmalen, vor allem in denen der Flexion, geben uns die as. Denkmäler ein gutes Abbild des gesprochenen Sächsisch. Man darf die Möglichkeiten des karolingisch-fränkischen Einflusses nicht überschätzen. Der hd. Einfluß war seit Karl dem Großen sicher nicht stark genug, um ein rein ›ingwäonisches‹ gesprochenes As. zu einem deutschen Mnd. werden zu lassen. Es muß daran erinnert werden, daß gerade im Karolingerreich sich gewichtigste Unterschiede zwischen Frk., Alem. und Bair. entwickelten. Dabei waren gerade Frankfurt und Regensburg die Zentren der spätkarolingischen ostfränkischen Herr-

[373] So hat das As. in der Flexion der weiblichen *ā*-Stämme sämtliche hd.-nfrk. Neuerungen mitgemacht (L. Wolff, ZfdA 71 [1934] S. 145); vgl. auch oben Kapitel 43.

[374] E. Rooth, Saxonica, aber auch in seinen anderen Veröffentlichungen zu diesem Thema.

schaft, der Austausch zwischen beiden Räumen hätte auch in sprachlicher Hinsicht sehr lebhaft sein müssen. Auch das Auseinanderbrechen der Spracheinheit des frk. Stammes durch die hd. Lautverschiebung muß davor warnen, der frk. Herrschaft eine allzu große einigende Kraft auf dem Gebiet der Sprache zuzuschreiben. Es handelt sich eben um nichts weniger als um ein modernes Staatsgebilde mit zentraler Verwaltung und enger Verkehrsgemeinschaft. Im Gegenteil, die einzelnen Reichsgebiete werden im wesentlichen ihr Eigenleben wie zuvor weitergeführt haben. Dabei dürfte der sächsische Stamm rasch sein politisches Eigenleben innerhalb des Reiches zurückgewonnen haben. Daß die Herrschaft der Karolinger nie intensiver war als in Bayern und Schwaben, ist dadurch gesichert, daß die späten Karolinger Sachsen nie zum Zentrum ihrer Regierung gemacht haben. In der ottonischen Zeit war Sachsen der führende Stamm des deutschen Reiches, und seit dem Investiturstreit entgleitet es einer echten Einflußnahme des Königtums und steigt unter den Welfen zum Rang eines Gegenkönigtums auf. Man muß zwar berücksichtigen, daß es vielerlei Berührungen zwischen Sachsen und Hochdeutschen gegeben hat, aber als Vorbild werden die stolzen Sachsen die Süddeutschen nie angesehen haben. Daneben reißen die Verbindungen zu England nie ab, sie erreichen unter den Ottonen sogar einen Höhepunkt (Der Burgenbau Heinrichs I. mag auf englische Vorbilder zurückgehen. Otto I. war in erster Ehe mit einer englischen Prinzessin verheiratet). H. Kuhn[375] macht wahrscheinlich, daß damit auch ein sprachlicher Einfluß Englands verbunden war (Silibierung von *k*).

Zwei Einwände können noch gegen die vorgetragene Sicht des Altsächsischen erhoben werden:

E. Rooths Beweisführung für ein rein ingwäonisches Sächsisch geht weniger von den Texten der as. Denkmäler als von den überlieferten Namen aus, unter denen gerade die Leute niederen Standes Namen mit stark anglofries. Prägung tragen, während die Oberschicht stärker frankonisiert scheint. Das widerspricht aber einer alten ingwäonischen Überschichtung nicht. Die neuen Herren des Landes brachten ihre Namen im 5.–7. Jh. n. Chr. aus dem Nordseebereich mit. Es dauerte einige Zeit, bis die Kluft des Ressentiments zwischen Besiegten und Siegern geschlossen war, dann begann die Unterschicht, sich die Oberschicht gerade auch in der Namengebung als Vorbild zu nehmen; wie alles Kulturgut sanken die Namen in tiefere Volksschichten, bis der sächs. Stamm in der Namengebung einheitlich ›ingwäonisiert‹ war. Das konservative Bauernvolk bewahrte diese Namen noch während der karolingischen Unter-

[375] H. Kuhn, ZfdA *86* (1955/56) S. 43.

werfung, gegen die es auch den stärkeren politischen Widerstand leistete, wogegen der Adel sich den neuen Einflüssen rasch und gerne hingab.

Der andere kommt von H. Kuhn:[376] »Da nun das Stück des sächs. Gebietes, das vor dem Auszug nach England sicher in der Hand dieses Stammes war, von den Neuerungen, um die es geht, trotz seiner geschützten Lage nicht mehr erhalten hat als die anderen, so dünkt es mich von vornherein unwahrscheinlich, daß diese bei den Sachsen schon vor der Teilung bestanden haben.«

H. Kuhn vermißt ein Gebiet, in dem eine echte ingwäonische Sprache erhalten geblieben ist. Das Land nördlich der Elbemündung, das in Frage käme, ist jedoch im 8.–10. Jh. n. Chr. (und noch länger) Randgebiet der sächs. Herrschaft, steht unter schwerstem Druck der Dänen und der Slaven und ist daher stets auf Hilfe und Nachschub aus dem Kerngebiet des sächs. Stammes angewiesen. Dieses aber liegt weiter südlich, am Harz und in Westfalen, wo sich im Miteinander der elbgerm. und der ingwäonischen Bevölkerungsschicht jene Sprache ausgebildet hat, die uns als As. und Mnd. entgegentritt und die sich von hier aus auch in jene nördlichen Randgebiete ausgebreitet hat, in denen vielleicht wirklich reines Ingwäonisch gesprochen wurde.

Hier wird auch deutlich, warum das Niederländische an späteren Entwicklungen des Nordseegerm. viel mehr Anteil genommen hat als das As. Das Sächsische wurde durch die tief im kontinentalen Raum wurzelnde Stammesbildung von der Küste abgelenkt, während das Nfrk. immer mehr an den Rand des Reiches rückte und als Randlandschaft sich mehr zur Gegenküste hin orientierte als zum Kontinent.[377] Sprachlicher Ausdruck dafür sind die Erscheinungen, die in Kapitel 55, 3a–c genannt wurden. Im Nfrk. ist eben keine Überschichtung eines alten ingwäonischen Sprachgebietes erfolgt, wie Th. Frings glaubt, sondern es bröckelte die frk. Spracheinheit an ihrem NW-Rand durch immer neu anbrandende Wellen ingwäonischer Neuerungen ab.

---

[376] H. Kuhn, ZfdA *86* (1955/56) S. 37.

[377] Die politischen Verhältnisse werden durch das Versagen der späten Karolinger bei der Abwehr der Wikinger schlagartig beleuchtet.

VI. DIE VERHÄLTNISSE DES NORDSEEBEREICHS BEI DER ABWANDERUNG DER ENGLISCHEN STÄMME

Im Mittelpunkt von Kapitel V standen die Neuerungen, die vom nördlichen Teil des Westgerm., d. h. also im wesentlichen von den später englischen Stämmen ausgegangen waren. Jetzt soll versucht werden, die Beziehungen der an der Nordseeküste sitzenden Stämme deutlicher zu machen. Wichtig sind die Neuerungen, die das Anglische mit auf dem Festland verbliebenen Sprachen unter Ausschluß des Westsächs. gemein hat. Da dieses auf der Insel südlichere Sitze einnimmt, ist eine Ausbreitung dieser Neuerungen über die See nach der Gesamtübersiedlung unwahrscheinlich. Vielmehr sprechen sie dafür, daß die Angeln sie auf dem Festland noch aufgenommen haben, als die Westsachsen bereits abgewandert waren.

57. Der Abfall von *-n* in unbetonten Silben

Er erfolgte im Afries. wie im Nordhumbr. im Gen. Dat. Akk. Sg. und im Nom. Akk. Pl. der n-Dekl., in Adverbien (afries. *uta*, angl. *buta*) und im Inf. und den Opt. Pl. der Verbflexion. In beiden Sprachen bleibt *-n* erhalten im Ind. Pl. Prät. und im Part. Prät. Ein Unterschied tritt nur bei den Zahlwörtern auf (nordhumbr.: *seofo*, *tēo*; afries.: *sibun*, *tehan*). Diese weitgehende Übereinstimmung spricht für eine gemeinsame Entwicklung, an der das Westsächsische nicht mehr teilgenommen hat, weil es schon über die Nordsee abgezogen war. Eine unabhängige Beeinflussung beider Sprachen durch das Nordgerm. ist kaum anzunehmen, da dort alle *-n* abgefallen sind. Daß der südliche Dialekt des Angl., das Mercische, *-n* bewahrt hat, kann auf einen späteren Einfluß des Westsächs. zurückgeführt werden und spricht nicht dagegen, daß das Angl. den *n*-Abfall noch vom Festland mitgebracht hat.

Der Formenausgleich zwischen Mask. und Fem. der n-Dekl. in den obliquen Kasus muß vor dem n-Abfall geschehen sein, denn im Afries. wie im Nordhumbr. mußte *-un* des Fem. bewahrt bleiben (man vgl. Pl. Ind. Prät. *-un*), *-an* des Mask. jedoch zu *-a* werden, wie die tatsächliche Entwicklung dieser Formen lehrt. Dadurch wäre die lautliche

Verschiedenheit beider Formengruppen zu groß geworden, als daß der Ausgleich noch hätte geschehen können (vgl. die Darlegungen zu den Einheitsformen für verschiedene Kasus – oben Einleitung zu Kapitel V und vor allem in den Kapiteln 40–42). So haben wir im Ausgleich zwischen Mask. und Fem. der n-Stämme eine Erscheinung, die an der Nordseeküste vor dem Abzug wenigstens eines Teiles der englischen Stämme ausgebildet war, an der jedoch das As. nicht teilgenommen hat, das die Geschlechter in diesen Formen noch ziemlich gut scheidet. Das ist ein weiterer gewichtiger Einwand gegen die Auffassung, die festländischen Sachsen seien einst reine Nordseegermanen gewesen.

58. Die ae. Formen für ›weder‹

Von *hweder*, *hwæder* hat das Angl. die zum Ahd. und As. passende Ablautform *hweder* früher durchgeführt als das Westsächs.[378] Es ist gut möglich, daß die Angeln die südliche Ablautsform auf dem Festland aufgenommen haben, als die englischen Sachsen bereits abgewandert waren. Die Angeln haben *hweder* mit auf die Insel gebracht und dort an die Sachsen übermittelt. Das Fries. hat mehrere nicht ganz durchsichtige Formen: *hwoder*, *hwedder*, *hweder*, *hor*; sie gehen wahrscheinlich auf beide Ablautsstufen zurück, deren Auseinandersetzung sie dann belegen.

59. As. *bium* und anglisch *bēom*

Man erklärt sie aus einer Kontamination *biu* × *im*. Diese ist im Westsächs. nicht eingetreten, es heißt noch spätwestsächs. *bēo* (im Altwestsächs. ist keine entsprechende Form belegt).

Im Afries. steht in der gleichen Position das zum Ahd. stimmende *bim* (nebst Lautvarianten). Da der Gesamteindruck des Afries. im allgemeinen nicht für einen Einbruch südlicher Formen in das urfries. = nordseegerm. System spricht, kann man eine besondere Schwächestelle im fries. System vermuten, in die dann eine südl. Form importiert werden konnte. Verf. schlägt folgende Deutung vor: Als das Angl. und das Festlandsächs. **bium* bildeten, hat das Fries. nicht daran teilgenommen, sondern vom Frk. her *bim* übernommen. Um die Mitte des 6. Jh. n. Chr. waren die Friesen zum ersten Male nachweislich unter der Oberhoheit der Franken, das wäre ein Anknüpfungspunkt für die ungefähre Datierung der Übernahme von *bim* ins Fries., für die Bildung von *bium* und damit auch für die Abwanderung der Angeln vom Festland.

---

[378] Man vgl. die bei SIEVERS-BRUNNER § 342, Anm. 1 gegebenen Belege.

60. Nochmals der Stamm *walj-* beim Verbum ›wollen‹

Der Stamm *walj-* wird von allen westgerm. Sprachen mit Ausnahme des Kentischen und Westsächs. in der Flexion von ›wollen‹ verwendet. Es ist anzunehmen, daß dieser Gebrauch vom Süden her sich ausgebreitet hat und das Westsächs. vor seiner Abwanderung nicht mehr erreichte. Daß in den einzelnen Sprachen die Formen vom Stamm *walj-* verschiedene Positionen einnehmen, wird auf eine ungleichmäßige Auseinandersetzung mit den alten im Got. oder An. belegten Formen von ›wollen‹ zurückzuführen sein und soll hier außer Betracht bleiben.[379]

61. Die kürzeren Formen des Possessivpronomens der 1. und 2. Pers. Pl.

Die kürzeren Formen in der Flexion des Poss. Pron. 1. und 2. Pers. Pl. frk. *unser, unses*, as. *usa, uses*, afries. *usa, uses* und nordhumbr. *usa, uses* sind wohl in diesem Zusammenhang zu betrachten. Die eigenartige räumliche Verteilung (sowohl im Frk. als auch im Nordhumbrischen steht die Kurzform neben der zu den übrigen germ. Sprachen stimmenden Langform) spricht gegen Herkunft aus einer alten, idg. Doppelform[380] und läßt eine Neubildung vermuten, die, vielleicht an der Nordseeküste oder im Sächsischen entstanden, sich auf das Angl. und das Frk. ausgedehnt hat, wo sie sich mit den alten Formen auseinanderzusetzen hatte. Wie die Kurzformen entstanden sind, ist nicht ganz klar. Es ist möglich, daß in Formen, in denen durch die Flexion ein zweites *-er-* hinzutreten mußte (z. B. **unserero*), eines der beiden *-er-* durch Dissimilation beseitigt worden ist.[381] Von hier aus wurde dann in allen Flexionsformen *-er-* ausgeschieden. Die Übertragung der Kurzform ins Frk. vom Norden her muß vor dem Ausfall von *n* vor *-s* im Sächsischen und Fries. geschehen sein, denn nur sächs. oder fries. *unses*, nicht aber *ūses* konnte den Franken als Vorbild für die Verkürzung von *unseres* zu *unses* dienen. In Verbindung mit der Tatsache, daß die Kurzform die Westsachsen nicht mehr erreichte, läßt sich – wenn diese Überlegungen richtig sind – folgern, daß die Westsachsen bereits abgewandert waren, als sich im Fries. oder Sächs. (es ist ja nicht gewiß, welche der beiden Sprachen den Franken die Kurzformen übermittelt hat) in *uns* der n-Ausfall vor *-s* vollzog.

---

[379] H. M. Flasdieck, Anglia *61* (1937) S. 1–42, durchleuchtet das Problem in seinen Einzelheiten.

[380] H. Krahe II § 36 leitet *unsa* aus idg. **n̥sos* her. Aber idg. *-os* wäre wohl im Westgerm. geschwunden und nicht als frk. *-er*, as. *-a* erhalten geblieben.

[381] Das ist auch im Obd. belegt.

So steht das Anglische mit den Stämmen der norddeutschen Tiefebene in wechselnden Verbindungen, ohne daß in jedem Falle alle zu den Nordseegerm. gerechneten Stämme beteiligt wären. Das ergibt das Bild einer Gemeinschaft von Sprachen, innerhalb der wohl Neuerungen ausgetauscht und weitergegeben wurden, die aber keine ungeteilte Einheit war.

62. Der Nom.Pl. der mask. o-Deklination im Altfriesischen

Schließlich sei noch auf eine eigentümliche Erscheinung der afries. Flexion hingewiesen.

Dort lautet der Nom.Akk.Pl. der mask. o-Dekl. *–ar*: *dagar* und bereitet der historischen Interpretation Schwierigkeiten, denn die Zurückführung auf germ. **dagōz*, das durch an. *dagar* und ahd. *taga* vertreten wird, scheitert daran, daß im Afries., wie überall im Westgerm., auslautendes *–z* in mehrsilbigen Wörtern durchwegs abgefallen ist. v. Helten[382] schlägt eine Ableitung von afries *dagar* aus idg. **dhógoses* (nochmals durch das Kasussuffix *–es* erweiterte Form) vor.

Es ist aber auch an einen Zusammenhang mit dem An. zu denken. Dafür spricht, daß nur in diesen beiden Sprachen der Nom.Mask von ›zwei‹ der mask. o-Dekl. nachgebildet ist und auf *–r* endet: an. *tveir*, afries. *twer*.

Diese Einwirkung des An. muß nach dem z-Abfall erfolgt sein. Man wird an einen späten Einfluß der Dänen denken müssen, denen zur Zeit der späten Karolinger fries. Grafschaften zum Schutz übertragen waren. Das genüge als Andeutung und ist eher als Beispiel dafür gedacht, wie diese nordgerm. Eigenheit (neben anderen zum Norden weisenden Besonderheiten des Wortschatzes) ins Fries. gelangt sein könnte.

---

[382] W. L. v. Helten, PBB *36* (1910) S. 445.

VII. PROBLEME DER GLIEDERUNG DES ALTHOCHDEUTSCHEN

Der Rahmen für die Betrachtung der ahd. Stämme ist bereits durch die Ausführungen gesteckt. Wenn wir die älteste Scheidung innerhalb des Germ. zwischen dem Südgerm. (später ahd. und as. Stämme) und dem Nordgerm. (Goten, Skandinavier, engl. Stämme) ziehen und betonen, daß sich das Südgerm. später mit dem Vorae. zu einer westgerm. Gemeinschaft zusammenschließt, die dann unter verschiedenen Tendenzen des nördlichen und südlichen Bereiches auseinanderbricht, ist die Stellung der frk. und der obd. Sprachen zueinander im großen und ganzen festgelegt.

63. Alte Unterschiede zwischen den oberdeutschen Dialekten und dem Fränkischen

Es gilt nur noch die alten Unterschiede zwischen diesen Sprachen daraufhin zu untersuchen, ob sie entscheidenden Widerspruch gegen diese Auffassung erheben oder genauere Feststellungen erlauben.

»In alter Zeit aber ist es nicht leicht, dem Weser-Rhein-Germanischen allein zukommende Züge zu entdecken«, stellt E. Schwarz fest[383] und nennt folgende alte Unterschiede zwischen dem Obd. und dem Frk.:

a) obd. *unser, unseres*:	teilfrk. *unser, unses*
b) obd. *er*	teilfrk. *he*
c) obd. *hanin*:	frk. *hanen*
d) obd. *–ā–* aus *–ē–* im 1. Jh.:	frk. im 6./7. Jh. n. Chr.
e) obd. *–li*:	frk. *–kin* als Verkleinerungssilbe
f) obd. *fur–*:	frk. *fir–* als Vorsilbe

Wir müssen diese Liste, die E. Schwarz zu einem anderen Zweck und zu einer Untersuchung in etwas späteren Jahrhunderten (bair. Landnahme und frk. Überschichtung im Ostfrk.) zusammengestellt hat, mustern, ob sie Unterschiede enthält, die in die Jahrhunderte um die Zeitwende hinaufreichen.

---

[383] E. Schwarz, Jahrbuch für fränkische Landesforschung *15* (1955) S. 48.

E. Schwarz selbst führt den Unterschied zwischen frk. *hanen* und obd. *hanin* darauf zurück, daß frk. *hanen* aus dem idg. Gen. Sg. *hanenos* und obd. *hanin* aus dem dazu ablautenden *hanenes* entstanden sind. Das wäre nun nach Kapitel 7 ein wirklich sehr alter Unterschied, aber Lessiak[384] weist darauf hin, daß auch das Frk. umgelautete Genetive der n-Dekl. besessen haben muß, denn Umlautsformen treten im Moselfrk., Westlothringischen und Luxemburgischen noch in Ortsnamen auf. W. Bruckner[385] verweist auf *Inghilinhaim* in den Diplomata Karolinorum I, S. 192. Diese Formen zeigen, daß dieser Unterschied zwischen Frk. und Obd. sicher nicht sehr alt und einschneidend gewesen ist. Man kann auf die Erklärung zurückgreifen, die A. Walde[386] gibt: Obd. *hanin* ist der alte Dat. **hanini*, der in den Gen. gedrungen ist, während frk. *hanen* aus dem Gen. **hanenas* entstanden ist, der auch für den Dat. steht. Damit haben wir hier einen ähnlichen Ausgleich wie in Kapitel 40 ff., der im frk. Bereich umgekehrt verlaufen ist wie im Obd. und wohl jünger ist als der z-Abfall, durch den der Konsonant verlorengegangen ist, der den Unterschied zwischen Gen. und Dat. markiert hatte.

Nach H. Krahe[387] ist die frk. Kurzform *unser*, *unses* auf idg. **n̥sos* zurückzuführen. Aber dabei ist die lautliche Ableitung von frk. *unser* aus idg. **n̥sos* schwierig (*–os* hätte schwinden müssen). Auch die eigentümliche Verbreitung in den Dialekten um die Nordsee (siehe oben, Kapitel 60) spricht dafür, daß die Kurzformen erst spät vom Norden her ins Frk. eingedrungen sind.

Die Vorsilbe und die Verkleinerungssilbe können wir beiseite lassen, dieser Unterschied ist wohl sicher nicht sehr alt. Es bleibt nur die Entwicklung von $\bar{e}^1$. Wenn der Volksname Quaden bei Tacitus dieses $\bar{e}^1$ zu *–ā–* verwandelt zeigt, ist dieser Lautwandel bei den Elbgerm. bereits im 1. Jh. n. Chr. geschehen.[388] Sicher eingetreten ist er im Obd. schon vor dem 4. Jh., während er im Frk. erst nach dem 6. und 7. Jh. erfolgte und gerade im Ofrk. (neben dem Mfrk.) am spätesten,[389] das doch den obd. Stämmen am benachbartsten war. Hier hätten wir wirklich einen alten dialektischen Unterschied, der bis an die Zeitwende zurückreichte. Er zeigte, daß, während sich die sekundäre westgerm. Gemeinschaft bildete, sich der Zusammenhang der südgerm. Sprachen so lockerte, daß zwischen ihnen doch Scheidungen durch Sonderentwicklungen möglich

---

[384] P. Lessiak, AfdA *34* (1910) S. 217.
[385] W. Bruckner, IF *26* (1910), Anzeiger S. 39.
[386] A. Walde S. 178.
[387] H. Krahe II § 36.
[388] E. Schwarz, Goten S. 252.
[389] Braune-Mitzka § 34, Anm. 1.

waren. Ähnliches kann auch obd. (wohl alem.) *-amu* bei den Adj. andeuten, wenn diese Endung wirklich aus dem Got. übernommen worden ist, als diese in den Weichselgebieten saßen. Doch in den Kapiteln 2, 9 und 23 mußten auch andere Erklärungsmöglichkeiten erwogen werden.

Insgesamt fordern diese Formen keine wesentliche Änderung der vorgetragenen Gliederung.

64. Die bairischen Dualformen des ungeschlechtigen Pronomens

Die Dualformen des ungeschlechtigen Pers.Pron. werden in den meisten germ. Sprachen verhältnismäßig lang bewahrt. Nur das Ahd. kennt sie nicht mehr, der einzige Beleg (bei Otfrid) zeigt durch seine Ergänzung zu *unker zweio*, daß er nicht mehr als Dual verstanden wurde.[390] Die frühe Preisgabe des Duals ist eine Eigenheit des Frk. und des Alem. und geschah wohl im Zuge des Aufbaus des einfachen syntaktischen Systems im Ahd. zusammen.

Das Bair. hat jedoch die Formen des Duals bewahrt, wenn sie auch in ahd. Zeit nicht belegt sind.[391]

»Seit dem 14. Jh. erscheint in bair. Denkmälern für die 2. Pl. ein Nom. *ez*, ein Akk. Dat. *enc* (dazu auch ein Possessivum *enker*), welche Formen Reste des alten Duals mit Pluralbedeutung sind. Sie waren schon immer in der Sprache, wurden aber erst im 12. Jh. für den Plural verallgemeinert und als mundartlich in der Schrift gemieden.«[392]

Wenn die bair. Sonderstellung alt ist, dann beruht sie darauf, daß das Bair. an der Aufgabe des Duals, die in der Tendenz des hd. Sprachbaus liegt, nicht teilgenommen hat. Das spricht für abgesonderte Sitze zu einer bestimmten Zeit. Die Forschungsmeinung über die Herkunft der Baiern hat sich in den letzten Jahren gewandelt. Hatte man früher angenommen, die Baiern seien Markomannen, die aus Böhmen eingewandert sind, so ist jetzt wahrscheinlich geworden, daß sie aus Pannonien gekommen und ein Teil der pannonischen Sueben sind. Die Bewahrung des Duals im Bair. spricht für die neuere Auffassung, denn in Pannonien waren die Baiern doch noch etwas weiter vom engeren Kreis der Franken und Alemannen (Sueben!) entfernt und saßen zudem in der Nachbarschaft der Goten, die ja den Dual bewahrt haben. E. Schwarz, der die pannonische Herkunft der Baiern vertritt, gibt zwar für diese Bewertung

---

390 Braune-Mitzka § 282, Anm. 1.
391 Braune-Mitzka § 192d, Anm. 1.
392 Paul-Schmitt § 146, Anm. 6.

der Dualform zu bedenken: »Auch hier (im Bair.) war *ihr*, *euch* vorhanden und hat sich sogar in gewissen Randlagen behaupten und *ös*, *enk* beiseite schieben können. Es ist also nicht einmal sicher, ob die Sonderstellung des Bair. in seiner ungarischen Heimat begonnen hat.«[393] Aber es genügt ja, wenn das Bair. in Ungarn nicht am Verlust des Duals teilgenommen hat. Er ist dann – von einer zentraleren Landschaft ausgehend – in den Plural eingedrungen. Davon sind eben bair. Randlandschaften nicht mehr berührt worden und haben den alten Pl. bewahrt.

65. Der Einfluß des frk. Reiches auf das Sprachgeschehen der deutschen Stämme

Einem Einwand ganz allgemeiner Art wäre noch zu begegnen. Wir haben hier für das Frk., Alem. und Bair. festgestellt, daß sie um etwa 400 n. Chr. kaum unterschiedene Sprachen waren. Ein Blick in die Grammatik lehrt, wie bunt das dialektgeographische Bild des hd. Sprachraumes bereits in ahd. Zeit ist. Sollte diese Spracheinheit gerade in dem Augenblick auseinandergebrochen sein, als das frk. Reich diese Stämme verband? Es entstehen der rheinische Fächer, die verschiedene Behandlung von germ. *–eu–*, von germ. *–ō–* und die starken Unterschiede zwischen der alem. Bewahrung der vollen Endsilbenvokale und der weitgehenden Abschwächung in den übrigen Dialekten. Dieser Einwand wird noch schärfer, wenn man die Vielfalt der modernen Mundarten betrachtet. Wie soll man da glauben können, daß vor der Bildung des frk. Reiches die Baiern, Alemannen und Franken fast gleiche Sprachen besessen haben?

Man wird darauf hinweisen müssen, daß der frk. Stamm ja ebenfalls sprachlich auseinandergebrochen ist. Von Süden her hat ihn der rheinische Fächer der Lautverschiebung aufgelockert, vom Nordseebereich kamen immer neue Wellen von Neuerungen, die verschieden weit ins Frk. eindrangen und es auflösten. So erlitt ein einziger Stamm, und zudem der führende, das gleiche Schicksal, das uns deshalb beim Hd. nicht verwundern sollte. Die Erklärung muß darauf hinauslaufen, daß das frk. Reich für die sprachliche Entwicklung gerade in anderer Hinsicht ein Wendepunkt gewesen ist. Das 4./5. Jh. und die Gründung des frk. Reiches bedeuten eine Konsolidierung der Stammesverhältnisse in Deutschland. Bis dahin war die Geschichte der Sueben (Alemannen und Bayern) dadurch gekennzeichnet, daß sie in Kriegs- und Wanderzügen immer wieder auf engen Raum zusammengeführt worden waren; dadurch wurden entstehende sprachliche Unterschiede rasch beseitigt. Außerdem waren

[393] E. Schwarz, Jahrbuch für fränkische Landesforschung *15* (1955) S. 58.

die später hd. Stämme in ständiger Bewegung ineinander und gegeneinander begriffen, wodurch Vermengungen bedingt waren, die immer wieder die Spracheinheit erneuerten. Nun aber nahmen die einzelnen Stämme einen breiteren geographischen Raum ein, aus der Enge und dem ständigen Miteinander des Heerzuges wurde die weite Verstreutheit über ein ausgedehntes Siedlungsgebiet. Die Verkehrsgemeinschaft der Stämme löste sich weitgehend in einzelne Grundherrschaften auf. Dem frk. Reich darf man keine große sprachlich einigende Kraft zumessen, auch dann nicht, nachdem ihm die Karolinger, die Sachsen, Alemannen und Baiern enger angeschlossen hatten. Dazu war seine Staatlichkeit zu gering. Nur der Hochadel und die Geistlichkeit werden unmittelbare Berührung mit der Reichszentrale gehabt haben, während der Gemeinfreie und der niedere Adel wohl selten mit der frk. Herrschaft zu tun hatten. Die einzelne Grundherrschaft war wirtschaftlich autark, die Abgaben mußten an den nächsten Königshof geleistet werden, und das Heeresaufgebot erging wohl meistens nur für einen engeren Teilbereich der frk. Herrschaft, so daß dabei meistens doch nur Leute des gleichen Teilstammes zusammentrafen.

So wird das frk. Reich nur dadurch den sprachlichen Zusammenhang begünstigt haben, daß es scharfe politische Gegensätze zwischen den Stämmen beseitigte, so daß sprachliche Neuerungen bei ihrer Ausbreitung von Dorf zu Nachbardorf nicht in jedem Falle von der Stammesgrenze aufgehalten wurden. Andererseits konnte bei diesem schrittweisen Vordringen – im Gegensatz zur Ausbildung von sprachlicher Einheitlichkeit bei Wanderungszügen – ein Teil des Stammes durchaus unberührt bleiben, wenn die ausstrahlende Kraft der Neuerung erlahmte.

Daß die frk. Herrschaft keine sprachlich einigende Kraft besaß, wird auch dadurch deutlich, daß von den zahlreichen ahd. Lautveränderungen nur die diphthongischen Laute für germ. *–ē²–* und germ. *–ō–* vom Frk. ausgegangen sein werden, die das Frk. selbst vom romanischen Gallien her übernommen hatte. Dies und die auffällige Erscheinung, daß gerade die beiden politisch führenden Stämme des Festlandes, die Franken und die Sachsen, wenig sprachliche Neuerungen entwickeln und anderen Stämmen übermitteln, spricht dafür, daß eine Voraussetzung bei der Ausbildung einschneidender Veränderungen des Lautsystems doch Wanderung, Niederlassung in neuen Sitzen und Auseinandersetzung mit fremden Bevölkerungsteilen sind.[394] Vielleicht wird durch diesen Ge-

[394] W. Mitzka (ZfdA *83* [1951] S. 110) sieht im gesteigerten Lebensgefühl und der engeren Zusammengehörigkeit der Alemannen während des Ausbaus ihres Stammes inmitten einer ungerm. Umwelt die Ursache der 2. Lautverschiebung. O. Höfler (PBB west *79* [1957] S. 339) faßt die Verbreitung und die Ursachen der 2. Laut-

danken, der auch für das Ae. in Betracht zu ziehen ist, wahrscheinlich, daß auch die umwälzenden Neuerungen, denen das Ae. unterworfen wurde und die auch auf die Nordseeküste ausgestrahlt haben, erst auf der Insel bei der sprachlichen und völkischen Überschichtung der Vorbewohner entstanden sind.

---

verschiebung weiter: »Bei denjenigen Stämmen, die in ausgreifendsten Wanderungen besondere Energien entfalten, ... machte sich auch jene Intensivierung der Artikulation geltend.« R. Bruch (ZfMaf *23* [1955] S. 145) weist nach, daß bei den Westfrk. im Pariser Becken die Lautverschiebung auftritt. Er schließt daraus, daß sie die Ansätze dazu mitgebracht haben müssen.

Da verwundert doch, daß ausgerechnet der abgesplitterte Teil des Frk. die Anlage durchgeführt hat, die in der Heimat unterdrückt worden ist. Eher ist auf die Überschichtung anderer Völker zu verweisen, die das Westfrk. mit dem Alem. gemein hat. Ob das alem. Selbstbewußtsein zu der Lautverschiebung Anlaß gegeben hat, scheint mir fraglich, denn es ist ja kurz vor 500 n. Chr., noch bevor die Lautverschiebung nachweisbar ist, durch die Niederlage gegen die Franken entscheidend gedämpft worden.

VIII. DIE AUSGLIEDERUNG DER GERMANISCHEN SPRACHEN

Es gilt nun die aus der Betrachtung der Flexionslehre gewonnenen Ergebnisse zusammenzufassen und den Sitzen und den Wanderungen der germ. Stämme während der germ. Sprachentwicklung gegenüberzustellen. Es handelt sich in diesem Kapitel also vorwiegend um die Wiederholung und schärfere Zusammenfassung des bereits Gesagten.

Die früheste Gliederung der germ. Sprachen wird uns in der Auswahl aus idg. ererbtem Gut deutlich. Dabei gehen die Goten, Angelsachsen und die Skandinavier gemeinsam, während sich das Sächsische zum Hd. hält (Kapitel 1–9). Dieser sprachlichen Gliederung entsprechen die Sitze. Die Goten sind den Skandinaviern benachbart, die in Südschweden und Südnorwegen wohnen. Übereinstimmend mit der Interpretation der gotischen Stammessage und den archäologischen Funden sind die Goten mit sprachlichen Argumenten ursprünglich in Südskandinavien zu lokalisieren. Aber auch die später englischen Stämme müssen in enge Nachbarschaft zu den Skandinaviern gesetzt werden; ob sie nun im nördlichen Jütland, auf den dänischen Inseln oder in Südskandinavien waren, läßt sich von der Sprache her nicht feststellen.

Die Südgermanen wurden durch die Archäologie in zwei Hauptgruppen geteilt, in die Rhein-Weser-Germanen (später Franken) und die Elbgermanen (später Alemannen und Baiern). Wesentliche sprachliche Unterschiede sind nicht greifbar; jedenfalls sind sie bedeutende weniger zahlreich als die Gemeinsamkeiten beider Gruppen gegenüber dem nördlichen Sprachkreis. Zu ihnen gesellt sich auch jener Teil der Festlandssachsen, der im überlieferten As. für die alten Spracheigentümlichkeiten verantwortlich ist, die mit den frk. und obd. Entscheidungen in dieser ältesten Zeit übereinstimmen. Ob es sich um eine alte eigene Gruppe handelt oder ob diese Sachsen dem Rhein-Weser-Germ. oder dem Elbgerm. zuzurechnen sind, muß offen bleiben.

Wie alt diese Gruppierung der germ. Sprachen ist, läßt sich nicht sicher feststellen. Sie kann bereits in idg. Zeit ausgebildet gewesen sein, muß es aber nicht. Es läßt sich eben die Auswahl aus idg. Dubletten nicht sicher ins Idg. oder ins Urgerm. datieren. Immerhin haben wir in mehreren

Fällen festgestellt, daß wahrscheinlich noch in germ. Zeit die Doppelformen in beiden Sprachbereichen nebeneinander gestanden waren. Als Beweis für ein einheitliches Urgerm. führt man die Lückenlosigkeit an, mit der die Lautgesetze der Einzelsprachen diese in ein gemeinsames Urgerm. zurückführen. Aber das trügt, denn die Lautgesetze selbst gehen ja von der Hypothese dieses Urgerm. aus. Gewichtiger sind die großartigen Veränderungen, die den germ. Sprachen gegenüber dem Idg. gemeinsam sind, vor denen die Eigenheiten der ›Nordgermanen‹ und der ›Südgermanen‹ in dieser Frühzeit zu kleinen Eigenbröteleien verblassen.

Beendet wird diese Zeit durch den Abzug der Goten[395] aus Skandinavien über die Ostsee an die untere Weichsel, der mit Hilfe von Bodenfunden in das 2. Jh. v. Chr. datiert wird. Sie lösen sich damit aus dem engeren Verband des ›Nordgerm.‹ und nehmen nicht mehr an späteren Gemeinsamkeiten des Ae. und An. (Gen. Sg. der o-Dekl. *–as* [Kapitel 10], Dem. Pron. *þaiz–* im Gen. Dat. Sg. Fem. [Kapitel 11], Stamm *ar–* bei dem Verb. Subst. [Kapitel 19] und andere) teil. Die Verbindung mit der alten Heimat ist jedoch nicht völlig abgerissen, aber es werden nur wenige und nur die wichtigsten Neuerungen übernommen (Verschärfung von *–j–* und *–w–* [Kapitel 21]), an denen zum Teil das Ae. keinen Teil hat. Dieses hat sich also vom Norden getrennt, bevor die Goten aus der Weichselgegend nach SO abgezogen sind (um 180 n. Chr.).

Durch ihre Niederlassung an der Weichsel sind die Goten räumlich den Südgermanen, vor allem den Elbgermanen, näher gekommen. Politisch spiegelt sich das in der Nachricht, daß der Markomanne Catwalda Schutz vor Marbod bei den Goten gefunden hat (etwa 19 n. Chr.). Man wollte aus der Konjektur einer Strabo-Stelle (VII 1, 2) eine zeitweilige Abhängigkeit der Goten von den Markomannen folgern, aber das ist nach L. Schmidt[396] unbegründet.

Sprachlich ist immerhin das gemeinsame Verhalten der Goten und Südgermanen bei der Sonderentwicklung des Gen. Dat. Sg. Fem. des Dem. Pron. zu nennen (Kapitel 11). Eine Einwirkung der Got. auf die Südgermanen könnte auch in der Adj.-Endung *–amu* (Kapitel 2), die im Alemannischen noch auftritt, zu belegen sein. Andere angeführte Parallelen (obd. er = germ. *ez* [got. *iz*]: frk. *her*, *he* [Kapitel 25] und andere) beruhen auf Neuerungen des späteren Nordseegerm., die jüngeren Datums sind. So können sie nicht für die Verbindung von Weichselgoten und Elbgermanen herangezogen werden. Die Zahl der Gemeinsamkeiten ist somit

[395] Die vermutlich germ. Stämme, die schon vor den Goten vom Ostseebereich nach SO abgezogen sind, sind uns sprachlich nicht greifbar und konnten bei allen Überlegungen außerhalb unserer Betrachtung bleiben.

[396] L. Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme, Die Ostgermanen[3] S. 197.

recht gering. Der Blick der Goten war auch mehr nach SO gerichtet, wie ihre allmähliche Ausbreitung und die Abwanderung in der Mitte des 2. Jh. n. Chr. zeigen. Damit scheiden sie zunächst aus dem engeren Bereich der germ. Sprachen aus. Gewisse Eigenarten (Aufteilung von *e* und *i*) lassen annehmen, daß schon früher, schon in den Weichselsitzen, das Got. eine recht eigenwillige Entwicklung erfahren hat. So ist wohl schon früher die Dreiteilung der germanischen Sprachwelt eingetreten.

Noch bevor die Goten aus der Weichselgegend nach SO abzogen, war im Westen eine wichtige Verschiebung vor sich gegangen. Die später englischen Stämme lösen sich aus der engen Verbindung zum Norden und vollziehen Neuerungen gemeinsam mit den Südgerm., die die betroffenen Sprachen geradezu umprägen.

Diese Südbewegung der englischen Stämme wird wohl um die Zeitwende geschehen sein. Vielleicht ist es bereits ihr Druck, der die Sueben zur Zeit Cäsars veranlaßt hat, nach Gallien vorzustoßen. Sie werden von Jütland (oder Skandinavien) an die Elbemündung und nach Holstein übersiedelt sein (Ptolemäus fixiert Sachsen, wohl ›englische‹ Sachsen, am rechten Elbufer in Holstein). Dabei kamen sie in engere Berührung mit den Südgerm. Ob die Lockerung der Beziehungen zum Norden auch auf den Abzug von verbindenden Völkerschaften zurückzuführen ist, muß offen bleiben.

Die Dreiteilung der germ. Sprachen wird durch die Auslautsgesetze, durch die Bildungen beim Anaphor. Pron. (Kapitel 25f), durch die Aufteilung der idg. Endungen der n-Dekl. auf die Geschlechter (Kapitel 13) usw. charakterisiert, die im An., im Got. und in den westgerm. Sprachen zu verschiedenen Ergebnissen geführt haben. Die Zusammengehörigkeit der westgerm. Sprachen ist in einer ganzen Reihe von gemeinsamen Entwicklungen zu fassen (Konsonantenverdoppelung, z-Abfall, die Regelungen in der 2. Pers. Sg. [Kapitel 16 und 18], die Flexion der Part. Präs. [Kapitel 34], um nur einige zu nennen). Sprachbewegungen können wir vielleicht in einigen Fällen nachweisen, so bei *bist* (Kapitel 29) und bei den diphthongischen Formen des Pers. Pron. (Kapitel 26). Sie erfolgten von Süden nach Norden.

Wenn Kuhn von der Beurteilung der Runendenkmäler her folgert, daß sich etwa 500 n. Chr. innerhalb des Restgerm. nur unwesentliche Sprachunterschiede ausgebildet hätten, so ist darauf zu verweisen, daß die Runendenkmäler sehr wichtige Formen einfach nicht belegen und das Nordische im Formenbau sehr beharrsam ist und nur geringe Entwicklung zeigt.

Für das Vorae., Voras. und Vorahd. ist in den fraglichen Jahrhunderten eine rasche Veränderung festzustellen, die diese Sprachen so gleichartig prägte, daß die frühere Forschung bis etwa 1920 das Westgerm. als eige-

nen ursprünglichen Sprachzweig des Germ. im Sinne der Stammbaumtheorie auffaßte.

Die Periode westgerm. Zusammengehörigkeit bricht in der Schlußphase der Völkerwanderung um 400 auseinander. Goten, Burgunder und Wandalen zerschlagen das römische Reich des Westens und siedeln auf seinem Boden. Die erstgenannten leben nun im SO bzw. SW der Alemannen und Baiern, in die sich die Sueben aufgegliedert haben. Ein stärkerer sprachlicher Austausch ist nicht festzustellen. Von der burgundischen Sprache wissen wir einfach zu wenig, aber auch ein Vergleich des Got. und des Ahd. zeigt kaum späte Berührung. Die Kluft zwischen diesen nordgerm. und den südgerm. Sprachen war schon zu groß, als daß eine Beeinflussung über den Wortschatz hinaus möglich gewesen wäre. Die Bewahrung des Duals im Bair. kann allerdings auf dessen pannonische Sitze in der Nähe der Ostgoten zurückgeführt werden (Kapitel 64).

Die westgerm. Gemeinschaft wird dadurch aufgelöst, daß die englischen Stämme das Festland verlassen und zugleich ein aktives sprachliches Zentrum werden (Kapitel V), so daß die westgerm. Stämme nun zwischen sprachlichen Wellen aus dem südlichen Bereich der Elbgermanen und dem nördlichen der englischen Stämme stehen. Neuerungen der letzteren sind neben lautlichen Erscheinungen vor allem der rasche Verfall der Endsilben und die damit zusammenhängende Aufgabe der Charakterisierung der Flexion durch die Endungen, die zum Zusammenfall von verschiedenen Positionen in einer Lautform führten (Kapitel V, Einleitung und Kapitel 40 ff.). Das alles führt zur Ersetzung des synthetischen Sprachbaus durch den analytischen.

Im Süden, d. h. im späteren Ahd. wird das alte synthetische System umgebaut, eine ganze Anzahl von Neuerungen zielt darauf hin, daß die Unterscheidung der Numeri und der Geschlechter beim Nomen und Pronomen erhalten bleibt (Kapitel 26, 43 und 50).

Zwischen diesen beiden Sprachtendenzen wird nun das Westgerm. auseinandergerissen; dennoch bleibt es möglich, daß gewisse Neuerungen den ganzen Bereich umfassen, wie etwa der i-Umlaut (der auch das Skandinavische ergreift).

Unser Hauptaugenmerk war auf die dazwischen liegenden Sprachbereiche gerichtet, auf das nördliche Frk. und das As. Es zeigte sich, daß beide an südlichen Neuerungen teilnahmen (die das vereinfachte synthetische System bewahren sollten: Nom. Sg. Fem. *giba* zur Unterscheidung vom Nom. Sg. Mask. u. a.), sich solchen Neuerungen verschlossen (hd. Lautverschiebung) und eine ganz entsprechende Haltung auch gegenüber Erscheinungen einnahmen, die vom Ae. ausgingen. Z. B. verweigert das As. die Gefolgschaft beim ae. afries. Ausgleich der Geschlechter bei

den n-Stämmen in den obliquen Kasus (Kapitel 57), übernimmt aber den Einheitsplural der Verben (Kapitel 48) und die Einheitsform für den Dat. und Akk. des ungeschlechtigen Pronomens (Kapitel 47); in den beiden letzten Fällen konnte wahrscheinlich gemacht werden, daß der Zusammenfall im As. nicht autochthon erfolgt ist, sondern als fremdes Sprachprinzip eingedrungen ist.

Im übrigen stimmt das As. bei den ältesten Entscheidungen durchaus zum Hd.; das beweist, daß es mit dem englischen Sächs. nicht ursprünglich identisch ist. Die starke Beeinflussung der sächs. Sprache durch das Nordseegerm. ist jedoch nicht zu leugnen; das as. Flexionssystem wird weitaus mehr von nördlichen Erscheinungen als von südlichen umgeprägt. Welche politischen Vorgänge hinter dieser sprachlichen Ausrichtung nach Norden und hinter der Übertragung des Namens ›Sachsen‹ auf diese Festlandsstämme stehen, kann durch diese sprachliche Untersuchung nicht eindeutig geklärt werden. Es kann sich um eine starke Vorbildstellung der englischen Stämme (vor allem der Sachsen) handeln, wofür spricht, daß auch das Nfrk. stark von nordseegerm. Einflüssen berührt ist (die jünger sind als die Bildung des frk. Großstammes, also nicht auf eine Unterschicht zurückgeführt werden können, die nordseegerm. Gut besessen hatte). Für die as. Sprache muß jedoch auch in Erwägung gezogen werden, daß eine echtsächs. Erobererschicht (die nun wirklich mit den Westsachsen identisch wäre) sich über eine etwa elbgerm. Grundbevölkerung gelegt hat. Das As. wäre dann eine Mischsprache, in die südliche Bausteine und nordseegerm. Tendenzen durch verschiedene Bevölkerungsschichten hineingebracht und dann vereinigt worden wären. Es muß betont werden, daß die für das As. entscheidenden Landschaften, Westfalen und das Gebiet um den Harz, weitab von den Festlandssitzen der englischen Sachsen liegen und sicher eine elbgerm. (oder rhein-wesergerm.) Grundbevölkerung haben (Kapitel 56).

In dieser Spätzeit erfolgt dann auch die starke Differenzierung der hd. Sprachen durch Sprachbewegungen, die nicht mehr den ganzen Bereich erfassen, wenigstens nicht gleichmäßig und gleichzeitig. Von N nach S dringen der Umlaut und die Monophthongierung vor, von W nach SO die Diphthongierung von $-\bar{o}-$ und $-\bar{e}^2-$, von S nach NW die hd. Lautverschiebung usw. Dadurch wird die bis dahin gewahrte weitgehende Einheit von Frk., Alem. und Bair. aufgelöst (im folgenden Schema sind sie der Kürze halber als Ahd. gekennzeichnet – Kapitel VII).

Die Ausgliederung der germ. Sprachen läßt sich wie folgt darstellen, wenn man die sprachlich faßbaren Dialekte in frühere Zeiten projiziert und sie in den einzelnen Epochen so verbindet, wie sie gemeinsame Ent-

wicklungen zusammenstellen. Es wird also hier außer acht gelassen, daß das As. eine Mischsprache sein könnte.

um 200 v. Chr.	Goten +	Skand. +	Engl.	Sachsen + Ahd.
um 100 v. Chr.	Goten – –	Skand. +	Engl.	Sachsen + Ahd.
um 0	Goten – –	Skand. – –	Engl. – –	Sachsen + Ahd. – –Got.
um 200 n. Chr.	Goten	Skand.	Engl. – –	Sachsen – – Ahd.
um 500 n. Chr.	Goten	Skand.	Engl. –	Sachsen – – – Ahd.
um 800 n. Chr.		Skand.	Engl. – – –	Sachsen – Ahd.

(+ bedeutet enge Nachbarschaft, –, – –, – – – bedeuten engere oder lockerere Verbindung)

Bei dieser Sicht hat das Bild vom ›Stammbaum‹ keinen Platz mehr, denn die germ. Sprachen streben ja nicht voneinander weg, sondern bleiben in wechselnder Verbindung miteinander. Die Entwicklung der germ. Sprachen ist dadurch gekennzeichnet, daß die ältesten Trennungslinien in späteren Zeiten durch neue Beziehungen überlagert und verdeckt wurden, daß sich aus dem nördlichen Bereich Sprachen lösten und sich wenigstens für eine gewisse Zeit den südlichen Sprachen näherten. Immer wieder treten neue Zentren sprachlicher Aktivität auf, deren Ausstrahlungen zu gewissen Zeiten anschwellen, dann wieder abklingen. Sollte das Bild vom ›Stammbaum‹ durch ein anderes, angemesseneres ersetzt werden, so würde ich vorschlagen, die germanischen Sprachen als Geschwister zu bezeichnen, von denen sich immer wieder einige näher zusammenfinden, um im Geben und Nehmen sprachliche Neuerungen gemeinsam zu vollziehen, die sich aber dann wieder trennen und neue, andere Gruppen bilden.

ANHANG A

Der Gen.Sg. der mask. o-Deklination im Altsächsischen

Es tut not, noch einmal die Frage nach der Vertretung des Gen. und Dat. Sg. Mask der o-Stämme im Heliand und den übrigen as. Denkmälern zu stellen, da es sich um ein wichtiges Kriterium der Zuordnung des Sächs. in frühester germ. Zeit handelt.

I. Der Heliand

A. Bretschneider[397] nimmt an, daß im Archetypus der Gen. Sg. auf *–as*, der Dat. auf *–a* oder *–e* endete.[398] W. Foerste[399] setzt *–as*, *–a*, die durch C und M in *–es*, *–e* verändert worden seien. W. Schlüter[400] läßt die endgültige Antwort noch offen, stellt aber die as. Endung zum ae. *–æs*.

Das Ergebnis von A. Bretschneider ist durch den Handschriftenvergleich gewonnen. Aber es gibt nur wenige Stellen, die mit *–as* übereinstimmen, CM sicher nur viermal (A. Bretschneider gibt sechs, aber Vers 559 lautet M *thesas folkes* und C *thieses folcas* und 131 M *tiras* und C *tyreas*). Die Fälle sind »allemal in ja-Stämmen«:[401] *cunneas* 347, 366 und *rikeas* 560, 1159. MV *–as* gibt es nicht, MP nur 998 *thesas*, CP *lungras* 987, CV *sinas rikeas* 1320 und *gihwilicas* 1344. Dagegen gibt es unzählige Übereinstimmungen CM *–es*.

Das ist auffällig. Der Beweis für *–as*, *–a* im Archetypus wird geführt, indem man CM als eine Hss.-Gruppe den beiden Bruchstücken als deren zwei gegenüberstellt,[402] aber das hinkt, da man P nicht sicher einordnen kann.[403] Spielen bei den Handschriftenverhältnissen dialektische Unterschiede mit, wie Foerste[404] in seinen Untersuchungen darlegt, dann kann für den Archetypus aus dem Vergleich der Handschriften überhaupt

---

397 A. Bretschneider S. 146.
398 Dat. *–e* setzt A. Bretschneider an, weil drei Stellen übereinstimmend in Heliand V, C und M *–e* zeigen (vgl. auch A. Bretschneider S. 108).
399 W. Foerste S. 50.
400 W. Schlüter S. 249.
401 W. Schlüter S. 245.
402 A. Bretschneider S. 91 f.
403 Vgl. E. Rooth, Th. Frings-Festschrift S. 46.
404 W. Foerste S. 50 (für den Gen. Sg. der o-Dekl.).

nichts gewonnen werden, da P und V nur Abschriften aus dem gleichen Dialektbereich zu sein brauchen, damit ihrer zehn keine Beweiskraft besäßen. Außerdem sind die Bruchstücke viel zu kurz, um über den Charakter der ganzen Handschrift etwas auszusagen. Es handelt sich sowohl bei P als auch bei V um etwa 50 Verse. Hätten wir von M nur die Verse, die bei V belegt sind, so besäßen wir eine Hs. mit ausschließlich *–es*. Das 5. Tausend von C hat weder *–as* noch *–a*, ebenso M von Vers 2810 bis 3140 (solche Stellen ließen sich noch mehrfach finden). Das genüge, um zu zeigen, daß hier der Vergleich der Handschriften kein sicheres Ergebnis bringt.[405]

Nun stellt W. Schlüter[406] fest, daß in M die Endung des Dat. Sg. vom vorhergehenden Konsonanten beeinflußt wird. Nach Gutturalen erscheint *–a* viel häufiger als nach anderen Konsonanten. Auch *–m–* und *–w–* begünstigen *–a* »Steht der Einfluß der Gutturale im allgemeinen fest, so bleibt im Einzelnen doch manches noch unaufgeklärt«. Seine Aufstellungen geben für das erste Tausend folgende Verhältnisse (z. T. nach Schlüters Beispielen durchgezählt):

Guttural + a = 35 Fälle, Guttural + e = 9 Fälle

Sonstige + a = 50 Fälle, sonstige + e = 52 Fälle

(bei ›sonstige‹ sind die ja-Stämme abgezogen).

Beruht das nicht auf Zufall,[407] greifen wir sicher eine Erscheinung, die auf die Urschrift des Heliand zurückgeht. Es ist unmöglich, daß ein Abschreiber, der nicht die Klanggestalt des Wortes vor sich hat, eine so feine phonetische Unterscheidung in den Text gebracht hat. Auch wäre zu erwarten, daß er, wenn nur *–e* im Urtext gestanden wäre, das eine oder andere Mal die Änderung unterlassen, aber kaum sie zu oft durchgeführt hätte (bei *–a* im Urtext ist es ebenso). Aber die Grenzen sind nach beiden Seiten hin verwischt. Das läßt sich leicht auf Abschreiber schieben, die das ursprüngliche System nicht mehr verstanden haben. Die Vorliebe für *–a* bei den ja-Stämmen ist nur natürlich, da die Endungsgestalt meist ent-

---

[405] Ähnlich W. Simon, AfdA *53* (1934) S. 107 f.

[406] W. Schlüter S. 214 f.

[407] Die Verhältniszahlen sind recht eindrucksvoll, und es läßt sich von V. 425 bis V. 500 der Wechsel von *–e* und *–a* in diesem Sinne aufzeigen:

429 *barne,*	431 *goda,*	434 *hebanwanga,*	435 *felde,*	437 *mode,*
441 *daga,*	445 *wibe,*	453 *wiha,*	457 *wiha,*	464 *alaha,*
	465 *wiha,*	466 *liohta,*	466 *goda,*	476 *gode.*

Während hier der Wechsel bis auf einige Ausnahmen (2 × *goda*) folgerichtig durchgeführt ist, gibt es jedoch bereits im 1. Tausend längere Versfolgen mit nur *–a* (V. 800–850) oder mit nur *–e* (V. 540–580). Das läßt sich jedoch daraus erklären, daß ein späterer Abschreiber das Bild verwischt hat.

weder *–ea* oder *–ie* ist, so daß sich *–ea* dadurch erklärt, daß ein Schreiber bei *–ee* in die ihm aus der Vorlage bekannte Endung *–ea* ausgewichen ist. Auch bei der Wahl zwischen *–ea* und *–ie* treten nach Gutturalen verhältnismäßig mehr *–ea* auf als nach anderen Konsonanten.

So läßt sich das Gesetz wie folgt formulieren: In der Urschrift von Heliand M wurden gewisse unbetonte helle Vokale nach Gutturalen weiter geöffnet: *–æ* (aus *–ai*) wurde *–a*, *–ie* (aus *–iai*) wurde *–ee* und schließlich *–ea*.

Bestätigt wird das durch andere Endungen, die auch auf germ. –ai zurückgehen:

		nach Gutt.	nach anderen Kons.
Nom. Akk. Pl. Mask. des Adj.	*e* : *a*	= 34 : 30	= 156 : 74[408]
3. Pers. Sg. Präs. Konj.	*e* : *a*	= 3 : 7	= 38 : 14[409]
„	*–ie* : *–ea*	= 1 : 7[410]	

Stellt man jedoch die Verhältniszahlen für *a* : *e* (nach W. Schlüters Listen) für die einzelnen Verstausender zusammen, ergibt sich eine wichtige Abweichung des Dat. Sg.:

	1. T.	2. T.	3. T.	4. T.	5. T.	6. T.	Ges.
Nom. Akk. Pl. Mask.	31 : 20	23 : 41	22 : 29	15 : 43	10 : 37	3 : 20	104 : 190
3. Pers. Sg. Konj.	3 : 3	26 : 10	2 : 10	8 : 13	1 : 13	1 : 4	41 : 63
Dat. Sg.	105 : 70	39 : 127	13 : 114	4 : 98	7 : 112	3 : 39	171 : 560

Jedesmal nimmt *–a* zugunsten *–e* ab, aber beim Dat. Sg. weitaus am stärksten. Das weist darauf hin, daß hier der Einfluß des Gen. Sg.[411] mitgewirkt haben muß, der also im Archetypus *–es* gelautet hat. Dafür spricht auch, daß nach Abzug der ja-Stämme die Gen. Sg. *–as* nur $^1/_{40}$ aller Gen. ausmachen, also weit weniger als die *–a* beim Dat., daß der Gen. Sg. *–as* nicht einmal im 1. Tausend mehr als $^1/_{10}$ aller Fälle be-

[408] Nach W. Schlüter S. 205.
[409] Nach W. Schlüter S. 210 f.
[410] Nach W. Schlüter S. 211.
[411] Mit einer Anlehnung von Gen. und Dat. rechnen auch W. L. v. Helten, PBB *16* (1892) S. 290, Anm., der *–as* für ursprünglich und *–es* für sekundär dem Dat. angeglichen ansieht (dem widersprechen jene Texte, die *–es* und *–a* haben), und W. Foerste (S. 50), der *–as* aus der Angleichung an *–a* erklärt. Es läßt sich eben auch die Angleichung des Dat. Sg. an den Gen. zeigen.
[412] Allein dieses Verhältnis beweist, daß vor M (und vor CM, da sich bei C ein ähnliches Verhältnis zeigt) ein Schreiber gewirkt haben muß, der *–es*, *–a* sprach. Es ist ja das Hauptanliegen dieses Anhanges, nachzuweisen, daß im As. in einem gewissen Bereich *–es* neben *–a* gestanden war.

streitet,[412] und daß für ihn nicht die Abhängigkeit von den Gutturalen nachweisbar ist.[413]

Vom M allein her gesehen ist für den Archetypus Gen. *–es* und Dat. *–a* (nach Gutt.) und *–e* anzusetzen (das germ. *–ai* hatte sich nach der Monophthongierung zu *e* soweit geöffnet, daß es in Abhängigkeit vom vorhergehenden Konsonanten einmal *–a*, das andere Mal *–e* ausgesprochen wurde).

Zunächst kam der Abschreiber, dem auch bei anderen Formen der Wechsel innerhalb des 2. Tausends zwischen verschiedenen Systemen zuzuschreiben ist. Im 1. Tausend dehnte er die *–a* sehr stark auf Kosten der *–e* aus, um seit dem 2. Tausend sie in zunehmendem Maße zurückzudrängen. Dabei schmuggelte er auch *–as* in den Gen. Sg. ein, natürlich im 1. Tausend mehr als im 2. und den folgenden. Das mag der Zustand von *CM gewesen sein. Der Schreiber M hat dann im wesentlichen nicht mehr viel geändert, nur daß ihm *–e* und *–a* als Endungen bekannt gewesen sind und er *–a* des öfteren dort gebraucht hat, wo es ursprünglich nicht hingehörte. Dasselbe – nur in so starkem Maße, daß die ursprünglichen Verhältnisse nicht mehr erkennbar sind – hat auch C getan. Hier sind die *–a* noch stärker als in M zurückgedrängt. Das Ergebnis in C ist so zu erklären, daß der Schreiber C, der nach dem Ausweis von *guodes* statt *godes* ›Gottes‹ weder des Frk. noch des As. recht kundig war, *–e* und *–a* als Dat.Sg. Endungen in der Vorlage vorgefunden und selbst willkürlich verwendet hat.

PV entstammen einem Dialekt, in welchem *–e* aus germ. *–ai* in allen Stellungen soweit geöffnet war, daß es als *–a–* erschien.[414] Der Gen. *–as* hat sich an den Dat. angeglichen.

II. Die übrigen as. Denkmäler

Die Freckenhorster Heberolle zeigt ebenfalls die Abhängigkeit der Endung von der Lautgestalt des Wortstammes. Hier erscheint nach *–a–* der Stammsilbe *–es*, *–e*, bei allen anderen Vokalen aber *–as*, *–a* (nur bei *–u–* sind die Belege zwiespältig). Gen. und Dat. werden vollkommen gleich behandelt, es läßt sich nicht ausmachen, von welchem der beiden Kasus die Erscheinung ausgegangen ist. Wahrscheinlich wird auch hier ein zwischen *–e* und *–a* stehendes *–æ* aus germ. *–ai* die Ursache sein. Zwei nebeneinander stehende Ablautstufen hätten jedenfalls nicht dieses Bild ergeben.

---

[413] W. Schlüter S. 244.

[414] Dem entspricht, daß in PV *–ea* herrscht, nicht etwa *–ia*, so daß hier nicht nur *–e*, *–es* zu *–a*, *–as* geworden ist, sondern auch *–ie*, *–ies* zu *–ea*, *–eas*. Während also im Dialekt der Urschrift von M *–ia(s)* und *–e(s)* nach Gutturalen geöffnet worden sind, ist das in PV in allen Stellungen geschehen.

Verf. verzichtet auf die Wiedergabe der Liste aus seiner Durchsicht und gibt nur markante Beispiele:

1. durch den ganzen Text hindurch zu verfolgen ist die Formel *gerstinas maltes gimahalenas*[415] (Gen. abhängig von *tue muddi*). *ambahte* und *ambehta* wechseln öfters am Schluß des Textes.[416] Eine Parallelerscheinung aus anderer Kategorie ist 1 × *spikera* zu 7 × *spikare* (Akk. Sg. vgl. E. WADSTEIN, S. 223a).[417] Bei Ortsnamen erscheinen 10 *vare–*[418] *(tharpa)*, bei *rammeshwila* stehen ebenso viele *rammaswila* (je 2) gegenüber. Eine scheinbare Ausnahme bildet in Frk_M das durchgängige *tharpa*. Aber in Frk_K, das auch in anderen Fällen die altertümlichere Lautung zeigt,[419] steht durchgehendes *thorpa*, das man also als Beleg für die Verhältnisse bei *–o–*heranziehen kann, zugleich aber auch beweist, daß dem Schreiber von Frk_M das Prinzip nicht mehr geläufig war.

Für *–o–* seien noch die Ortsnamen auf Dat. *–holta* angeführt, für *–e–* der häufige Gen. *smeras*, Namen auf Dat. *–berga*[420] und *gerasdag* (Frk_M S. 33, Z. 28), für *–ei–* *meira* und *meiras*; für *–i–* neben Appellativa auch Ortsnamen wie die überwiegenden *–wida* neben *–wide*, *–hwila* neben *–hwile*; *u* ist zwiespältig: 2 *vehusa*, 2 *huse*, 1 *hundesarse* (Ortsname Frk_M S. 40, Z. 20). Lange Vokale habe ich nicht untersucht, die Belege sind zu gering (*hwētes* Gen. von Weizen ist ursprünglich *i*-Stamm; *–kāpa* Kauf spricht eher füf *–ō–*).[421]

Vielleicht läßt sich eine ähnliche Regelung noch aus dem 2., jüngeren Teil des Essener Heberegisters[422] feststellen. Die Belege sind allerdings geringer (so fehlen zweisilbige Wörter mit Stammsilbe *–a–*), es läßt sich nur sagen, daß *–a* als Endung auf *–e–* und *–o–* der zweisilbigen Wörter folgt (*–thorpa*, *–berga*), bei dreisilbigen aber *–e* als Endung auftritt. Der einzige Genetiv lautet *ahtines(berga)*.

---

[415] In Fr_M erscheinen mehrere *gimahalanas* neben *gimahalenas*, aber Fr_K hat auch an diesen Stellen stets *gimahalenas*.

[416] Die 3 *ammathta* neben 1 *ammathte* (E. WADSTEIN S. 167b) zeigen schon durch die Konsonanten, daß sie nicht korrekt sind.

[417] E. WADSTEIN wird im folgenden zitiert mit der Seite, wenn es sich um Erläuterungen WADSTEINS handelt, bei den Texten füge ich die Zeile hinzu, bei seinem Glossar die Spalte (a bzw. b).

[418] Ob es sich bei *vare* wirklich um einen Dat. handelt, wagt Verf. nicht zu entscheiden.

[419] E. WADSTEIN S. 136.

[420] Z. B. *berga* (E. WADSTEIN S. 41, Z. 12), *aschaffberga* (E. WADSTEIN S. 33, Z. 18).

[421] Bei den dreisilbigen Wörtern schwanken die Endungen. Es scheint der Vokal der vorletzten Silbe maßgebend zu sein: *hanigas*, daneben steht aber auch *bathere* gegenüber *bakkera*.

[422] Text bei E. WADSTEIN S. 21 f.

Einen älteren Zustand Essener Schreibung vertritt der 1. Teil des Essener Heberegisters[423], vielleicht kann man daraus bruchstückhaft eine Entwicklung ablesen: Hier stehen 10 *–es* (5 *holtes*, 2 *thiores*, 3 *maltes*) 2 *–as* (*honegas* 2 ×) gegenüber, während 3 Dative *–a* belegt sind *(ekanscetha*, *rengereng-thorpa* und *hukretha)*. Ursprünglich wäre also der Gen. vorwiegend auf *–es* und der Dat. auf *–a* gebildet worden, und sie wären erst später zu *–es* und *–as*, *–e* und *–a* vermengt und abhängig vom Stamm des Wortes gebraucht worden,

Zum Bild des ersten Teiles der Essener Heberolle stimmt auch die Homilie Bedas,[424] die die gleiche Hand geschrieben hat;[425] 6 Genetiven auf *–es* stehen zwei Dative auf *–a* gegenüber *(gera* und *liwa)*, daneben ein dreisilbiger Dativ *–e*: *drohtine.*

Wenig Gewicht können die Glossare beanspruchen mit ihrer Vielfalt von Händen, mit dem häufigen Abschreiben von aus hd. Bereich stammenden Glossen, die hd. Einfluß auf die Sprache fast unkontrollierbar machen. Immerhin sei das sog. Essener Evangeliar[426] durchgesehen, das nach E. Wadstein jedocht nicht aus Essen stammt.[427]

Ein Teil der Belege für Gen. Sg. *–es* muß als »der Herkunft aus der Feder eines Nichtniedersachsen verdächtig« ausgeschieden werden.[428] Es handelt sich wohl um *leimbilidares* 52b, 37[429] (wegen *–ei–*) und *sines blutes* 53a, 14 (wegen *–t–*), aber daneben bleiben doch noch 8 *–es*, 5 *–as* und 3 *–ias* (die Vorliebe für *–as* bei den ja-Stämmen hat Schlüter schon bei den Heliandhandschriften festgestellt), während im Dativ nach Abzug des als hd. verdächtigen *lante* 49b, 2 und des wegen Auflösung aus einem Kürzel unbrauchbaren *altare* (57a 2) 15 *–a*, aber keine *–e* als Endung erscheinen. Charakteristisch scheint die von der dritten[2] Hand gegebene Glosse 50a 19 *te godes doma* mit dem Gen. *–es* neben dem Dat. *–a*. Verf. hat versucht, nach J. H. Gallées Einteilung in Schreiberhände, die allerdings von E. Wadstein[430] zurückgewiesen wird, die Dat. und Gen. dieser dritten Hand zusammenzustellen. Es ergaben sich 5 Gen. *–es*, keiner auf *–as*, ein Dat. auf *–a*, einer auf *–e* (das fragliche *altare* s. o.). Man darf also das Essener Evangeliar als Beweis dafür ansehen, daß im As. einmal Gen. *–es* neben Dat. *–a* gestanden hat.

---

[423] Text bei E. Wadstein S. 21.
[424] Text bei E. Wadstein S. 18.
[425] E. Wadstein S. 125.
[426] Text bei E. Wadstein S. 48–62.
[427] E. Wadstein S. 139 f.
[428] W. Schlüter S. 246.
[429] Nach J. H. Gallée, Sprachdenkmäler (17–59), von der sog. 3. Hand geschrieben.
[430] E. Wadstein S. 430.

Die westfälische Beichte hat nur am Anfang 2 Gen. Sg. *godes*, 1 Dat. Sg. *manne*, sonst lauter *–as* und *–a*. Erstere können aus einer Vorlage stehen geblieben sein, während die Beichte selbst wohl zu den Denkmälern gehört, die für *–as* und *–a* zeugen.

Dazu ist auch die Homilie Peters des Großen zu rechnen. In diesen beiden Denkmälern ist der Nom. Akk. Pl. der Adj. *–a* herrschend, so daß hier ein Beweis dafür ist, daß *–a* ursprüngliche Vertretung von germ. *–ai* ist und nicht erst nach dem Gen. umgefärbt wurde.

Auch im Prudentiusglossar überwiegen die *–as* und *–a* bei weitem die beiden *–e* und das eine *–es*.[431]

Andererseits haben Taufgelöbnis, Psalmenkommentar, Oxforder Glossar[432] nur *–es* und *–e*. Bezeichnend ist aber, daß das Taufgelöbnis[433] *–e* als *–æ*-Laut bezeichnet. 2 × *diabolæ*, *diabolgelde*, *diobolgeldæ*.

Der Psalmenkommentar hat Dat. *–e* (z. B. *emo anaginne* S. 6 Z. 23) *an thinemo rehte*, (S. 10, Z. 13), aber Nom. Pl. *–a* (Nom. Pl. Mask. der Part. Prät. *The thar gifulda sindun*, S. 4, Z. 11). So weicht hier der Dat. Sg. mit *–e* von Nom. Akk. Pl. ab, sicher weil er vom Gen. Sg. *–es* (*sines* S. 7, Z. 9) nach *–e* umgefärbt worden ist. Im Oxforder Glossar schwankt der Nom. Akk. Pl. der Adj. zwischen *–e* und *–a*, während der Dat. Sg. *–e* lautet.

In der as. Genesis, die überwiegend *–as* besitzt, zeigt das Adv. *tegegnes* ›entgegen‹, ein erstarrter Genetiv wie aufwärts, daß auch hier der Gen. einstmals auf *–es* geendet hat, dann aber durch den Dat. *–a* umgefärbt worden ist, ein Schicksal, das *tegegnes* nicht betreffen konnte, weil neben ihm kein Dat. stand.[434]

Zum Schluß seien die Merseburger Glossen herangezogen, das anerkannt nordseegermanischste der as. Denkmäler. Hier lautet der Gen. Sg. *–es* und beweist sicher, daß *–as* im As. jung ist. Denn wäre es mit dem Ae. *–æs* zu verbinden, dann müßte es gerade in diesem Denkmal auftreten. Ist aber das *–es* in Merseburg mit dem ae. *–es* (abgeschwächt aus *–as*) identisch, dann kann die vollere Form as. *–as* ebenfalls nichts mit dem Englischen zu tun haben.

Also besaß das As. ursprünglich den Gen. *–es* und den Dat. *–æ*, der dann zwischen *–a* und *–e* schwankte. Der Heliandarchetypus wechselte

---

[431] Vgl. W. Schlüter S. 221 f. und 246 f.

[432] Vgl. W. Schlüter S. 223 und 246.

[433] Text bei Wadstein S. 3.

[434] Der Vollständigkeit halber sei die Genesis kurz charakterisiert: Das erste Bruchstück kennt nur *–a* und *–as*. V. 31–172 des zweiten Bruchstückes haben ausschließlich Dat. *–a*, aber 6 Gen. *–es* neben 20 *–as*. Die späteren Verse haben viele Dat. *–e*, denen jedoch auch Nom. Akk. Pl. Mask *–e* der Adj. entspricht, während die *–es* gegenüber den *–as* spärlich bleiben.

–e und *–a* nach dem vorhergehenden Konsonanten, das Freckenhorster Heberegister nach dem vorhergehenden Vokal. Andere Denkmäler haben einen Ausgleich der Vokale vollzogen, M und C gleichen den Dat. mit *–e* an *–es* an, in P und V und dem Vergil-Glossar lautet der Gen. *–as* in Anlehnung an den Dat. *–a*. Einige Denkmäler haben noch den ursprünglichen Zustand bewahrt: *–es* und *–a* (Homilie Bedas, Essener Heberegister, Essener Evangeliar). Im ganzen ist *–as* gegen *–es* im Vordringen.

Ein Wort ist noch zu sagen, zu den im As. belegten Formen *thas* statt *thes*.

E. Schwarz[435] führt *thas* auf **toso* zurück, ebenso benützt E. Rooth die wenigen as. Belege *thas* dazu, das As. näher zum Englischen zu stellen. Er weist darauf hin, daß auch in frühmnd. Mundarten *thas* auftritt. »Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß das As. einmal eine gesprochene Form *thas* gekannt hat.«[436]

Die dem Verf. zugänglichen Belege sind je zwei in V (1319, 1320) und Gen. (125, 228)[437]. Selbst in diesen Denkmälern, die im Gen. Sg. der o-Dekl. ausschließlich oder überwiegend *–as* haben, sind sie gegenüber *thes* in der Minderheit; dazu kommt nach J. H. Gallée noch *thas* in C 2156, 5427, die beide in der Ausgabe von E. Sievers in *thes* emendiert sind. Der Archetypus wird auch von E. Rooth mit *thes* angesetzt. Aber nichts spricht dafür, daß *thas* Sprechform der Abschreiber des Heliand oder der Gen. ist. Andere Schreiberformen dringen viel zu häufig ein, als daß man in den wenigen *thas* etwas anderes als bloße Schreibfehler sehen könnte, die dadurch sehr begünstigt waren, daß vorher zahlreiche Dem. Pron.-Formen mit *–a–* stehen. Wenn nach E. Rooth[438] in manchen frühmnd. Dialekten *das* auftritt, so hat das nichts mit Verbindungen zum Englischen zu tun, denn die Spracherscheinungen, die im Sächsischen nach der Nordseeküste weisen, haben ihren Höhepunkt in der as. Zeit und klingen nach dem Mnd. hin ab. Daß das im As. ganz spärliche *thas* im Mnd. zahlreicher auftritt, wird andere Ursachen haben, etwa eine autochthon nd. Anlehnung des Dem. Pron. an die o-Dekl. der Substantive, bei denen ja *–as* immer mehr die *–es* verdrängte.

---

[435] E. Schwarz S. 196.
[436] E. Rooth, Th.-Frings-Festschrift S. 66.
[437] J. H. Gallée § 366, Anm. 2
[438] E. Rooth, Th.-Frings-Festschrift S. 66.

ANHANG B

Der Dat.Sg. und der Dat.Pl. *-a*, *-e* der starken Adjektivdeklination im Altfriesischen

Diese Endungen können nicht auf den Abfall des Endkonsonanten zurückgeführt werden,[439] denn *-m* ist im Afries. durchaus erhalten und es treten auch noch einige Adj. mit der vollen Endung *-on* auf (es handelt sich um adj. Pronomina): *to lidon sinon* (im 3. und 20. der ›24 Landrechte‹) und *nen mon otheron* (Jüngstes Gericht). Bezeichnend ist die für das Afries. ungewöhnliche Stellung des Adj. hinter dem Substantiv. Vielleicht liegen hier altertümliche Wendungen vor, in denen die volle Endung des Adj. bewahrt bleiben konnte.

Auch beim Dat. des Dem.Pron. und des Zahlwortes ›zwei‹ wechseln Endungen mit *-m* mit solchen ohne *-m*. *thām* tritt nur noch im echten demonstrativen Gebrauch auf, während der Artikel durchgehend *thā* lautet. Dat. Pl. *twām* steht zwar auch attributivisch, aber in der geläufigen Zusammensetzung ›zweiundzwanzig‹ (Bußzahl) wird *-m* unterdrückt: *mith twa en twintich*, während das weit seltenere 32 den regelrechten Dat. *mith twam en thritich* (12. der ›17 Rustringoer Küren‹) zeigt.

Von einer lautgesetzlichen Entwicklung kann man da nicht sprechen. Ebenso ist der auch methodisch etwas abwegige Vorschlag v. Heltens[440] hinfällig, der für das Afries. einen idg. Dat. ohne *-sm-* erschließen will: **tāis*.

Für die Dem.Pron. und Zahlwortformen sind zwei Erklärungen recht naheliegend. Wo eine Kennzeichnung des Kasus durch ein anderes Wort (Subst.) gegeben war, hat man *-m* unterdrückt, ebenso in geläufigen Zahlverbindungen. Oder es ist unter den genannten Umständen *tha* einfach als unflektierte Form aus dem Nom.Akk.Pl. in den Dat. übertragen worden.

Anders ist der Sachverhalt beim Dat. des starken Adj. Dort bot sich kein Akk. an und der Abfall von *-m*, *-n* hätte einen anderen auslautenden Vokal ergeben als den belegten *(otheron : goda, gode)*.

---

[439] Das versucht W. Heuser § 39, Anm. 1.
[440] W. L. v. Helten, IF *26* (1909) S. 184 f.

Vorbilder für die neue Dat.-Endung des starken Adj. konnten sein:

1. Sg. *-a*: die Endung der schwachen Flexion, deren Ausdehnung auf die starke Flexion nicht ungewöhnlich ist, da auch umgekehrt Formen der starken Flexion in die schwache eingetreten sind.[441]

2. Pl. *-a*: hier kann weder die schwache noch die starke Flexion Vorbild sein, denn diese lauten *-um (sceltum)*. Es bietet sich nur Dat. Sg. *-a* an, wie denn *-a* im Sg. weiter verbreitet ist als im Pl.

3. Sg. *-e*: Instr. oder Dat. Sg. der starken o-Dekl.

4. Pl. *-e*: Akk. Pl. *-e* der Adj. oder Sg. *-e*.

Im Sg. überwiegen die *-a* die *-e* stark, im Plural ist das Verhältnis ausgeglichen. Folgende Erklärung scheint das Problem zu lösen:

Der Dat. Sg. wurde im Afries. erst in den Pl. übernommen, als das Afries. bereits mit dem Eindringen des Dat. Sg. der o-Stämme in die Adj.-Flexion eine Sonderentwicklung gegenüber dem Ags. durchgeführt hatte, also nach der Trennung von den englischen Stämmen.[442] Wie im Ae. und As. *-um* in den Pl. übernommen wurde, wurde afries. *-e* für den Dat. Pl. verwendet. Später drang die schwache Endung *-a* in den Dat. Sg. ein und wurde auf den Dat. Pl. ausgedehnt, ohne aber dort eine derartige Vorherrschaft wie im Sg. zu gewinnen, weil entweder die Ausgleichstendenz erlahmte oder die Pl. *-e* eine Stütze im Akk. fanden.

Da nun beim Adj. Dat. Sg. und Dat. Pl. ohne *-m (-n)* waren, konnten auch im Dem. Pron. sich die kürzeren Formen *tha* durchsetzen.

An besonderen Positionen konnten sich die alten Formen behaupten, so *thām* beim demonstrativen Gebrauch und *sinon*, *otheron* bei den Adj. in der Stellung nach dem Subst. Die Belege von *-on* sind auf die Pron.-Adj. beschränkt. Das spricht für die Übernahme von *-e*, *-a* aus der nominalen Flexion, bei der sich die Pron. Adj. am zurückhaltendsten zeigen mußten.

---

[441] W. Steller § 69.

[442] Im Anglischen gibt es nach Sievers-Brunner (§ 293, Anm. 5) »neben *-um* auch die Endung *-e*«, aber nur beim Dat. Sg. und nicht bei den Pron. Adj. Auch hier ist nicht zu erkennen, ob die Endung vom Dat. Sg. der o-Dekl. oder vom Instr. stammt. Das Angl. zeigte also die gleiche Entwicklung wie das Afries., nur bereits im Ansatz abgebrochen. Da in Kapitel VII noch weitere afries.-angl. Parallelen vorgelegt werden, ist es denkbar, daß auch dies gemeinsam von diesen beiden Stämmen durchgeführt worden ist.

ANHANG C

Die 2. Pers.Sg.Prät.Ind. *bist* in den westgermanischen Sprachen

E. Schwarz[443] nimmt das ae. Nebeneinander von *b*–anlautenden Formen mit den dem an. Paradigma entsprechenden als Ergebnis einer Kontamination, die schon vorags. auf dem Festland geschehen sei. Das kann für die Kontamination der 1. Pers. *bium* und für die 2. Pers. *bist* zutreffen, aber nicht für die übrigen Formen des Präs. Ind., da die ae. und ahd. Formen scharf unterschieden sind und sich nicht durch irgendwelche Umbildungen voneinander ableiten lassen.

Westgerm. *bist* geht im Ae. und im Ahd. jeweils in ganz verschiedene Paradigmata ein, von denen es festzustellen gilt, welches das ursprüngliche ist.

H. M. Flasdieck[444] versucht, das idg. Alter der englischen Formen nachzuweisen. Aber es lassen sich da wohl kaum die Eigentümlichkeiten der Formen erklären (Schwundstufiger Perfektstamm, perfektive Bildung von 2. Pers. Sg. und Pl., präsentische Bildung der 3. Pers. Sg. *bið* und der 1. Pers. Sg. *bēo*). Viel näher liegt doch da eine fortschreitende Anlehnung an die Verba contracta, mit denen die 1. Pers. Sg. völlig und die 2. Pers. Sg. nach der Anfügung von *–t* an die Verba contracta nahezu in der Bildung übereinstimmten.[445] Die Ausdehnung des b-Paradigmas in Anlehnung an die Verba contracta zeigt mit Sicherheit der Opt.

Dagegen gibt es solche Anlehnungsmöglichkeiten für die ahd. Pluralformen nicht. Woher sollte der grammatische Wechsel *bist–birum* kommen? In Präs.Formen tritt er im Ahd. nicht mehr auf; es kamen dafür ja ohnehin nur die Prät.Präs. in Frage, bei denen aber *tharf*, das als einziges einen die Wurzel schließenden Spiranten hatte, den grammatischen Wechsel schon vor den frühesten schriftlichen Fixierungen des Ahd. aufgegeben hat: *thurfum*.

---

[443] E. Schwarz, Goten S. 198.

[444] H. M. Flasdieck, Englische Studien *71* (1936/37) S. 328.

[445] Man vergleiche:

1. Sg. Ind.	2. Sg. Ind.	3. Sg. Ind.	Pl. Ind.	Sg. Opt.	Pl. Opt.
tēo	*tīehst*	*tīehð*	*tēoð*	*tēo*	*tēon*
bēo	*bist*	*bið*	*bēoð*	*bēo*	*bēon*

birum und *birut* erklärt man aus Zusammenfügung von *b*+*irum*, *irut*, doch dabei überrascht, daß das Ahd. keine Spuren der alten Formen mehr besitzt, während das Ae. und das An. diese oder diesen ähnliche Formen bewahrt haben, ohne jedoch auch nur die Tendenz zu einer der ahd. entsprechenden Bildung zu zeigen.

Zudem hält Verf. *bist* für eine idg. Bildung; *–t* ist vor dem grammatischen Wechsel angefügt worden und *b–* muß älter sein als *–t*, da sonst die 2. und 3. Pers. zusammengefallen wären, was zwar für das An. der gewöhnliche Vorgang ist, aber im Südgerm. doch eine unliebsame Verwirrung des Systems hervorgerufen hätte. Zu einer idg. Bildung *bist* aber paßt nur ein *birum*, *biruþ*, dessen Alter auch dadurch gesichert ist, daß es die alte Scheidung zwischen 1., 2. und 3. Pers. Pl. streng aufrechterhält und, wenn ein Übergreifen der perfektischen Bildung auf die 3. Pl. stattfindet, stets ein *sindun*, nie aber ein *birun* gebildet wird. *biruþ* steht zu *bist* im grammatischen Wechsel, wie es sich für eine Perfektbildung gehört, und daß im Sg. *–i–* *bist* erscheint, kann sehr leicht auf Ausgleichungen beruhen; so hat auch das ae. *ar–* den Ablaut zwischen Sg. und Pl. aufgegeben.

Daraus folgt, daß *bist* im Ae. unursprünglich ist. Es konkurriert mit ihm *art*, *eard*, *eart*. Letzteres ist im Westsächsischen der einzige Vertreter des Stammes *ar–*, der immer dann auftritt, wenn das System irgendwie gestört scheint (vgl. die 3. Pl. im An.). Die Systemstörung ist von der alten Form *is* der 2. Sg. ausgegangen, die in unbetonter Stellung im Westgerm. zu **iz* und **i* werden mußte und als *i* unfähig war, eine Flexionsfunktion auszuüben. Anstatt die seltenen, in betonter Stellung erhaltenen *is* zu verallgemeinern, griff das Ae. zu Ersatzformen, von denen sie den Stamm **ar–* noch aus der gemeinsamen Zeit mit dem An. kannte, *bist* aber in der engeren Berührung mit dem Südgerm. zur Zeit des *z*-Abfalls kennenlernte. Die 1. Sg. *biu*, später *bēo* wird ein alter Besitz sein, das zeigt die Kontamination *bium* des As. und des Angl., aber auch altws. *ēom*, dessen Diphthong nach *bēo* umgebildet ist.[446] Mit *bēo* und *bist* sind die Engländer vom Kontinent abgezogen, auf der Insel haben sie dann die 3. Pers. Sg. *bið* und die vor allem im Nordhumbrischen recht vielfältigen Plurale und den auf das Westsächs. beschränkten Opt. gebildet, die nicht einmal im Fries. auftreten.

Wenn diese Ableitung richtig ist – sie kann allerdings kaum zu einem sicheren Beweis führen, – könnten wir hier eine süd-nördliche Sprachbewegung innerhalb des Westgerm. zur Zeit seiner engeren Zusammengehörigkeit festhalten.

---

[446] Sievers-Brunner § 427, 1, Anm. 1.

LITERATUR

A. GRAMMATIKEN

Wilhelm Braune – Walter Mitzka, Althochdeutsche Grammatik, Tübingen ^{10}1961

Wilhelm Braune – Karl Helm, Gotische Grammatik, Tübingen ^{14}1953

Wilhelm Bruckner, Die Sprache der Langobarden, Straßburg 1895

Karl Brugmann – Berthold Delbrück, Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen I–VII, Straßburg ^{2}1897 ff.

Karl Brugmann, Kurze vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen, Straßburg 1904

Karl Brunner, Die englische Sprache I–II, Halle 1951

Johannes Franck, Altfränkische Grammatik, Göttingen 1909; dazu die Rezensionen von W. Bruckner, IF Anz. *26* (1910) S. 38–41, und Primus Lessiak, AfdA *34* (1910) S. 193–222

Johannes Franck, Mittelniederländische Grammatik, Leipzig 1910

Hendrik Gallée, Altsächsische Grammatik, Halle ^{2}1910

Wilhelm Heuser, Altfriesisches Lesebuch mit Grammatik, Heidelberg 1903

Andreas Heusler, Altisländisches Elementarbuch, Heidelberg ^{3}1950

Herman Hirt, Indogermanische Grammatik I–VII, Heidelberg 1921 ff.

Herman Hirt, Handbuch des Urgermanischen I–III, Heidelberg 1931 ff.

Ferdinand Holthausen, Altsächsisches Elementarbuch, Heidelberg ^{2}1921

Alexander Johannesson, Grammatik der urnordischen Runeninschriften, Heidelberg 1923

Carl Karstien, Historische deutsche Grammatik I, Heidelberg 1939

Ernst Kieckers, Handbuch der vergleichenden gotischen Grammatik, München 1928

Friedrich Kluge, Urgermanisch, Straßburg ^{3}1903

Hans Krahe, Germanische Sprachwissenschaft I/II, Berlin ^{4}1960

Hans Krahe, Historische Laut- und Formenlehre des Gotischen, Heidelberg 1948

Wolfgang Krause, Handbuch des Gotischen, München 1953

Agathe Lasch, Mittelniederdeutsche Grammatik, Halle 1914

Adolf Noreen, Altisländische und altnorwegische Grammatik, Halle ^{4}1923

Adolf Noreen, Geschichte der Nordischen Sprachen, Straßburg 1913

E. Prokosch, A comparative German Grammar, Baltimore 1938

Joseph Schatz, Althochdeutsche Grammatik, Göttingen 1927

Eduard Sievers – Karl Brunner, Altenglische Grammatik, Halle ^{2}1951

Walter Steller, Abriß der altfriesischen Grammatik, Halle 1924

Wilhelm Streitberg, Urgermanische Grammatik, Heidelberg ^{3}1943

B. WÖRTERBÜCHER, TEXTE UND ANDERE ALLGEMEINE HILFSMITTEL

Otto Behaghel (Hrsgr.), Heliand und Genesis, Halle ^{6}1948

Sigmund Feist, Etymologisches Wörterbuch der gotischen Sprache, Halle ^{3}1939 ff.

Johan Hendrik Gallée (Hrsgr.), Altsächsische Sprachdenkmäler, Leiden 1894

Friedrich Kluge – Alfred Götze, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin ^{16}1953

Moritz Schönfeld, Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen, Heidelberg 1911

Gottfried Schramm, Namenschatz und Dichtersprache, Göttingen 1957

Ernst Schwarz, Deutsche und germanische Philologie, Heidelberg 1951

Edward Henry Sehrt, Vollständiges Wörterbuch zum Heliand und zur altsächsischen Genesis, Göttingen 1925

Eduard Sievers (Hrsgr.), Heliand, Halle 1878

Friedrich Stroh, Handbuch der germanischen Philologie, Berlin 1952

Elias Wadstein (Hrsgr.), Kleinere altsächsische Sprachdenkmäler, Norden-Leipzig 1899

C. ARBEITEN ZU EINZELNEN SPRACHLICHEN PROBLEMEN

Otto Behaghel, Die 2. Pers. Sg. Ind. Prät. starker Flexion im Westgermanischen, IF *40* (1922) S. 168–169

Otto Bremer, Relative Sprachchronologie, IF *4* (1894) S. 8–31

Otto Bremer, Urgerm. *a* in unbetonter Silbe, IF *14* (1903) S. 363–367

Robert Bruch, Die Lautverschiebung bei den Westfranken, ZfMaf *23* (1955) S. 129–147

Karl Brugmann, Die Demonstrativpronomina der idg. Sprachen, 22. Bd. der Abhandlungen der phil.-hist. Kl. der kgl. sächs. Gesellschaft d. Wissenschaften, Leipzig 1904

Karl Brugmann, Lat. *velimus* got. *vileima* und ags. *eard*, IF *1* (1892) S. 81

Ingerid Dal, Über den as. Dativ Sg. Mask. und Neutr., NTS *7* (1934) S. 142–162

Ingerid Dal, Zur Geschichte der ia-Stämme im Westgermanischen, NTS *7* (1934) S. 242–252

Ingerid Dal, Ein archaischer Zug der germanischen Pronominalflexion, NTS *9* (1938) S. 186–218

Ingerid Dal, Systemerhaltende Tendenzen in der deutschen Kasusmorphologie, NTS *12* (1942) S. 199–212

Julius v. Fierlinger, Zur deutschen Conjugation, KZ *27* (1885) S. 430–432

Hermann M. Flasdieck, Die 2. Pers. des Sg. im ae. Verbalsystem, Anglia *58* (1934) S. 113–121

Hermann M. Flasdieck, Das Verbum wollen im Altgermanischen unter besonderer Berücksichtigung des Altenglischen, Anglia *61* (1937) S. 1–42

Hermann M. Flasdieck, Das altgermanische Verbum substantivum unter besonderer Berücksichtigung des Altenglischen, Engl. St. *71* (1936/1937) S. 321 bis 349; mit Nachtrag, Engl. St. *72* (1937/1938) S. 158–161

Johannes Franck, Der Diphthong. *ea, io* im Ahd., ZfdA *40* (1903) S. 1–24

Hermann Güntert, Zur o-Abtönung in den idg. Sprachen, IF *37* (1916/17) S. 1–87

Louis Leonor Hammerich, Die germanische und hochdeutsche Lautverschiebung, PBB Tübingen *77* (1955) S. 1–29

H. M. Heinrichs, Studien zum bestimmten Artikel in den germanischen Sprachen, Gießener Beiträge zur dt. Philologie Bd. *1* (1954)

Karl Helm, Zur vorgeschichtlichen Betonung der germanischen Substantive, PBB *71* (1949) S. 250–265

Willem Lodewijk v. Helten, Zur Geschichte der Flexionsformen der pronomina *þa-* und *hwa-* im westgermanischen, PBB *16* (1892) S. 283–297

Willem Lodewijk v. Helten, Die westgerm. endungen der 2.sg.prät.ind.st. flexion und der 2.sg.präs. und prät.opt., PBB *17* (1893) S. 554–556

Willem Lodewijk v. Helten, Grammatisches, PBB *28* (1903) S. 497–570

Willem Lodewijk v. Helten, Zur pronominalen Flexion im Altgermanischen, PBB *35* (1909) S. 291–297

Willem Lodewijk v. Helten, Zur Flexion der o-Substantive, PBB *36* (1910) S. 435–448

Willem Lodewijk v. Helten, Zur pronominalen Flexion im Altgermanischen, IF *26* (1909) S. 174–186

Wilhelm Heuser, Der Stamm *si* in dem geschlechtigen Fürwort der 2. Pers. im Englischen, Anglia Beiblatt *11* (1900) S. 302–306

Herman Hirt, Vom schleifenden und gestoßenen Ton in den idg. Sprachen, IF *1* (1892) S. 1–24, 195–231

Herman Hirt, Zur Endung des Gen.Sg. der Pronomina, IF *2* (1893) S. 130–132

Herman Hirt, Fragen des Vokalismus und der Stammbildung, IF *32* (1913) S. 209–318

Otto Höfler, Zweite Lautverschiebung bei Ostgermanen und Westgermanen, PBB Tübingen *79* (1957) S. 161–350

Hans Krahe, Die ahd. Personalendung *-mes*, IF *63* (1957/58) S. 55–60

Richard Loewe, Der germ. Plural Dativ, KZ *48* (1917/18) S. 76–99

E. Mezger, Ae. *eart, eard. arð* ›du bist‹ und got. *sijum* ›wir sind‹, KZ *64* (1937) S. 137–142

J. J. Mikkola, Die Verschärfung der intervokalischen *j* und *w* im Gotischen und Nordischen, Streitberg Festgabe 1924, S. 267–271

Adolf Noreen, Suffixablaut im Altnordischen, IF *14* (1903) S. 396–402

Hermann Osthoff, Gab es einen Instr. *-mi* im Germanischen? IF *20* (1906/1907) S. 163–219

Hermann Paul, Zur geschichte des germanischen vocalismus, PBB *6* (1879) S. 1–257

T. A. Rompelman, Form und Funktion des Präteritum im Germanischen, Neophilologus *37* (1953) S. 65–89

Hans-Friedrich Rosenfeld, Ingwäonisch *he, hi* und das Pers. Pron. im Germanischen, ZfMaf *23* (1955) S. 74–111

Hans-Friedrich Rosenfeld, Der Runenstein von Krogsta und das westgermanische Dem. Pron. ›dieser‹, Forschungen *29* (1955) S. 172–178

Hans-Friedrich Rosenfeld, Ingwäonisch *he, hi* und das germanische Dem.-Pron., Forschungen *29* (1955) S. 150–155

Wolfgang Schlüter, Untersuchungen zur Geschichte der sächsischen Sprache, Halle 1899

Edward Schröder, Die 2. Pers. Sg. Perf. st. Flexion im Westgerm., IF *39* (1921) S. 224–229

Tassilo Schultheiss, Das Fortleben der idg. ›freien‹ Betonung im germanischen Norden, KZ *65* (1938) S. 249–255

Eduard Sievers, Die starke Adjektivdeklination, PBB *2* (1875) S. 98–124

Eduard Sievers, Zur accent- und lautlehre der germanischen Sprachen I, PBB *4* (1877) S. 522–540; II, PBB *5* (1878) S. 63–163

Eduard Sievers, Zur Verbalflexion, PBB *9* (1883) S. 561–567

Ferdinand Sommer, Zum Zahlwort, München 1950

Franz Specht, Zur Perfektbildung im Germanischen und Indogermanischen, KZ *64* (1937) S. 62–67

Jakob Sverdrup, Das germanische Dentalpräteritum, NTS *2* (1929) S. 5–95

Alois Walde, Die germanischen Auslautsgesetze, Halle 1900

Alois Walde, Zur Entwicklung von germanisch *–ai–* im Friesischen, IF *12* (1901) S. 372–386

Nikolaas v. Wijk, Ahd. *deo, dio, blinto*, alem. *kebo*, IF *24* (1909) S. 28 ff.

D. ARBEITEN ZU PROBLEMEN DER GLIEDERUNG DER GERMANISCHEN SPRACHEN

Helmut Arntz, Urgermanisch, Gotisch, Deutsch, in »Festschrift für Otto Behaghel«, Heidelberg 1934, S. 29

Conrad Borchling, Die nordischen Sprachen in ihrer germanischen Eigenart, in »Zur Kenntnis des Nordens«, 1940, S. 6 ff.

Wilhelm Braune, Althochdeutsch und Angelsächsisch, PBB *43* (1918) S. 361–445

Anneliese Bretschneider, Die Heliandheimat und ihre sprachgeschichtliche Entwicklung, Deutsche Dialektgeographie, Marburg 1934, Bd. 30; Rez. Werner Simon AfdA *53* (1934) S. 106–112

Hennig Brinkmann, Sprachwandel und Sprachbewegung in althochdeutscher Zeit, Jena 1931

Hennig Brinkmann, Zur Erforschung des Frühgermanischen, ZfMaf *20* (1952) S. 207–217

A. Campbell, West Germanic Problems in the Light of Modern Dialects. Transactions of the philological Society, London 1947, S. 1–24

Gerhard Cordes, Zur Frage der altsächsischen Mundarten, ZfMaf *24* (1956) S. 1–54, 65–78

Ingerid Dal, Zur Stellung des Sächsischen und der Heliandsprache, NTS *17* (1954) S. 410–424

Gerhard Drögereit, Die Ausbreitung der nordwestdeutschen Küstenvölker über See, NA *5* (1951) S. 229–250

William Foerste, Untersuchungen zur westfälischen Sprache des 9. Jahrhunderts, Marburg 1950

Theodor Frings, Germania Romana, Halle 1932

Theodor Frings, Die Stellung der Niederlande im Aufbau des Germanischen, Halle 1944

Theodor Frings, Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache, Halle ^{3}1957, Rez. Hans Kuhn, AfdA *65* (1951/52) S. 53–65 und ZfdA *87* (1956/57) S. 1–13

Theodor Frings, Paida, PBB Halle *77* (1955) S. 221–234

Theodor Frings, Ingwäonische Wellen – Deutsche Wellen, PBB ost *81* (1959) S. 248–262

Albert Genrich, Neue Gesichtspunkte zum Ursprung der Sachsen, Archiv f. Landes- und Volkskunde von Niedersachsen, Heft *16* (1943) S. 83–113

Otto Höfler, Stammbaumtheorie, Wellentheorie, Entfaltungstheorie I, PBB Tübingen *77* (1955) S. 30–66; II, PBB Tübingen *78* (1956) S. 1–44

Hans Krahe, Sprachverwandtschaft im alten Europa, Heidelberg 1951

P. Kretschmer, Die frühesten sprachlichen Spuren der Germanen, KZ *69* (1948) S. 1–25

Hans Kuhn, Zur Gliederung der germanischen Sprachen, ZfdA *86* (1955/56) S. 1–47

Walther Lammers, Die Herkunft der Sachsen, Westfälische Forschungen *10* (1957) S. 25–57

Martin Lintzel, Zur Entstehungsgeschichte des sächsischen Stammes, Sachsen und Anhalt *3* (1927) S. 1 ff.

Richard Loewe, Die ethnische und sprachliche Gliederung der Germanen, Halle 1899

Gerhart Lohse, Zur Frühgeschichte der nordseegermanischen Dialekte, GRM *28* (1940) S. 24–39

Friedrich Maurer, Nordgermanen und Alemannen, München-Bern ^{3}1952. Rez. zur 1. Auflage: Hans Kuhn, AfdA *63* (1944) S. 4–13

Friedrich Maurer, Die westgermanischen Eigenheiten und das Merowingerreich, Lexis *1* (1948) S. 215–228

Walther Mitzka, Die ahd. Lautverschiebung und der ungleiche fränkische Anteil, ZfdA *83* (1951) S. 107–113

Walther Mitzka, Das Langobardische und die althochdeutsche Dialektgeographie, ZfMaf. *20* (1952) S. 1–7

Erik Rooth, Über die Heliandsprache, in »Festgabe für Th. Frings«, Berlin 1956, S. 40–79

Erik Rooth, Saxonica, Lund 1949

Hans-Friedrich Rosenfeld, Zur sprachlichen Gliederung des Germanischen, ZfPh *8* (1953) S. 365–389

Walter Rosien, Frühgeschichtliche Stammesentwicklung in Niedersachsen, NA 5 (1951) S. 204–228

Ludwig Schmidt, Die Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung, München ²1933 ff.

Edward Schröder, Sachsen und Chauken, Niedersächsisches Jahrbuch *10* S. 9 ff.

Ernst Schwarz, Goten, Nordgermanen, Angelsachsen, München-Bern 1951. Rez. Hans Kuhn, AfdA *66* (1952/53) S. 45 ff.

Ernst Schwarz, Germanische Stammeskunde, Heidelberg 1956

Ernst Schwarz, Die Gliederung der germanischen Sprachen, Wirkendes Wort *2* (1951/52) S. 130–138

Ernst Schwarz, Die elbgermanischen Grundlagen des Ostfränkischen, Jahrbuch für frk. Landesforschung *15* (1955) S. 31–67

Ernst Schwarz, Germanische Sprachgeschichte und Sprachgeographie, ZfMaf *21* (1953) S. 129–148

R. Vleeskruyer, A. Campbells View on Inguäonic, Neophilologus *32* (1948) S. 173 ff.

Ludwig Wolff, Die Stellung des Altsächsischen, ZfdA *71* (1934) S. 129–154

Ferdinand Wrede, Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Mundartforschung, ZfdMaa *14* (1919) S. 3 ff.

Ferdinand Wrede, Ingwäonisch und Westgermanisch, ZfdMaa *19* (1924) S. 270 ff.

H. Zimmer, Ostgermanisch und Westgermanisch, ZfdA *19* (1876) S. 393–462

Abkürzungen der Zeitschriftentitel

AfdA	Anzeiger für deutsches Altertum
Engl. St.	Englische Studien
Forschungen	Forschungen und Fortschritte
IF	Indogermanische Forschungen
KZ	Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung
NA	Neues Archiv für Niedersachsen
NTS	Nordisk tidskrift for Sprakvidenskab
PBB	Beitrage zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur
ZfdA	Zeitschrift für deutsches Altertum
ZfdMaa	Zeitschrift für deutsche Mundarten
ZfMaf	Zeitschrift für Mundartforschung
ZfPh.	Zeitschrift für Phonetik und allgemeine Sprachwissenschaft

AUTORENREGISTER

Braune, W. – Helm, K. 50
Braune, W. – Mitzka, W. 9f., 10, 24, 31, 39, 50, 64, 69, 75, 81, 84, 86, 94, 110f.
Bremer O. 2, 41, 55, 58, 89
Bretschneider, A. 121
Brinkmann, H. 81
Bruch, R. 113
Bruckner, W. 82, 95, 110
Brugmann, K. 73
Brunner, K. 63

Cordes, G. 66, 89

Dal, I. 10, 27, 29–31, 80, 93f., 99

Feist, S. 14
Fierlinger, J. v. 42
Flasdieck, H. M. 2, 13f., 36f., 45, 91, 107, 131
Foerste, W. 62, 65f., 69, 85, 87, 91, 121, 123
Franck, J. 62, 96
Frings, Th. VI, 17, 27, 53–55, 59, 61, 92, 95f., 96f.

Gallée, J. H. 8, 12, 38, 50, 60, 65, 82, 84, 91, 126, 128
Güntert, H. 15

Helm, K. 21
Helten, W. L. v. 27f., 58, 62, 108, 123, 129
Heuser, W. 68, 129
Hirt, H. 8f., 11, 13, 15, 21, 24, 31, 34, 36, 40, 42, 45, 51, 64, 67, 69, 72, 84
Höfler, O. 87, 113

Karstien, C. 59, 98
Kieckers, E. 11, 66
Kluge, F. – Götze, A. 16
Krahe, H. 2, 8, 10–14, 17, 19, 21, 23, 27, 29, 32, 34f., 38, 40, 42, 45, 49–51, 59f., 60, 62, 69–71, 74f., 82, 84, 88, 91, 107, 110
Kuhn, H. VI, 47f., 55, 84–86, 88, 99, 103f.

Lasch, A. 90
Lammers, W. 101
Lessiak, P. 82, 110
Lintzel, M. 101
Loewe, R. 28, 101

Maurer, F. V. 59
Mikkola, J. J. 49
Mitzka, W. 113

Noreen, A. 8–10, 24, 27, 32, 34, 45, 60, 85, 89

Paul, H. 23, 86
Paul, H. – Schmitt, L. E. 46, 92, 111
Prokosch, E. 39, 84

Ranke, F. 39
Rompelman, T. A. 40
Rooth, E. 17, 27, 59, 86, 92, 99f., 102, 121–124, 128
Rosenfeld, H.-F. 7, 13–15, 17, 32, 40f., 50, 59, 61, 71f., 74

Schlüter, W. 65, 81, 84, 121–124, 126f.
Schmidt, L. 114
Schönfeld, M. 33, 101

Schramm, G. 58
Schröder, E. 100
Schwarz, E. VI, 7–10, 17, 19, 22, 29, 33–35, 39, 47–50, 52, 56, 58f. 71, 77, 89, 93, 95f., 109f., 112, 128, 131
Sievers, E. 61, 65
Sievers, E.–Brunner, K. 8f., 12, 14f., 22, 24, 28, 35, 45, 50, 63, 75, 86f. 95, 106, 130, 132
Simon, W. 122
Steller, W. 30, 130
Streitberg, W. 8, 11, 27
Stroh, F. 54
Sverdrup, J. 40

Wadstein, E. 125–127
Walde, A. 12, 28, 31, 49, 61, 70, 82, 110
Wolff, L. 100, 102
Wrede, F. 17, 53, 92, 99f.

Da das Inhaltsverzeichnis zu allen wesentlichen Gesichtspunkten dieser Arbeit führt, verzichtete der Autor auf die Anfügung eines Sachregisters, zumal im Text Verweisungen eingefügt sind, wo es notwendig schien.